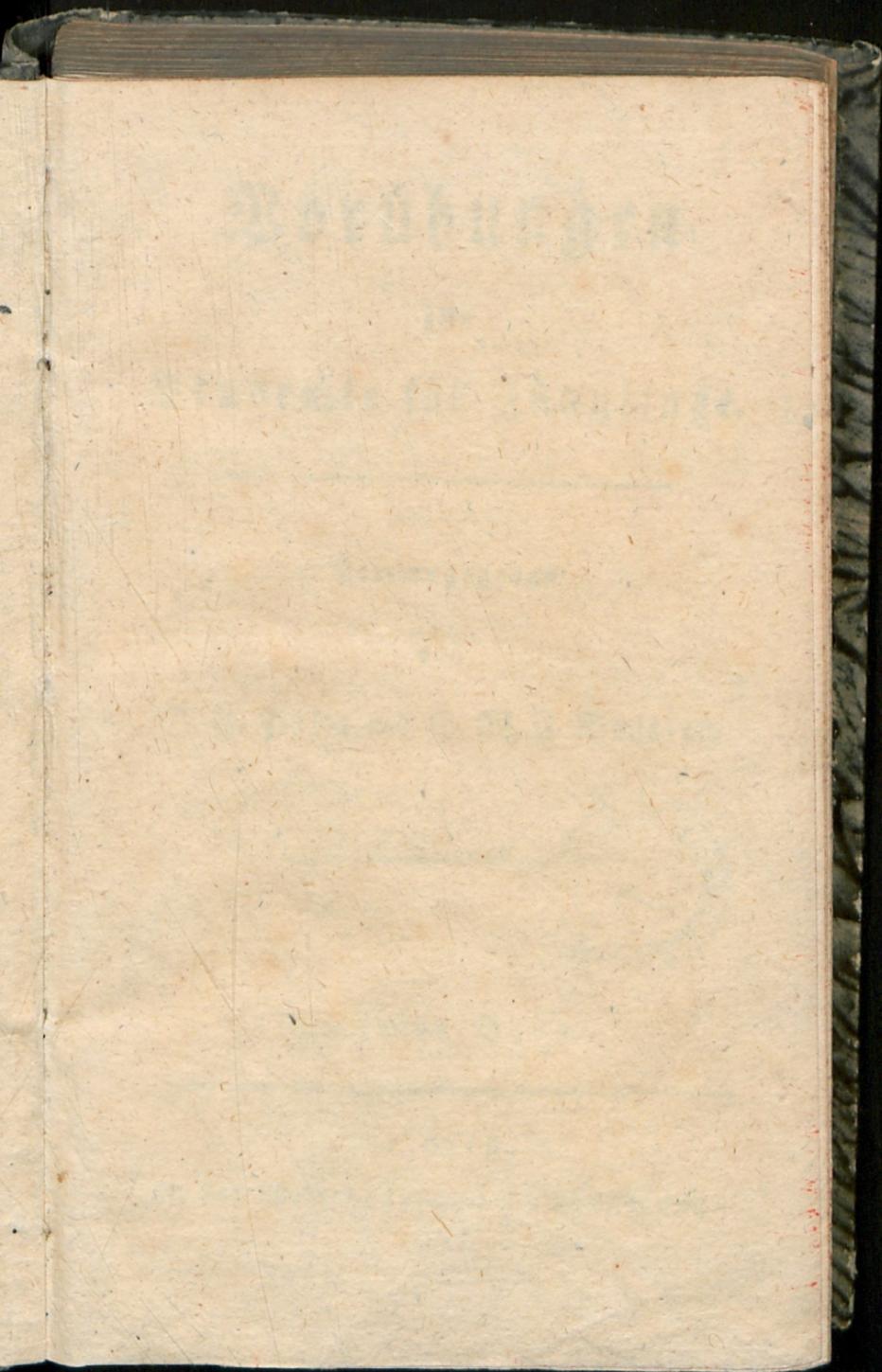




W.R. 1878

ly



Vorübungen

zur

Akademie für Jünglinge.

Herausgegeben

von

G. F. Palm und G. W. F. Beneken;

Zweyter Band.

Leipzig,

in der Weidmannschen Buchhandlung,

1793.



Verzeichnis

1776

der Bibliothek für Jungfrauen

Verzeichnisse

1776

von J. G. Schlegel



Verzeichnisse

1776

in der Bibliothek für Jungfrauen

1776



Unsern theuren,
hoffnungsvollen jungen Freunden,
den Herren
Friedrich Wilhelm Ludwig Christoph
von Hake,
Johann Georg Christoph Adolph
von Hake,
Ludwig Ernst Friedrich Johann
von dem Bussch, genant von Münch,
Georg Wilhelm August Ernst Clamor
von dem Bussch, genant von Münch,
als ein Denkmal
der wärmsten Liebe und Achtung
gewidmet.

Inseln

Bestandtheile

von

Geographie

von

Johann Georg

von

Geographie

von

Geographie

von

als ein

der

Geographie

X



Erwarten Sie, theuerste Jünglinge!
in diesen Zeilen keine Aufzählung des
Guten, was wir an Ihnen rühmen kön-
nen! Oeffentliche Lobsprüche befördern
die Vorzüge selten, die sie auszeichnen
sollen; sie gelten beym Publikum mehren-
theils nur als bloße Formeln; für Sie
selbst aber würden sie, wie wir von Ihrer
Bescheidenheit überzeugt sind, nicht ein-



mal das Belohnende haben, was Sie schon so oft in den stillen Beyfallsäusserungen Ihrer liebevollen Familien, und Ihrer redlichen Freunde fanden.

Dagegen legen wir hier mit der frohesten Würdigung ein Zeugniß unsrer aufrichtigen Liebe und Achtung für Sie; ein Denkmal unsers angenehmen Verhältnisses mit Ihnen, und eine Aufforderung an Sie, nieder, daß Sie, geliebteste, hoffnungsvolle Jünglinge! in Absicht auf Ihre Kenntnisse und auf Ihr Herz, einst das werden, in Absicht auf Ihre Kräfte einst das leisten mögen,

gen, was die Menschheit von Ihnen erwartet!

Unsre mehrjährige Verbindung mit Ihnen hat uns bereits unzählige Freuden gewährt. Nie wird bey uns das lebhafteste Andenken an die Vertrauensvollen und durchaus wohlwollenden Gesinnungen Ihrer allgemein verehrten Eltern gegen uns erlöschen. Wir fühlen es, daß wir diesen Gesinnungen, Lust und Freudigkeit bey unserm, an sich beschwerlichen, Berufe, Sinn für Freude und Lebensgenuß überhaupt, Wohlgefallen an der Menschheit, die wir nicht immer so in

ihren besten Mitgliedern lieben konnten:
Kurz, eine der glücklichsten Perioden uns-
fers Lebens verdanken.

Aber noch inniger entzückt uns doch
unser Vertrauen zu Ihnen; unsre unbe-
schreiblich süße Hoffnung, in den uns an-
vertrauten liebenswürdigen Jünglingen
einst verdienstvolle Bürger des Staats,
vortreffliche Menschen zu erblicken! Wie
verschieden auch die Lebensarten seyn mö-
gen, denen Sie Sich widmen, so werden
Sie Sich dann in der schönen Bestim-
mung als Männer wieder vereinigen,
wohin alle Stände und Beschäftigungen
füh-

führen, in der des Wahren, Nützlichen
und Edlen! Ihr gemeinschaftliches
Streben darnach wird Ihre gegenseitige
frühe Freundschaft und Liebe, für die
Ewigkeit knüpfen, Ihnen den Beyfall
der Guten, die Achtung Ihrer Mitbür-
ger, die äußere Auszeichnung des Ver-
dienstes, alle die Belohnungen zusichern,
welche nur den Mann von Geist und
Würde beglücken können.

Und wir, Eheuerste! — wir sehen
dann aus unserm engern Wirkungskreise
mit stiller Lust zu Ihnen hin; freuen uns
der Hoffnung, daß Sie bey allem glück-

lichen Wechsel Ihres würdigen Lebens,
unsrer mit herzlicher Zuneigung denken,
und — segnen bis zum letzten Athem-
zuge die Stunde, welche uns zu Ihnen
führte!

Hannover,
den 2ten Jan. 1793,

Die Herausgeber.

Inhalt.

Inhalt.

1. Iulius Cornelius Scipio Africanus. S. 1
2. Griechische Alterthümer. Fortsetzung.
Von Herrn Prof. Wachler. 4
3. Geisteskultur, mit ihrer Einwirkung auf
Freude und Lebensgenuß. Von G. W.
F. Beneken. 49
4. Aphorismen oder Fragmente zum Denken
und Handeln für Jünglinge. 98
5. Kurze Geschichte der Regierung Karls des
Ersten von England und Oliver Crom-
wells. 122
6. Kurze Darstellung des Flors der Wissen-
schaften in Athen. Von G. A. von
Breitenbach. 210
7. Uebers.

7. Uebersicht der Hauptsätze der Kantischen
Kritik der reinen Vernunft. 230
8. Wer hat Verus sich dem Studieren und
dem gelehrten Stande zu widmen?
Vom Konrektor Richter. 246
9. Rechtskunde. Kurze Geschichte der in
Deutschland geltenden Rechte, vom
Herrn Secretär Zellmann. 293

10. Wider die Spielsucht auf Akademien. Eine
Warnung des verstorbenen Prof. Ferber. 339

I.

Publius Cornelius Scipio Africanus.

In eines Lorbeerhaines Dunkelheit
 saß Scipio der Jüngling, der Betrachtung voll,
 ob er, wie seine Väter jüngst gerhan,
 des Vaterlandes Dienst sich widmen wolle,
 ob er das Leben durch Genuß sich würzen,
 und seinem Genius nur opfern wolle?

Auf diesem Scheideweg, der dort zu hoher Tugend,
 und hier zu niedrer Sinnenlust ihn führte,
 erschienen ihm zwey weibliche Gestalten,
 mit überirdischem Antlitz, die zu leiten
 den ungewissen Jüngling sich erboten.

Mit Wollust athmender Gebehrde sprach die Etne:
 Genieß, o Jüngling, deines kurzen Lebens;
 sieh, wie umher die Blumen blühn und duften;
 wie ihren Kelch die Rose dir entfaltet;
 dir seine süße Frucht der Weinstock reicht;
 wie die Natur dir ihren Schoos eröffnet,
 daß du aus ihrer Fülle dich berauschest!

Sieh, Alles schweigt im Uebermaas der Wonne,
 und der Genteser kenne keine Sorge,
 als, wie er ganz der Freuden Reich erschöpfe!
 Laß nicht den Pfad, den die Natur dir zeichnet!

II. Band.

A

Ein

Ein Sohn der Annatur mag ihn verschmäht,
 und die verheißne Sinnenlust verscherzen,
 und in der Selbstverleugnung Ehre suchen;
 Was kann dem Thoren seine Dämon helfen?
 Das Leben eilt; uns reißt der Scrom der Zeit
 hinab, wo kein Genuß den Durst mehr löscht;

So redete die Wollust, und sie währte
 den unerfahren fest umgarnet zu haben.
 Da trat die andre Göttin zu ihm hin,
 mit edlem Anstand und mit einem Blick,
 auf dem sich jede Tugend herrlich mahlte!
 Willst du des Lebens Freuden recht genießen,
 so wag es, sprach sie, tugendhaft zu seyn!
 Die Tugend würet jegliches Vergnügen!
 Dich führt Natur zu ihrem Ueberfluß;
 doch muß du mäßig ihre Gaben brauchen;
 dem Uebermaas folgt eilig Ueberdruß.
 Wähl aus dem Chor der Freuden mit Verstand
 dir solche aus, die rein und edel sind!
 Denn der Genuß, den dich die Wollust lehret,
 ist unächt, stammet nicht von der Natur!
 Doch lern auch der erlaubten Lust entsagen,
 wenn eine höhre Pflicht es dir befiehl!
 Du bist bestimmt zu dulden und zu handeln,
 nicht üppigen Genüssen nachzuhängen.
 Verlaß der Wollust Bahnen; sey ein Mann!
 Auf, rüste dich zum Kampf; das Schicksal wills!
 Durch Selbstbezwungung und durch edle Thaten
 wirst du der Hetter deines Vaterlandes;
 ein Tugendheld, der Menschheit Stierde werden!

Zwar

Zwar sind der Tugend Pfade anfangs rauh;
 schwer, ihre steilen Höhen zu erklimmen:
 doch dem, der in mein Heilichthum gelangt,
 reich ich die Palme, seine Stirn zu fühlen,
 und eine Glorie umstrahlt sein Haupt!

Er trinket an der Weisheit lautter Quelle,
 und ihn belohnt der Tugend reinste Luft!
 Weit unter sich erblickt er das Getümmel
 der Sinnlichen, die durch der Wollust Rosett
 verhöret, nach Genüsse rastlos lechzen,
 und ewig der Befriedigung entbehren!

Im Dienst der Sinnenlust und Weichlichkeit
 erschläft ihr Geist und Herz für jede gute That!
 Das Leben flucht mit seinen Lüsten schnell,
 und thatenlos steht nun der Wüßling da,
 und freudenlos: dem Tugendhaften bleibt
 Bewußtseyn edler Thaten, wenn ihn alles flieht:
 er findet stets ein Himmelreich in sich!

So sprach mit himmlischer Begeisterung
 die Göttin, und, von ihrer Rede Kraft
 vernichtet, schwand der Wollust Zauberbild!

Der junge Scipio gelobete
 dem heiligen Dienst der Tugend sich zu weihen.
 Er wandelte mit Muth die Heldenbahn
 der Tugend, und blieb dem Gelübde treu.
 Unsterblichkeit war seiner Thaten Preis!

Anmerkung. Die Idee von dieser Göttererscheinung ist
 aus dem Gedichte des Silius Italicus genommen.

Griechische Alterthümer.

(Fortsetzung der im 1. Bande abgebrochnen Abhandlung.)

Vom Professor Wachler.

Zweyte Periode

bis auf Philipp. Olymp. 110, 3.

In diesem Zeitraume erreichte Griechenland den Gipfel seiner Kultur, seiner politischen und literarischen Größe. Der Einfall der Herakliden in den Peloponnesus (3090) veranlaßte, neben andern großen Revolutionen, viele Auswanderungen nach Asien und späterhin die persischen Kriege, welche die Vereintigung der verschiedenen griechischen Staaten nothwendig machten, einen edlen Nationalstolz erzeugten und Ueberfluß und Wohlstand in Griechenland einführten. Nur äußerst wenige kleine Provinzen behielten ihre alten Sitten und Einrichtungen; die meisten bekamen treffliche Regierungsverfassungen und zeichneten sich in vieler Hinsicht unter allen damals bekannten Nationen auf das Vorthellhafteste aus. Aus verderblicher, nicht selten lächerlicher Eifersucht schwächten sich die beyden mächtigsten griechischen

ſchen Staaten, Athen und Sparta; Luxus, Weichlichkeit und alle die Laſter, welche ſich in ihrem Geſolge zu befinden pflegen, vollendeten die Verderbtheit des Nationalcharakters und ſo war es am Ende dieſer Periode dem macedoniſchen Könige Philipp leicht, unter dem Vorwande, ihr Oberfeldherr zu ſeyn, ſich faſt die ganze griechiſche Nation zu unterwerfen.

Das Band, welches die verſchiedenen griechiſchen Staaten am feſteſten zuſammenhielt, waren die feierlichen religiöſen Spiele; von ihnen wollen wir zuerſt reden, weil ſie für ganz Griechenland allgemein merkwürdig ſind.

Ihre Entſtehung muß verſchiedentſch *) aufgeſucht werden, vorzüglich in der Achtung, welche die Griechen für körperliche Stärke hatten, daher denn auch ein wichtiger Theil ihrer Erziehung in Ausbildung derſelben beſtand, woraus nachher eine Wiſſenſchaft, Gymnaſtik, wurde. Die Haupttheile der großen feierlichen Spiele waren: Wettlauf der Menſchen und Wettrennen entweder mit Wagen oder mit einzelnen Roſſen; Ringen und Fauſtkampf. Bald genug, wie die körperlichen Wettſpiele durch Veränderung der Sitten und Staatsverfaſſungen, noch mehr aber durch die verächtlichen Athleten, die ſich in alleinigen Beſitz dieſer nutzloſen Kunſt ſetzten, ihren ehemaligen Werth verlohren hatten, nahmen auch Dichter, Redner, Hiſtoriker und Künſtler

A 3

daran

*) Vergl. den Erſten Band S. 20.

baran Theil und gaben ihnen für die gebildeteren Klassen der Nation ein neues und hohes Interesse. Der Kampfspreis war die Ehre, gesieget zu haben, ein einfacher Kranz, welchen der Sieger einer Gottheit zu weihen und in deren Tempel aufzuhängen pflegte. Die vier merkwürdigsten griechischen Spiele waren folgende:

Die olympischen (periodisch bestimmt seit J. d. W. 3406.) wurden in einer schönen, mit Wald umgebenen Ebene bey Olympia in Elis, dem Jupiter zu Ehren, alle 5 Jahre gehalten. Wahrscheinlich gab Pelops die nächste Veranlassung dazu; Iphites, ein Zeitgenosse des Lykurgs, erneuerte sie; aber als sie 108 Jahre lang unordentlich gefeiert worden waren, bekamen sie bey der 28ten Feter die schon erwähnte periodische Bestimmung und dienen von der Zeit an zur Zeitrechnung in der griechischen Geschichte. Ihre Feter fiel in die Mitte des Monats Julius und mit ihr fiengen die Griechen ihr Jahr an. Weil sie vom Vollmonde abhieng, so mußte sie jährlich durch elische Herolde bekannt gemacht werden. Während ihrer Dauer hatten die Hellenodikai, die elischen Kampfrichter, in Rechtsfachen und Policeyangelegenheiten die höchste Gewalt; bey ihnen meldeten sich alle, welche zu den Spielen Zutritt haben wollten (worunter sich schon frühe auch Gelehrte befanden, z. B. Herodotus, Isofrates u. a.), sie erkannten den Sieg zu und ließen den Namen des Siegers und seines Vaterlandes durch die Herolde ausrufen. Der Sieger, begleitet von seinen Landsleuten und Verwandten,

wandten, hielt einen feyerlichen Umzug, wobey eine Hymne gesungen wurde, brachte dann die erforderlichen Opfer und begab sich in seine Vaterstadt, wo viele Ehrenbezeugungen seiner harrten; späterhin wurde dem Sieger von seiner Vaterstadt in Olympha eine Statue gesetzt. Bemerkenswerth ist noch, daß unter den Zuschauern keine Frauenzimmer, außer der Priesterin der Ceres, sich befinden und nur Hellenen allein an den Spielen selbst Theil nehmen durften.

Die pythischen wurden auf der, von einem großen Lorbeerhaine eingeschlossenen Ebene, Cirrha bey Delphi, zu Ehren des Apollo Pythius oder zum Andenken der von ihm erlegten großen Schlange Python, anfänglich alle 9 Jahre gefeiert. Nachdem sie verschiedene Veränderungen erlitten hatten, nahmen sie die Amphiktyonen in Schutz und bestimmten die periodische Zeit ihrer Feier (seit Olymp. 49. 3.); nun wurden sie eben so, wie die olympischen, alle 5 Jahre zwischen März und April gehalten. In den ältesten Zeiten feierte man sie nur mit einem Chor und Hymnus; späterhin wurden sie in allen Stücken den übrigen Kampfspielen gleich, außer dem eigenthümlichen Tanz und Gesang, welchen sie beibehielten. Kampfrichter waren die Amphiktyonen.

Die isthmischen wurden auf dem korinthischen Isthmus, bey dem Tempel des Neptuns, in einem Fichtenwalde (daher auch der Preis ein Fichtenzweig war) alle 3 Jahre, zuerst im Sommer des 1sten

Jahrs der Olympiade, dann im Frühjahr des 3ten J. d. Olymp (seit Olymp. 49, 3) gehalten. In den ältesten Zeiten waren es Leichenspiele zu Ehren des Palämon, des Sohnes der Ino; seit Theseus hielt man sie zu Ehren des Neptuns.

Die nemeischen endlich wurden in der von einem großen Haine eingeschlossenen Ebene, bey Nemea, einem Flecken im Argivischen, wo ein Tempel des Jupiters stand, gefeiert. Ihr Ursprung soll in das Zeitalter des Zuges der sieben Fürsten gegen Theben gehören; sie waren in den ältesten Zeiten Leichenspiele; Herkules erneuerte sie; aber weit später (erst Olymp. 53, 3.) erhielten sie eine ordentliche periodische Einrichtung; sie fielen einmal in das 4te J. d. O. des Sommers, dann in das 2te J. d. O. des Winters. Araiver waren Kampfrichter; ein Kranz von Eppich war der Kampfspreis.

I.

Ganz eine andere Gestalt erhielt der Peloponnesus durch den Einfall der Herakliden; diese Nachkommen des Herkules aus der alten mycenischen Familie des Perseus, waren vom mycenischen Könige Crostheus aus ihrem Vaterlande vertrieben und in Afrika aufgenommen worden; jetzt (3090) bemächtigten sie sich, vereint mit Dorern, nach mehreren vergeblichen Versuchen des Peloponnesus wieder und gründeten die neuen Staaten Elis, Argos, Messene, Korinth und Lacedämon, woraus zuletzt eben
sowie

soviel Republikken wurden. Von den alten Einwohnern wanderten sehr viele aus; die Achäer ließen sich in dem Landstriche längs des korinthischen Meerbusens, in Achaja nieder; die Jonier zogen sich nach Afrika und nach Kodrus Tode nach Klein-Asien, in die mittäglichen Gegenden; die Aeoler nach Thracien und von da nach Klein-Asien. Diese asiatischen Griechen trugen nur kurze Zeit das Joch des persischen Despoten, sie warfen es (Milerus zuerst) trotzig ab, erhielten von ihren europäischen Landesleuten den thätigsten Beistand und dies war der Anfang zu den langdauernden, blutigen persischen Kriegen (von Olymp. 68, 4 bis Olymp. 82, 4), worinnen die entscheidenden Siege bey Marathon, Salamis, Plataa, Mycale, bey dem Flusse Eurymedon die Ueberlegenheit eines freyen Volkes über Despotensklaven, wenn ihrer auch Millionen sind, auf das kräftigste bewiesen, und welche die Griechen einander näher brachten, ihnen Zutrauen zu sich selbst einflößten und sie mit persischen Schätzen bereicherten. Nun zur Schilderung der einzelnen Staaten im Peloponnesus.

Ellis, eine kleine Landschaft am jonischen Meere, durchströmt von den Flüssen Peneus und Alpheus, wurde nach der Herakliden Rückkehr von Drylus beherrscht; die monarchische Verfassung aber dauerte nicht lange; schon um das J. d. W. 3400 wurde sie abgeschafft, die Städte vereinten sich zur Einführung der demokratischen Regierung, deren Sitz die Hauptstadt Ellis war; das Volk war in 8 Stämme getheilt;

heiß; die höchste Gewalt war in den Händen eines Senats, welcher 90 Mitglieder hatte und die erledigten Stellen selbst besetzte. Uebrigens war Elis die fruchtbarste, geeignetste und bevölkerteste Provinz im ganzen Peloponnes; Ackerbau war die Hauptbeschäftigung der Einwohner und stand in höherer Achtung, als irgendwo. Daß hier die olympischen Spiele, die merkwürdigste aller allgemeinen griechischen Volksfeierlichkeiten, gehalten wurden, ist bekannt.

Argos, umgeben von größern und kleinern Bergen, reich an regellosen Naturschönheiten, die Wiege der ältesten Bewohner Griechenlands, fiel in der Theilung der Herakliden dem Lemnius zu, hatte aber schon 3200 eine demokratische Regierungsverfassung; ein Senat untersuchte alle Angelegenheiten, trug sie dem Volke vor, welches souverän war und durch Mehrheit der Stimmen entschied, und 24 Mitglieder des Senats vollführten seinen Willen und waren in Argos das, was zu Athen die Prytanen waren. Die Argiver galten für tapfere Krieger; sie vernachlässigten die Wissenschaften, machten sich aber desto verdienter um die Künste.

Der erste Heraklidische König in Messene war Kresphontes; erst nach dem Tode des Aristodemus (Olymp. 14, 1) wurde die königliche Regierung abgeschafft; eine feste Regierungsverfassung konnte wegen der ununterbrochenen Kriege mit den Spartanern nicht festgesetzt werden; sie war ein Gemisch von Monarchie und Oligarchie; eine Nationalversammlung

lung führte das Verderben des Staats. Zuletzt mußten die Messenier den ihnen an Macht und Kriegszucht überlegenen Lacedämonern unterliegen; ihr Land war verwüster und menschenarm; sie konnten sich nicht wieder erholen.

Korinth erhielt der Heraklide Aletes zu seinem Antheile; nach seiner Familie, regierten die Bacchiaden und seit 3400 J. d. W. wurde aus der Familie des Bacchis ein Senat von 200 Personen niedergesetzt; einer aus ihnen wurde jährlich zum Prytanen gewählt und verwaltete die Angelegenheiten des Staats. Cypselus gewann (Olymp. 30, 3) das Volk und riß die Alleinherrschaft an sich, welche 73 Jahre bey seiner Familie blieb; unter seinem Sohne Periander dem weisen hatte Korinth anfanglich sein goldenes Zeitalter, gegen das Ende seiner Regierung aber wurde er ganz tyrannischer Despot. Drey Jahre nach seinem Tode wurde Oligarchie eingeführt, woben Korinth sich sehr wohl befand; sie wurde die vornehmste griechische Handelsstadt, wohin aus allen Gegenden her sich Fremde sammelten; freilich stieg mit dem Wohlstande der Luxus und bald genna waren die Korinther besonders als leidenschaftliche Spieler berüchtiget.

Arkadien, geschützt durch seine hohen Gebirge, gewässert durch unzählig viele kleine Flüsse und Bäche, sehr ab sich der Schweiz an Fruchtbarkeit, Klima, schönen Ausichten und Charakter der Einwohner, wurde am wenigsten durch alle Revolutionen des Pelopon-

Koponnesus, in dessen Mittelpunkte es lieget, erschüttert, blieb unbesiegt, behielt seine Urbewohner und behauptete standhaft seine Verfassung; nach Abschaffung der königlichen bestand das Land aus lauter kleinen Republiken, welche ihre Deputirten auf den gemeinschaftlichen Landtag schickten; Mantinea und Tegea standen an der Spitze dieser republikanischen Konföderation. Das Land war ungemein bevölkert, man zählte allein 300 000 Sklaven darinnen; die Einwohner waren gefällig, gastfrey, arbeitfam, unermüdet, ausdauernd und treffliche Krieger. Bey der selten unterbrochenen Ruhe ihres Vaterlandes traten sie in fremde Kriegsdienste und fochten oft gegen einander.

Der merkwürdigste unter allen Heraklidschen Staaten, war der spartanische oder lacedämonische. Er wurde 180 Jahre lang von Prokliden und Eurystheniden, Nachkommen des ersten Königs Aristodemus, beherrscht; jedoch war die königliche Gewalt sehr eingeschränkt. Eine feste und ziemlich lanadauernde Verfassung erhielt Sparta durch den Lykurgus, dessen Hauptaugenmerk die Bildung der Spartaner zu einem kriegerischen tapfern Volke war. Große Tugenden suchet man bey ihnen vergebens und wie wenig sie zum Herrschen geschickt waren, zeigt ihre kurze Herrschaft (seit 3500) über Griechenland.

Das Land ist vom Meere und waldigen Gebirgen umgränzt; die miträlischen Gegenden sind die fruchtbarsten; indessen erfordert der ungleiche und undank-

undankbare Boden sehr viel Arbeit; das Getraide ist leicht und nicht sehr nahrhaft; Feigen giebt es genug und auf den Gebirgen heilsame Kräuter, und an ihrem Fuße wächst ein guter Wein. In den Wäldern halten sich Bären, wilde Schweine, Hirsche u. s. w. auf; sehr geschätzt und gesucht waren die lacedämonischen Hunde. Erdbeben sind in diesem Küstenlande nicht selten. Die Hauptstadt des Landes, mit welcher die übrigen Einwohner desselben nicht immer im besten Vernehmen standen, war ein offener Ort, seine Vertheidigung blieb allein der Tapferkeit der Bürger überlassen, die Gebäude und Häuser waren einfach und prachlos, Aufmerksamkeit verdienen allein die Denkmale, welche Helden und großen verdienten Männern errichtet waren.

Die Erziehung der spartanischen Jugend, sowohl der reichen als armen, war Sache des Staats, dem das Kind vom Augenblicke seiner Geburt an gehörte und welcher für sein Bestes sorgte, wenn es gesund, wohlgebildet war und des Aufziehens für würdig erkannt wurde, sonst setzte man es am Fuße des Berges Taygetus aus. War das Kind 7 Jahre alt, so frug man den Vater: ob er es nach den Gesetzen des Staates auferziehen lassen wollte? — eine verneinende Antwort raubte ihm selbst das Bürgerrecht. Die Kinder standen unter der Aufsicht eines der würdigsten Männer im Staate und die verschiedenen Klassen hatten einen jünaern Aufseher. Die ganze Erziehung war militärisch und wurde mit jedem Jahre

Jahre strenger; der Knabe mußte sich an schlechte Nahrung, leichte Kleidung und an Ertragung des Frosts und der Hitze gewöhnen; sie mußten selbst für ihre Bedürfnisse sorgen, wurden von Jugend auf zur Ehrbegierde, zum Wettstreit, zur Duldung aller Widerwärtigkeiten und zum Gebrauche der Waffen gebildet. Für ihre geistige Bildung war wenig gesorgt; in Musik, Tanz, natürlicher Beredsamkeit und vaterländischer Dichtkunst bestand der ganze gelehrte Unterricht. Auch die Mädchen erhielten eine männliche Erziehung, übten sich im Wettlaufe, im Ringen und Werfen.

Ehliche Verbindung fand bloß bey gesunden, starken, wohlgebildeten Jünglingen und Mädchen statt; der Jüngling mußte am Tage der Hochzeit seine Braut aus ihrem väterlichen Hause stehlen und in seiner Eltern Wohnung bringen, blieb aber nach wie vor im Gymnasium, dem öffentlichen Erziehungshause, wohnen und konnte in den ersten Jahren nur verstohlene Augenblicke bey seiner Gattin zubringen, weil es ihm Schande machte, wenn er von Jemand bey dem Herausgehen aus ihrem Gemache bemerkt worden wäre. Dieß war ein treffliches Mittel, um die eheliche Liebe und Treue länger zu erhalten. Ehelosigkeit war zwar nicht verboten, aber der Unverheirathete verlor viele Vorzüge und war mancherley Erniedrigungen und Kränkungen ausgesetzt.

Die Kleidung der Spartaner war die einfachste in Griechenland; sie trugen, alle, der Reiche wie
der

der Arme, der Mächtige wie der Schwache, der Jüngling wie der Greis, ein ganz kurzes Unterkleid von sehr greben Linnen und darüber einen Mantel, an den Füßen hatten sie Sandalen und auf dem Kopfe eine Mütze. In den gymnastischen Uebungen legten sie zuerst die Kleidung gänzlich ab. Eben so spärlich waren ihre Mahlzeiten, bei welchen jeder Ueberfluß gesetzlich verboten war; unter allen ihren Speisen ist die schwarze spartanische Suppe am berühmtesten. Wein durfte jeder trinken, soviel er wollte; von Jugend auf aber war ihnen ein solcher Abscheu gegen die Trunkenheit eingeflößt, daß sie diese Erlaubniß nie misbrauchten. Täglich speisten sie ohne Unterschied der Stände zusammen in öffentlichen Sälen; die Aeltesten theilten bey denselben den Jüngern ihre Erfahrungen und Kenntnisse mit; Ernst wechselte mit einem anständigen Scherz ab; und diese öffentlichen allgemeinen Mahle trugen nicht wenig zur Erhaltung des Nationalcharakters bey.

Die Todten wurden ohne alles Gepränge verbrannt und dann in den Familienbegräbnißten, welche sich in der Stadt, oft im Hause eines jeden Bürgers befanden, beygesetzt; die Gesetze befahlen Standhaftigkeit bey dem Tode der Geliebten; die Trauer durfte nur elf Tage dauern. Krieger, welche in Schlachten ihr Leben verloren hatten, wurden in Purpur gekleidet und bekränzt auf Schildern getragen und erhielten allein ein Dentmal auf ihrem Grabe mit einer kurzen Inschrift.

Die

Die Spartaner verachteten die künstliche Beredsamkeit, schätzten aber die natürliche desto höher; diese letztere zeigten sie in ihren Volksversammlungen und bey Leichenreden. In wissenschaftlichen Kenntnissen waren sie unwissend, aber sie hatten einen aufgeklärten natürlichen Verstand, viel untersuchten Wiß und ein treffliches von Jugend auf geübtes Gedächtniß.

Die Beschäftigungen des edlern Spartaners bestanden in gymnastischen und Kriegs-Übungen, Jagd, Besuchung der Kampfsplätze der Juugend und Unterhaltung in den öffentlichen Häusern (Λογαι); außerdem nahmen die Volksversammlungen ziemlich viel Zeit weg. Alle häuslichen Geschäfte blieben den Sklaven überlassen; die geringern Bürger durften sich mit nützlichen Handhierungen abgeben, aber unter der Bedingung, daß das Handwerk, wie in Aegypten, vom Vater auf den Sohn u. s. w. forterben solle.

Die Religion war zu Sparta dieselbe, wie im übrigen Griechenlande, nur daß eine zahllose Menge Heroen vom leichtgläubigen Volke verehrt wurden; die Ephoren unterhielten absichtlich diese Leichtgläubigkeit und den Aberglauben, um gewisse politische Absichten zu erreichen. Uebrigens herrschten in Sparta bey aller hohen Religiosität weniger religiöse Vorurtheile und Ceremonien, als in Athen. Es wurden hier sehr viele Feste gefeiert, deren manche 8 und mehrere Tage dauerten; fast alle hatten, dem Nationalcharakter gemäß, einen gewissen kriegerischen Anstrich

Anstich und arteten nie in zügellose Schwärmeret und Ungezogenheit aus.

Die spartanische Staatsverfassung war das Werk des Lykurgus, welcher aus der königlichen Familie herstammte und von den ausgebrochenen Unruhen Veranlassung nahm, seinen Landsleuten eine neue Regierungsform und Gesetze zu geben, welche ihrer Bestimmung und ihrem Charakter angemessen wären. Sehr vieles entlehnte er, doch nie ohne ansehnliche Verbesserungen, aus Kreta und alle auf seinen weiten Reisen gesammelten Erfahrungen wandte er jetzt auf seine Nation an. Nachdem Lykurgus alles eingerichtet hatte, gab er eine nothwendige Reise vor, ließ sich von den Lacedämoniern die Beybehaltung seiner Einrichtungen und Gehorsam gegen die von ihm gegebenen Gesetze bis zu seiner Rückkehr versprechen und starb, um sie dazu auf ewig zu verpflichten, in einem freywilligen Exil.

Ein spartanischer Bürger mußte einen spartanischen Vater und eine spartanische Mutter haben, und mußte in Sparta erzogen seyn. Die Zahl der Bürger belief sich auf 9000; sie waren in 6 Stämme und jeder Stamm in 5 Gemeinden, welche ihre eigenen Vorsteher hatten, abgetheilt und wohnten allein in der Hauptstadt des Landes; die übrigen freyen Lacedämonier waren Bundesgenossen und stellten ein gewisse Kontingent, oder sie waren Uncerthanen und erlegten einen bestimmten Tribut. Die Regierung war aus Monarchie, Aristokratie und

II. Band.

B

Demo-

Demokratie zusammengesetzt; die Könige waren Anführer im Kriege, hatten die Aufsicht über die öffentlichen Opferceremonien, gaben fremden Gesandten Audienz und thaten den Vortrag an das Volk und an den Senat. Der Senat bestand aus 28 Edlen (*γεραια*), den ältesten und weisesten Männern, welche vom Volke gewählt wurden, er wachte für des selben Bestes, war das oberste Tribunal in Justiz- und Policey-Sachen und leitete durch seine Berathschlagungen die Geschäfte zum Vortrage an das Volk ein. Das Volk endlich war Souverän, entschied durch Stimmenmehrheit alle Staatsgeschäfte, Krieg, Frieden, Bündnisse, Einführung oder Abschaffung der Gesetze: war die erste Instanz in der Justiz und die Könige selbst blieben ihm unterworfen; die Ephyoren, deren jährlich (seit 3450 J. d. W.) 5 erwählt wurden, waren den römischen Volkstribunen ähnlich und veranlaßten, eben so wie diese, mannigfaltige innere Unruhen.

Alle Bürger waren (die Könige ausgenommen) einander gleich; die Ländereyen waren gleich unter ihnen vertheilt, in 9000 Theile; alle Bürgerkinder erhielten gleiche Erziehung; nur Alter und Verdienste, nicht Geburt und Reichthum zeichneten aus; Handel, Einfuhr fremder Producte, selbst der Aufenthalt in fremden Ländern war verboten; statt Gold- und Silbermünzen waren eiserne eingeführt.

Die lykurgischen Gesetze wurden nicht aufgeschrieben, sondern blos durch das Gedächtniß behalten und durch

Durch Erziehung eingeprägt; ihr Geist war militärisch; sie sollten Eintracht, Genügsamkeit, Thätigkeit und Tapferkeit befördern und erhalten. Jede Familie mußte beisammen bleiben, vom Ertrage des ihr angewiesenen Ackerantheils leben und durfte ihr Grundstück nicht verkaufen. Fremden wurde kein langer Aufenthalt verstatet, weil sie fremde Sitten härten einführen können: doch gieng man früh von der strengen Beobachtung dieses Gesetzes ab. Gesundheit des Körpers, Freyheit der Seele hielt Lykurgus für die Haupterfordernisse zur Glückseligkeit seiner Nation; und deshalb verordnete er die schon geschilderte Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend, deshalb die körperlichen, bis in das höchste männliche Alter fortgesetzten Uebungen, deshalb die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, deshalb die Vermeidung alles dessen, was Pracht und Luxus genannt werden könnte. Aechter Patriotismus sollte das Einzige Band seyn, welches Alle vereinte; daß er so früh in Selbstsucht und Unmenschlichkeit oder wenigstens Gefühllosigkeit ausartete, war fürwahr nicht die Schuld des Gesetzgebers.

Das Kriegswesen brachten die Spartaner unter den Griechen zuerst zu einiger Vollkommenheit. Jeder Bürger war von seinem 20ten bis zum 60ten Jahre Krieger; und auch der 60jährige mußte die Waffen ergreifen, wenn der Feind in das Vaterland einfiel. Die Infanterie bestand aus 6 Regimentern, weil die Bürger in 6 Stämme getheilt waren, jedes Re-

giment wurde von einem Posemarthen kommandirt und bestand aus 4 Batallons (λοχοι), 2 Pentekosten und 16 Compagnien, welche natürlich zu allen Zeiten nicht gleich stark seyn konnten; ein Regiment scheint abwechselnd zwischen 900 und 500 Köpfe gezählt zu haben. Das auserlesenste Corps waren die Scyriten, welche immer die Avantgarde ausmachten. Ihre Waffen waren ein Speer, ein Dolch im Gürtel und ein ovales, mit dem Symbol seines Besitzers bezeichnetes Schild, welches jeder Krieger bey Strafe der Ehrlosigkeit zurückbringen mußte. Ein rothes Gewand und Blumenkränze sind allein im Kriege zu tragen erlaubt, denn er ist das große Freudenfest der Nation, worin sie sich allen Freuden überläßt. Eine künstliche Taktik hatten die Spartaner nicht, ihre Evolutionen waren ganz einfach; ihr Muth allein mußte ihnen den Sieg verschaffen; ihr Wahlspruch war: Sieg oder Tod! — Bey alle dem ließen sie sich nie von einer blinden Wuth hinreißen, sondern gehorchten auch mitten im Schlachtgetümmel den Befehlen ihrer Anführer auf das pünktlichste. Ohne ausdrücklichen Befehl durfte der Feind nicht verfolgt und geplündert werden. Der Feige war ehrlos und oft stieß ihm die erbitterte Mutter den Dolch ins Herz; der gefallene wurde auch nach dem Tode geehrt, wenn die Wunden auf der Brust waren. Auf die Weiterkeit setzten die Spartaner keinen großen Werth und sie vervollkommnete sich auch nur durch Fremdlinge, welche in Sold genommen wurden; die reichern Bürger mußten sie

unter

unterhalten. Lacedämon konnte mit seinen Verbündeten und Unterthanen eine Armee (nehmlich blos Infanterie) von 30,000 Mann ins Feld stellen und im Anfange des peloponnesischen Kriegs stellte es 60,000; gewöhnlich aber brachte es weit kleinere Heere auf die Beine, weil es ehrenvoller war, mit wenigen gefegt zu haben.

Uebrigens muß hier noch angemerkt werden, daß Spartas Verfassung noch in dieser Periode viele Veränderungen, welche eben nicht vortheilhaft waren, erlitt. Die Ephoren wurden bald ein unabhängiger Staatsrath, dem selbst der König unterworfen war, folglich entstand Aristokratie; was das für Folgen hatte, werden wir in der folgenden Periode sehen.

2.

Athen hatte nach Kodrus Tode eine aristokratische Regierungsform durch die anfänglich zehn, nachher aber einjährigen Archonten erhalten. Drafo gab den Atheniensen harte Gesetze (Ol. 39, 1.); viel weisere erhielten sie (Ol. 46, 3.) von Solon, welche sich auch unter der Alleinherrschaft der Pisistratiden (von Olymp. 54, 4 bis 67, 2.) in ihrem Ansehen behaupteten. Nach Vertreibung der Tyrannen gab Klisthenes ihnen eine neue Verfassung, die Quelle vieler bürgerlichen Unruhen, denen erst durch die persischen Kriege (Ol. 68, 4.) ein Ende gemacht wurde. In diesen Kriegen spielte Athen eine große Rolle; nach dem geschlossenen ehrenvollen

Frieden erreichten unter Perikles (seit Ol. 82, 3.) Künste und Wissenschaften den höchsten Gipfel ihrer Blüthe; aber durch ihn, durch den peloponnesischen Krieg und noch mehr durch Alcibiades wurde der Grund zu seiner Verderbenheit und seinem Verfall gelegt. Es wurde endlich vom Lacedämonier Lyfander (Olymp 93, 4.) unterjocht und von 30 Tyrannen despotisch beherrscht; zwar befreite Xeraxbulus seine Vaterstadt wieder (Olymp. 94, 2.) und stellte größtentheils die solonische Verfassung wieder her, Athen erholte sich etwas, war aber doch zu ohnmächtig, um dem Macedonier Philipp widerstehen zu können; durch die unglückliche Schlacht bey Chäronea (Olymp. 110, 3.) verlohren sie und ganz Griechenland ihre Freyheit.

Der von Natur nicht sehr fruchtbare Boden von Attika wurde durch den Fleiß der Einwohner nach und nach ganz umgeschaffen; er brachte in der jetzigen Periode fast alle Getreidearten, Wein, Oliven, Baum- und Gartenfrüchte, Feigenbäume in großer Menge hervor; an guten Wiesen war kein Mangel und die Athenienser hatten ziemliche Schaafzucht; der Berg Laurium hatte ergiebige Silber- und das Vorgebirge Sunium Goldminen.

Die Stadt Athen hatte im Umfange gegen 200 Stadien oder 4 t. Meilen, wenn die Häfen mitgerechnet werden, ohne diese aber ungefehr 3 Stunden. Die drey berühmten Häfen waren Piräus, Munychium und Phalerus. Die Stadt bestand
aus

aus der Burg, (Akropolis) und der Unterstadt, war seit Perikles Zeiten mit herrlichen Werken der Bau- Bildhauer- und Malerkunst geschmückt und hatte in ihrem blühendsten Zustande 10,000 Häuser und 21,000, gewöhnlich 20,000 Bürger; die Volksmenge überhaupt kann ungefehr auf 80,000 angenommen werden; doch muß man sich dabey erinnern, daß der größere Theil der Bürger auf dem Lande lebte und nur, wenn seine Geschäfte es verlangten, in die Stadt gieng. So prächtig die öffentlichen Gebäude waren, so ärmlich waren die Wohnungen der Privatleute; das obere Stockwerk hatte einen Vorsprung und ruhte auf Säulen. Gemeintlich lag hinter dem Hause ein Garten und nebenan oder auch davor ein Hofraum; im Eingange des Hauses, dessen Thüren immer nach der Straße zu gingen, stand ein Hausaltar, meistens dem Apollo heilig, worauf der Hausvater sein Opfer an bestimmten Tagen verrichtete. Wie Athen zu sinken anfieng, bauten Privatleute sich sehr prächtige Wohnungen, welche mit der Einfachheit und Kleinheit der ältern Häuser einen sonderbaren Kontrast machten.

Der Athenienser unterschied sich in seiner Lebensart besonders vom Spartaner auf eine auffallende Weise. Er badete sich warm, salbte sich mit wohlriechenden Oelen und wusch sich mehrmals, besonders vor und nach der Mahlzeit die Hände. Er kleidete sich in feineres Linnen, später in Baumwolle und eine Art von Halbseide; veränderte seine Klei-

bung mit der Jahreszeit; trug Sohlen, welche mit Riemen befestiget und öfters auf kostbare Weise verziert waren. Die Weiber puzten sich noch üppiger und trugen schon Geschmeide. Ein gleich großer Luxus herrschte bey ihren Mahlzeiten; sie kannten alle Delikatessen, welche den Gaumen kitzeln. Fleisch und Fischspeisen, Zugemüse und Backwerk. Die Schlemmer und Schwelger ließen sich Seltenheiten für ihre Tafeln aus den entferntesten Theilen Griechenlands bringen. Die griechischen Weine wurden nach dem Keltern in irdenen Gefäßen, gut verpicht, unter der Erde aufbewahrt oder in den Rauch gehängt oder in Schläuchen erhalten; weil sie immer trübe waren, so mußten sie durchgeschlagen werden; gewöhnlich vermischte man den Wein mit Wasser und trank ihn aus metallenen Bechern, welche oft sehr kostbar waren und noch jetzt die Aufmerksamkeit des Kunstliebhabers auf sich ziehen. Die Athener hielten, wie die Römer, ihre Hauptmahlzeit gegen Abend; sie lagen während derselben auf bequemen Kissen, scherzten, sangen, ließen sich von Sklaven und Sklavinnen die Zeit vertreiben oder brachten sie in Gesprächen über Staatsachen und wissenschaftliche Gegenstände zu.

Die arthenischen Gesetze suchten auf alle Weise die Ehen und mit ihnen die Bevölkerung des Staats zu befördern; sie erlaubten zwey Weiber zu nehmen; sie befahlen, daß eine verwaisste und arme Bürgers-tochter entweder von ihrem nächsten Blutsfreund geheirathet oder, nach Verhältniß seines Vermögens, ausge-

ausgestattet werden mußte; sie verstatteten die Verheirathung zwischen Kindern von Einer Mutter, aber nicht von Einem Vater, ob sich gleich auch zu dem letztern Beispiele finden. Nur Ausländer und Ausländerinnen waren von der eheligen Verbindung mit atheniensischen Bürgerstöthern und Bürgern ausgeschlossen. Die Mitgift war von Solon sehr gering bestimmt, damit auch arme Mädchen Männer finden möchten; sie blieb von dem Vermögen des Mannes abesondert und der Mann mußte über ihren Empfang einen Schein ausstellen; die Männer setzten ihren Frauen etwas Gewisses zum Unterhalte nach ihrem Tode aus oder vermachten sie mit einer ansehnlichen Mitgift einem andern. Die Heirath war nur dann gültig, wenn die Eltern oder nach deren Tode die Verwandten und Vormünder ihre Einwilligung dazu gegeben hatten. Die Athenenser hielten die Hochzeit am liebsten im Januar (welcher daher auch *γαμνησιον* heißt) und im Vollmonde; den Tag vor der Hochzeit wurde geopfert und das junge Brautpaar schnitt sich eine Locke ab und reichete sie der Minerva; am Hochzeitstage selbst hohlte der Bräutigam die Braut in sein Haus, unter Musik und Begleitung der Verwandten; die Braut trug ein Gefäß mit Gerste; verschiedene abergläubische Gebräuche, wie sie auch in unsern Tagen noch statt finden, übergehe ich mit Stillschweigen; ein Schmaus, Gesang, Tanz und Einföhrung des Brautpaares in die hochzeitliche Kammer schloß die Feyerlichkeit; noch einige Tage nach der Hochzeit wurden sowohl im Hause

D 5

des

Bräutigams als des Brautvaters festlich begangen; am 3ten oder einem der folgenden Tage kehrte die Braut in ihr väterliches Haus zurück, zeigte sich ihrem Gatten unverschleiert und bekam von ihm Geschenke; auch die beyderseitigen Verwandten beschenkten an diesem Tage das junge Ehepaar. Ehescheidungen waren selten, denn besonders Weiber von Stande hielten sie für schimpflich; auf den Fall, daß sie vor sich gieng, mußte der Mann die Mitgift herausgeben oder mit 12 Procent verzinsen; beyde Theile konnten sich wieder verheirathen. Die Kinder blieben bey dem Vater.

Die Erziehung des jungen Athentensers, welcher der weiblichen Aufsicht entnommen wurde, blieb treuen und geschickten Sklaven überlassen; der Körper erhielt durch tägliche gymnastische Uebungen Kraft und Gewandheit; der Unterricht bestand in vaterländischer Geschichte, Dichtkunst, Beredsamkeit und Musik; der Knabe wurde durch Lectüre der besten Schriftsteller gebildet; als Jüngling besuchte er die Hörsäle der Sophisten und nachher berühmter Philosophen. Mehr als alles dies that zu ihrer Ausbildung, daß das Gefühl des Schönen und Guten durch die herrlichsten Muster entwickelt, daß sie durch Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten mit diesen selbst und den dazu erforderlichen Kenntnissen bekannt gemacht, und durch die Beobachtung und Umgang erfahrner, zum Theil großer Staatsmänner und Feldherrn practisch unterrichtet und zur Nachahmung gereizt wurden.

Der

Der Todte wurde in Athen gewaschen, gesalbt, kostbar eingekleidet, mit einem Schleier bedeckt und bekränzt; in seine Hände gab man ihm einen Kuchen von Mehl und Honig, um den Cerberus zu besänftigen, in den Mund eine kleine Silbermünze, um dem Charon das Fährgeld zu bezahlen, und so wurde er oft 3 Tage lang im Vorhause aufgesetzt. Am dritten oder vierten Tage wurde er vor Aufgang der Sonne *) unter Begleitung der Freunde und Verwandten, unter Wehklagen der Weiber und Trauermusik, zum Scheiterhaufen gebracht, verbrannt und seine Ueberbleibsel dann im Begräbniß beigesetzt; übrigens blieben dieselben Gebräuche, welche schon (s. den ersten B. S. 18.) beschrieben worden sind. Der Geburtstag des Todten wurde nach wie vor gefeiert und alle Jahr im M. Anchesterton ein allgemeines Todtenfest begangen. In dieser Periode setzte man den Verstorbenen prächtige Grabmäler.

Der Athenenser, sowohl der Vornehmere als der Geringe, war immer beschäftigt; jener mit Staatssachen, Wissenschaften, Jagd u. s. w.; dieser mit Handwerken, Künsten, Oekonomie; der Mittelstand trieb hauptsächlich Handlung, wozu Athen trefflich gelegen war, welcher aber von der

Regle

*) Möchten doch manche unserer Deutschen von den Athenensern lernen, daß tägliche öffentliche Reichenprocessionen, mit Sang und Klang, gegen gute Policie sind und das feinere Gefühl beleidigen; zumal, wenn die Todten noch in der Stadt begraben werden.

Regierung nicht gehörig unterstützt und gefördert wurde. Getreide durfte nicht ausgeführt werden, sondern wurde in großer Menge aus Aegypten, Sicilien und Chersonesus eingeführt; eben so war die Ausfuhr aller übrigen attischen Producte verboten, ausgenommen das Del, welches gegen ausländische Waaren vertauscht wurde. Aus allen Gegenden Griechenlands wurden nach Athen Bedürfnisse aller Art geliefert gegen baare Bezahlung; die Ausländer durften ihre Waaren nur im Piräus zum Verkauf ausbieten; die angefahrenen Ausländer aber (*μετοικοι*) konnten auf dem Markte in der Stadt damit handeln. Alle Monopole waren auf das strengste verboten; und ein Bürger durfte daher auch nicht mehr, als eine bestimmte Menge Frucht kaufen. Durch Gesetze war die Handlung sehr geschützt; wer die Klage gegen einen Handelsmann nicht beweisen konnte, mußte 1000 Drachmen (125 Thlr.) Strafe bezahlen; die Proceffe, dessen eine Parthey ein Seehandelsmann oder Schiffer war, wurden nur in den 6 Monaten, wo das Meer nicht befahren werden konnte, abgethan. Die gebräuchlichsten Münzen in Attika waren folgende: Talente und Minen sind imaginäre Münzen gewesen, jene wurden zu 1200 Thlr., diese zu 20 Thlr. konvent. Geld angenommen, 60 Minen machen ein Talent; die Drachme, eine Silbermünze, gilt 4 gr. 9 pf., man hat auch noch 2, 3 u. Drachmenstücke; eine Sestertie gilt 1 gr. 2 $\frac{1}{4}$ pf., vier Sestertien machen eine Drachme; ein Obolus, eine Kupfermünze, gilt 9 $\frac{1}{2}$ pf.; Goldmünzen

münzen waren selten, es gab goldene Drachmen an Werth 10 silbernen gleich; ein Stater gilt 20 Drachmen; eine darische oder persische Goldmünze galt eben soviel, wie ein Stater. Das gewöhnliche Gepräge der attischen Münzen war ein Kopf der Pallas und eine Nachtule.

Die Vergnügungen der Athentenser bestanden theils in körperlichen Uebungen theils im Schauspiel, hauptsächlich aber in ihren häufigen Religionsfesten und den dabey gebräuchlichen prächtigen Aufzügen. Alle feyerliche Vorfälle wurden für die Familie, oft, z. B. wenn man einem Jüngling das Bürgerrecht ertheilte, für die Nation ein Fest. Bey den religiösen Festen ziehet besonders der Chor unsere Aufmerksamkeit auf sich; ein reicher Privatmann (*χορῳγος*) traf einige Monate vorher die Vorbereitungen dazu, suchte Knaben und Jünglinge dazu aus, ließ sie im Tanz und Gesang unterrichten und trug einem Dichter die Verfertigung des Chorhymnus auf: gemeinlich theilte sich ein solcher Chor (daher *χορὸν* und *χορῳγοί*), vereinte sich aber zuletzt wieder und schloß mit einem allgemeinen Gesang (*εὐαδός*). Der Inhalt des Hymnus war gewöhnlich Lob der Gottheit, welcher zu Ehren das Fest gefeyert wurde und ein Mythos von ihr wurde durch Tanz und Pantomime versinnlicht. Die Kleidung war prächtig und der erforderliche Aufwand für unser Zeitalter oft unbegreiflich groß.

Die

Die atheniensischen Hauptfeste waren: die Dionysien, dem Bacchus zu Ehren, deren verschiedene zu Athen gefeyert wurden; nehmlich, die großen, im Anfange des Frühjahrs, dauerten 4 Tage: die dabey gewöhnlichen Chorgesänge heißen Dithyramben; die kleinen wurden auf dem Lande zur Zeit der Weinlese; und endlich das Kelterfest (*τῶν Ἀγναίων*), das älteste der Art in Athen: es wurde des Winters 3 Tage gefeyert; den Kosten-Aufwand zum Chore trugen die Zünfte; Einer mußte aber Alles übernehmen und der machte oft darüber Bankerut; der 3te Tag war zur Aufführung der Tragödie und Komödie bestimmt, deren 4 eine sogenannte Tetralogie ausmachten und um den Sieg buhlten. Das zweyte Hauptfest waren die Eleusinen (womte die eleusinsischen Mysterien nicht verwechselt werden dürfen; von diesen erscheinet im folgenden Bande dieser Vorübungen ein eigener Aufsatz); man muß die großen und kleinen unterscheiden; jene wurden vom 1sten Boedromion (zwischen August und September.) an 5 Tage lang begangen; die prächtigen Aufzüge der Eingeweihten zogen von Athen nach Eleusis; es wurden gymnische Spiele während desselben gehalten, der Sieger erhielt ein Gefäß mit Gerste; außerdem war sehr viel mysteriöses dabey, und eine Menge Symbole, deren Bedeutung sich zum Theil schon damals verlohren hatte, wurden in heiligen Körben getragen; nur Eingeweihte durften dabey seyn, der Ungeweihte, welcher sich zubrängte, war des Todes schuldig; die kleinen fielen in den Monat December; über
ihren

ihren Unterschied künftig mehr. — 3) Die Thesmophorien *), der Ceres als ersten Gesehaeberin zu Ehren; denn mit der Einführung des Ackerbaues traten die Menschen in gesellschaftliche Verbindungen, bekamen eine gewisse Verfassung und die ersten Geseze. Das Fest fiel ungefehr in die Mitte des Octobers, der Aufzug zog nach Eleusis und von da nach Athen zurück; die Hauptpersonen dabey waren die Matronen aus den besten Familien, deren zwey aus jeder Junft dazu erwählt wurden und sich 9 Tage vorbereiten mußten. — 4) Die Panathenäen, zum Andenken der Vereinigung der 12 Flecker (δημοί) in Attika, wurden alle 5 Jahre im Junius gefeyert und machten sich besonders durch Wettkämpfe aller Art, wobey der Kampfspreis ein Gefäß voll Del vom heiligen Delbaum auf der Akropolis war, merkwürdig. Auch wurde in einer Proceßion ein Schiff mit einem großen Segel (πτερος), worein der Minerva Thaten sehr künstlich gewebt waren, auf Rädern aufgeführt und im Tempel der Göttin geweiht; die kleinen Panathenäen feyerte man alle 2 Jahre und sie waren weniger prächtig.

Auf die äußerliche Beobachtung der Landesreligion sah man in Athen sehr strenge; sie bestand in Gebet, Opfer und Reinigungen **); es wurden Götter und Helden verehrt; jene wurden elgentlich nur angebetet; diesen wurden, als Mustern großer Tugen-

*) Von *θεσμοί* für *νόμοι* und *εργασίαι*.

***) S. den 1sten Band S. 28 ff.

Tugenden und zur lebendigen Erinnerung an ihre Verdienste um die Menschheit und die Nation, Altäre, Tempel, Haine geweiht und Feste und Spiele ihnen zu Ehren gefeiert: die dabey gebräuchlichen Opfer waren mehr für die Götter der Unterwelt, um den Seelen der Heroen Ruhe zu verschaffen, bestimmt. In der moralischen und philosophischen Behandlung der Religion herrschte uneingeschränkte Gewissens- und Denkfreyheit; nur der konnte als gottlos oder, nach unserer Art zu reden, als Ketzer verklagt und bestraft werden, welcher gegen die Beobachtung der äußern religiösen Ceremonien sich vergangen oder fremde Götter eingeführt und die Landesgottheiten vernachlässiget hatte. Die alten einmal hergebrachten Gebräuche wurden, ob man gleich oft sie nicht zu erklären oder zu rechtfertigen wußte, ohne weiteres Abjournement gewissenhaft bey gehalten; die Priester verrichteten dieselben. Daß es in Griechenland keine Priesterorden, wie in den übrigen Ländern des Orients, wo sie im alleinigen Besitze der Wissenschaften waren, gab, war äußerst vortheilhaft für die griechische Kultur und Litteratur. Die Priester besorgten die Tempelgeschäfte und waren daher auch mehr und minder angesehen; sie lebten von den zum Tempel gehörigen Ländereien (*τεμενοί*), von Opfern und freywilligen Geschenken; einige wurden vom Volke, andere durch das Loos, andere von den Priestern gewählt; manche konnten nur aus gewissen Familien gewählt werden: oft weihten sich welche von Kindheit an einer Gottheit. Priester

ter und Priesterinnen mußten ohne körperlichen Fehler seyn und sowohl körperlich als geistig sich rein und unbesfleckt erhalten; das Eölibat war nicht immer durchaus erforderlich. Die Priester zeichneten sich durch weiße oder purpurne Binden, durch ein langes, bis auf die Füße gehendes Gewand gewöhnlich von Baumwolle, und oft durch andere zufällige Merkszeichen aus.

Die athenensische Staatsverfassung erlit sehr viele Veränderungen. Nach der Abschaffung der königlichen Würde wählte das Volk Archonten aus den Edlen, welche auf Zeit lebens königliche Gewalt besaßen, aber vom Volke zur Verantwortung gezogen werden konnten; seit Olymp. 5, 4. wurden die Archonten nur auf 10 Jahre gewählt und 70 Jahre später nur auf Ein Jahr, und statt Eines neun, worunter der Erste den Vorsitz und das größte Ansehen hatte; man benannte nach ihm das Jahr (*ετᾶννος*); der zweyte führte die Aufsicht über das Religionswesen (*βασιλευς*); und der dritte besorgte das Kriegswesen (*πολεμαρχος*). Indessen machte diese Verfassung Athen nicht glücklich, vielmehr herrschten fast ununterbrochne Unruhen; und am höchsten waren diese gestiegen, als Solon (Olymp. 46, 3) Archon wurde; er setzte nun eine Staatsverfassung fest, welche bey allen folgenden Revolutionen im wesentlichen unverändert blieb und durch Thrasybulus wieder erneuert wurde. Klisthenes (Archon Olymp. 67, 4.) führte Demokratie in viel höherm Grade, als Solon gethan hatte, ein; statt 4 Stämme

II. Band. C machte

machte er 10; die Zahl der Senatoren erhöhte er von 400 auf 500; noch weiter gieng Aristides (Olymp. 75, 2.), welcher dem Volke die ganze höchste Gewalt übergab und auch den Niedrigsten aus demselben den Zutritt zu allen obrigkeitlichen Aemtern, wozu ihnen natürlich die Fähigkeiten oft fehlen mußten, verschaffte. Perikles, ein Volksfreund aus Herrschsucht, raubte dem Areopagus sein wohlthätiges Ansehen, ließ Leute von allen Ständen Befugter der Gerichte werden, welche sich für die Entscheidung eines Processes nun bezahlen ließen, und verschaffte durch eine Abgabe an die Staatskasse auch den Aemtern, welche vorher das Einlaßgeld nicht bezahlen konnten, Zutritt zu den öffentlichen Schauspielen. Kleibiades (Olymp. 92, 1.) führte in Verbindung mehrerer Vornehmen Aristokratie ein; ein Volksauschuß von 5000 Mann stellte das Volk vor; dieser ernannte eine Gesetzkommision von 10 Männern und auf Pisanders Vorschlag wurden 5 Prytanen ernannt, welche einen Senat von 400 erwählten; doch mußten diese bald flüchten und der Volksauschuß herrschte allein. Pisander eroberte Athen (Olymp. 93, 4), rief die Verbannten zurück, setzte einen Senat von 30 ein und gab ihnen zu ihrer Sicherheit eine spartanische Besatzung; sie despotisirten kaum 8 Monate; Thrasybulus rettete seine Vaterstadt und stellte mit unbedeutenden Veränderungen die solonische Verfassung wieder her. Nun wollen wir die atheniensische Staatsverfassung in ihren einzelnen Theilen durchgehen.

1) Das

1) Das Volk bestand aus zehn Stämmen (Φυλῆ), welche nach alten atheniensischen Helden benannt waren und ihre Obern, die Phylarchen hatten; Jeder Stamm bestand wahrscheinlich aus 30 Gemeinden (ἑκατομῆ), welche eigene Chiefe, die Phylarchen hatten; endlich wurden die verschiedenen Flecken in Attika besonders eingetheilt, es waren ihrer (δυσμοί) 174, ihre Obern hießen Demarchen; die Gemeinden und Flecken hatten ihre Verzeichnisse, worinnen der Name der Bürger eingeschrieben wurde.

2) Regierung. Das Volk war souverän, jeder Bürger war allen unterthan, hatte aber auch Theil an der Herrschaft über alle; Beredsamkeit war fast immer das unwiderstehliche Mittel, wodurch der große, selten einige Hause zu Einem Ganzen vereinigt wurde. Der Senat (Βουλὴ) berathschlagte, bereitete das, was dem Volke vorgebracht werden sollte, vor und durfte in sehr dringenden Fällen, welche den schnellsten Entschluß erforderten, ohne weitere Anfrage abschließen; aber dieß geschah äußerst selten, weil das Volk sehr eifersüchtig auf seine Rechte war. Die verschiedenen Magistrate führten den Volksschluß aus; 9 Archonten wechselten jährlich um. Der Areopagus wachte (nach Solons Einrichtung) über das Wohl des ganzen Staats, führte die Oberaufsicht über Justiz und Poltcey, konnte Gesetze prüfen und verändern lassen und alle obrigkeitliche Personen zur Rechenschaft ziehen. Der

Senat war 400 und unter Klisthenes 500 stark
 und wurde jährlich vom Volke gewählt; damit
 er nicht zu mächtig werden konnte, so war er (an-
 fänglich, als 4 Stämme waren, in 4) seit Kli-
 sthenes in 10 Prytanien, deren jede aus 50 be-
 stand und aus Einem Stamme waren, eingetheilt
 und unter diesen Prytanen gieng die Regierung,
 die Besorgung aller Geschäfte herum, daher das
 Mondjahr auch in 10 Theile getheilt war; diese
 fünfzig bestanden wieder aus 5 Dekaden, Jede
 Dekade hatte sieben Tage lang den Vorsth und
 die höchste Gewalt in Händen; an der Spitze
 der Dekaden stand Einer, welcher aber diese Wür-
 de nur Einen Tag behielt. Die Prytanen wur-
 den, so lange ihre Regierung dauerte, auf öffent-
 liche Kosten, im Prytaneum gespeist; auch ver-
 richteten sie täglich im Namen des Staats ein
 feyerliches Opfer. Die Volksversammlung
 mußte durch einen Senatsschluß zusammenberufen
 werden, jeder Bürger war verpflichtet zu erschei-
 nen, sonst aber war es Keinem vergönnt, ihr bey-
 zuwohnen; sie wurde gewöhnlich auf einem Hügel
 unter der Akropolis (μωξ) oder im Theater auf
 der Akropolis gehalten; monatlich waren 4 or-
 dentliche Volksversammlungen, worin gewisse be-
 stimmte Geschäfte abgethan wurden; mit einem
 Opfer eröffnete man sie, der Herold sprach ein
 Gebet aus und las darauf den Senatsvorschlag
 vor, Redner traten nun auf und sprachen dafür
 oder dagegen, zuletzt entschied das Volk; beja-
 hend,

hend, durch Aufhebung der rechten Hand; die Hände wurden gezählt und wenn die Mehrheit für den Senatsvorschlag war, so wurde nun ein Volksschluß (*ἕκαστος*) daraus.

3) Justiz.

a) Gesetze. Die des Drafo (Olymp. 39, 2.) waren bloß Kriminal- und Strafgesetze, deren Härte keinen vorthellhaften Schluß auf den damaligen Zustand Athens machen läßt. Solon nahm in den seinigen hauptsächlich auf Beförderung der Bevölkerung, der Industrie, der Eintracht, der Tapferkeit und Sparsamkeit Rücksicht; einige seiner Verordnungen haben wir schon beyläufig kennen lernen; aus den andern zeichne ich nur folgende, als besonders merkwürdig aus: Müßiggang und unehrliche Handthierung wurde vom Areopagus bestraft; — der Sohn brauchte den Vater im Alter nicht zu ernähren, wenn ihn dieser nicht in möglichem Arbeiten hatte unterrichten lassen; — Verschwender verlohren allen Antheil an der Staatsregierung; — alle Pracht bey Beerdigungen war untersagt; — bey öffentlichen Unruhen durfte Niemand bey Strafe der Ehrlosigkeit neutral bleiben; die Bürger, welche im Kriege verwundet oder verstümmelt wurden, und die Kinder, deren Väter im Kriege geblieben waren, versorgte der Staat auf öffentliche Kosten; — wer in den griechischen Spielen siegte, wurde belohnt; — gegen Ehebre-

cher, Räuber und andere grobe Verbrecher galten Drakos Gesetze.

b) Gerichtshöfe. Der oberste war (von Solon bis auf Perikles) der Areopagus, welcher seine Sitzungen auf einem Hügel unter freyem Himmel hielt; nur abgegangene Archonten, welche von der Verwaltung ihres Amtes Rechenschaft abgelegt hatten, konnten darinne aufgenommen werden; daher war auch die Zahl der Beyßiger nicht bestimmt. Vor ihn gehörten alle Klagen gegen obrigkeitliche Personen, Blutschulden, Staats- und Kriminalverbrechen und Religionsfachen. Seine Sitzung wurde mit einem feyerlichen Opfer eröffnet; Kläger und Beklagte durften nur eine bestimmte kurze Zeit reden; in zwey Verhören war der Proceß entschieden; die Richter stimmten durch schwarze oder weiße Steinchen (*Ληθοι*), die schwarzen verdamnten, die weißen sprachen los; ein Herold zählte; bey gleichen Stimmen wurde der Beklagte losgesprochen. Der Areopagus war die Stütze einer weisen und dauerhaften Demokratie; er durfte die Volksschlüsse untersuchen und abändern. Außer ihm waren in Athen noch 10 Gerichtshöfe; 4 davon waren Kriminalgerichte und die Richter hießen Epheten; für die andern 6 gehörten civil Proceße: unter diesen Dikasterien ist das der Heliasten, welches aus 500 Richtern bestand und durch welches vielleicht Sokrates verdammt worden ist, merkwürdig. Alle diese Gerichtshöfe erhielten jährlich ihre Beyßiger durch

Volks-

Volkswahl; in den Kriminalgerichten präsidirte der zweyte Archon; in den Diskasterien einer von den übrigen Archonten. Vor das Volk und den Senat gehörten, außer den Apellationsprocessen, alle außerordentliche Staatsverbrechen, öffentliche Gewaltthätigkeiten besonders gegen obrigkeitliche Personen, jede Sache, die durch Gesetze nicht deutlich entschieden war oder in die Landespolicey und das Finanzwesen elagriff.

c) Gang des Processes. Senat und Volk entschieden, ob der Proceß unmittelbar vor das Volk gehöre, oder nicht; im erstern Fall leitete der Senat ihn ein, trug die Sache in der Volksversammlung vor und das Volk erkannte darüber, nachdem zwischen Kläger und Beklagten durch Reden darüber debattirt worden war; im zweyten Falle wurde die Sache an ein Tribunal oder Diskasterium abgegeben. Der Kläger gab seine Klage bey dem Archon ein und dieser ließ den Beklagten durch einen Gerichtsdiener vorsehern; er suchte die Partheyen zu vergleichen oder entschied auf der Stelle; gewöhnlich stellte er nähere Untersuchung an, bestimmte einen Termin und zur Entscheidung wurde eine gewisse Zahl Richter durch das Loos gewählt. Erschien der Beklagte im Termine nicht und hielt es für besser, sich aus der Stadt zu entfernen (welches in Kriminalprocessen oft geschah), so verfiel sein Vermögen an die Staatskasse und der Proceß war damit entschieden. Ein

Magistrat von elften (οἱ ἑνδεκά), wozu aus jedem Stamme einer gewählt wurde und worin ein Archon präsidirte, vollzog an dem Verurtheilten die gerichtliche Entscheidung.

Die Griechen hatten für Freye und Sklaven besondere Todesstrafen; die erstern wurden in der ältern Zeit von einem Fels gestürzt, später mußten sie gewöhnlich einen Giftbecher ausleeren; die letztern wurden hart und grausam bestraft. Andere Strafen bestanden in Erlegung einer gewissen Geldsumme, im Verluste des Bürgerrechts und in Verbannung. Eine eigene Art der Verbannung war der von Klischenes eingeführte Ostracismus, wodurch zum Schutze der Freyheit die Bürger, welche zu mächtig und angesehen zu werden anfingen, auf 10 Jahre, doch ohne Verlust ihres Vermögens, aus der Stadt verwiesen wurden; dies konnte aber nur durch 6000 Stimmen geschehen.

Neben ihren Strafen hatten die Athenienser auch Belohnungen für das bürgerliche Verdienst, für Tapferkeit u. s. w.; sie bestanden in mancherley öffentlichen Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen oder in Befreyung von Abgaben und freyer Tafel im Prytaneum.

4) Pollicey. Das höchste Polliceygericht war das Volk und der Senat; im Einzelnen mußten besondere Magistrate und Unterbediente für die Ordnung und öffentliche Ruhe im Staate sorgen;

zu

zu ihrer Unterstützung und zur Ausführung ihrer Befehle hatten sie 1000 bewaffnete Stadtdiener und eine große Zahl öffentlicher Sklaven. Es gab besondere Aufseher über die Einfuhr fremdes Getreides, über die Vorrathshäuser, über die Märkte, über Maas und Gewicht; ein besonderes Kollegium wachte über Zucht und Sitten, vorzüglich der Jugend. Auch alles, was die Religion betraf, gehörte gewissermaßen mit zur Policey und wurde daher vom obersten Policeygerichte, dem Areopagus entschieden.

5) Finanzwesen. Jeder Bürger war zu gewissen Pflichten und Bürgerleistungen verbunden: er mußte in den Krieg ziehen; jeder Stamm mußte die Besorgung eines Chors bey den öffentlichen Festen übernehmen, er übertrug sie gewöhnlich einem aus seiner Mitte, der noch viel zuschießen mußte; eben so war es mit den an Festen aufgeführten Schauspielen; jeder Stamm mußte zur Unterhaltung der Gymnasten, welche für die Jugenderziehung unentbehrlich waren, etwas beitragen; jeder Stamm mußte bisweilen feyerliche Opfermahlzeiten anstellen und alle Stämme dazu einladen, auch hier übernahm Einer die Besorgung; im Kriege und zur Unterhaltung der Flotte mußten auch stammweise Beyträge geliefert werden. Doch dieß alles kann nicht zu den Staatseinkünften gezählt werden, als in so fern, daß die Staatskasse dadurch vieler Ausgaben

C 3

übers

überhoben wurde; diese eigentlichen öffentlichen
 Einkünfte bestanden in Früchten von öffentlichen
 Ländereien, im Gewinn aus den Bergwerken
 und Marmorbrüchen, in den Abgaben des Volks,
 welche verhältnißmäßig nach dem Vermögenszu-
 stande der Bürger bestimmt waren, in dem Schuz-
 gelde (12 Drachmen), was die in Athen wohnen-
 den Ausländer (*μετοικος*) jährlich erlegen mußten,
 in den Zöllen, in den außerordentlichen Steuern
 und den Steuern der Bundesgenossen. Öffent-
 liche Ausgaben waren: der Aufwand bey den
 Festen, das Einlaßgeld in das Schauspielhaus
 (seit Perikles, *θεωρικον*), die Unterhaltung der
 Flotte, der Häfen, der öffentlichen Gebäude,
 der Tempel etc. Die oberste Aufsicht über die
 Finanzen führte Volk und Senat, von diesen wur-
 de sie öfters den Archonten aufgetragen, welche
 darüber zur Verantwortung gezogen werden konn-
 ten. Es gab eine Menge Unterbediente z. B.
 Einnehmer (*ταμιαι*), welche alle 5 Jahre gewählt
 wurden; Rechnungsführer; Kontrolleure; Fis-
 kale, welche die Geldstrafen eintrrieben und die
 Güter konfiscirten u. s. w.

6) Kriegswesen. Der Athenienser diente vom
 18ten bis in das 60te Jahr; die Armee bestand
 fast immer aus begüterten Bürgern, in äußerst selte-
 nen Fällen aus den Armen, oder aus den in Athen
 wohnenden Fremdlingen und aus Sklaven, welche
 kein eigenes Interesse zur Vertheidigung des Vater-
 lands

lands anseuerte; ihre Anführer waren die 10, aus jedem Stamme, vom Volke gewählten Generale, bey welchen Tag vor Tag das Kommando herum gieng und bey deren Uneinigkeit im Kriegsrathe der dritte Archon, der Polemarch seine Stimme auch geben durfte; in der spätern Zeit wurde die Oberbefehlehaberstelle nur Einem aufgetragen, welcher von allen seinen Schritten Rechenschaft ablegen mußte und die übrigen 9 blieben zu Athen. Die Infanterie hatte drey Gattungen von Soldaten: die Opliten waren schwer bewaffnet, trugen Helm, Panzer, Beinschienen, Schild, Speer und Schwert; die leichtbewaffneten hatten Pfeil und Bogen oder Wurfspieße, bisweilen warfen sie auch Steine mit Schleudern oder mit der Hand; die Peltasten waren mit einem kleinen Schilde (*πελτα*) und Wurfspieße bewaffnet. Unter dem Befehl des Generals standen die 10 Tarcharchen, welche für Lebensmittel, Ordnung auf dem Marsche und im Lager, Kriegszucht und Waffen sorgen mußten; der General trug ihnen das Kommando über kleine Corps der Armee auf und unter ihnen standen wieder andere Offiziere. Die Kavallerie war nur 1200 Mann stark und kostete dem einzelnen Bürger, welcher darunter diente, und dem Staate sehr viel; der Senat verwendete besonders viel Aufmerksamkeit darauf; sie war fast eben so bewaffnet, wie die Opliten und wurde von zwey Generalen (*ιπποαρχοι*) und 10 Phylarchen, welche das Volk jährlich durch

das

das Loos erwählte, Kommandirt. Bey der Ar-
mee waren Herolde, Laufere, Waffenträger und
Troph.

Thoben, die Hauptstadt Böotiens, war eine
kurze Zeit (von Olymp. 96, 1 bis 104, 2.) sehr wich-
tig in Griechenland und machte den Spartanern und
Athenaisern die Oberherrschaft über Griechenland
streitig; aber ihr großer Epaminondas starb zu früh,
um Thobens Größe behaupten zu können. Thoben
war ziemlich groß und hatte 50,000 Einwohner;
die Bürger waren, wie zu Athen in den ältern Zei-
ten (s. den 1sten Band S. 39.), in 3 Klassen ge-
theilt. Thoben stand an der Spitze der Konfödera-
tion der böotischen Städte, welche ihre Deputirten
zum Landtage schickten, bey dessen Sitzungen elf
Obere, die Böotarchen (ihre Macht dauerte aber
nur ein Jahr) den Vorsitz führten; demungeachtet
war Böotien nie vollkommen frey, sondern Thoben
hatte auf alle Geschäfte einen so überwiegenden Ein-
fluß, daß es fast die übrigen Städte beherrschte.

Der Boden von Böotien ist fruchtbar und ergie-
big; die Lage des Landes ist vortreflich zum Handel;
die Luft ist schwer und der Winter meist sehr streng.

Die Thobaner waren muthig, stolz, kühn und
eitel. Unter ihren Gesetzen sind einige merkwürdig:
kein Bürger darf zu einem obrigkeitlichen Amte ge-
wählt werden, welcher nicht 10 Jahre vorher den
Handel

Handel im Kleinen niedergeleget hatte; Bildhauer und Maler wurden bestraft, wenn sie in ihren Kunstwerken den Wohlstand beleidigten; Kinder durften unter keinem Vorwande ausgekostet werden; kann oder will der Vater sie nicht aufziehen, so verkauft sie die Obrigkeit an einen andern, dem sie nachher Sklavendienste thun müssen.

In ihrer Armee war das sogenannte heilige Corps, welches aus 300 jungen, auf Kosten des Staats in der Akropolis unterhaltenen und kriegerisch erzogenen jungen Leuten bestand, das tapferste; anfänglich vertheilte man sie Truppweise im ganzen Heere; Pelopidas aber ließ sie zusammen und erfocht durch ihre Tapferkeit die herrlichsten Siege.

Macedonien stand bis gegen das Ende dieser Periode mit dem übrigen Griechenland fast in gar keiner Verbindung, seine Einwohner wurden für Barbaren gehalten und lebten mit ihren nördlichen und östlichen Nachbarn in beständigen Feinden; in einem solchen Kriege gegen die Illyrier verlor ihr König Perdikkas mit einem großen Theile seiner Armee das Leben; sein Bruder Philipp, welchen die Thebaner als Vessel verwarherten, tauschte die Wachsamkeit seiner Wächter, entfloh nach Macedonien und wurde Vormund des hinterlassenen Sohns des Perdikkas. Er fand das Reich in der schrecklichsten Lage, bestürmt von Feinden, getrennt durch innerliche

innerliche Zwietracht, die Finanzen erschöpfte und eine kleine muthlose Armee.

Philipp benutzte die Vortheile und Erfahrungen, welche ihm sein Aufenthalt zu Athen und der Umgang mit großen Männern verschaffe hatte; besiegte alle Hindernisse, schlug seine Feinde, erweiterte sein Gebiet und warf sich endlich, unter dem Namen eines Generalissimus, zum Herrn Griechenlands auf.

Dritte Periode

bis auf die Zerstörung Korinths

Olymp. 158. 3. Vor Ch. 146.

Nach Philipps von Macedonien Tode (Olymp. 111, 1) wurde sein Sohn und Nachfolger Alexander, welcher das widerspenstige Theben seine Rache und Macht fühlen ließ, ohne Widerspruch zum Oberfeldherrn Griechenlands ernannt; und der einzige Versuch, welchen Griechenland, auf Sparras Ermuntern (Olymp. 112, 2), zur Wiedererhaltung seiner Freyheit machte, lief sehr unglücklich ab. Alexanders Tod und die Uneinigkeit seiner Feldherrn war ein neues Signal zur Ergreifung der Waffen, und die Griechen stellten (Olymp. 114, 2), unter Anführung des Laosihenes, ein Heer von 80,000 Mann, welches nach zwey siegreichen Schlachten, doch endlich bey Kranon vom Antipater besiegt wurde; die einzelnen griechischen Staaten schlossen

Epa-

Separatfrieden, mußten macedonische Besatzung einnehmen und ihre demokratische Verfassung abschaffen; in Athen, welches übrigens gleiches Schicksal hatte, nahmen nur 9000 Bürger, welche gegen 500 Rthlr. im Vermögen besaßen, an der Staatsregierung Theil.

Die Römer unterstützten die Griechen, beehrten sie mit dem Namen ihrer Bundesgenossen und befreieten sie von ihren Feinden. Zwey Bündnisse, das achäische und ätolische, versprachen anfänglich Griechenlands Freyheit und die innerliche Sicherheit und Ruhe zu schützen, trennten sich aber bald aus Eifersucht, führten Kriege gegen einander und würden weit eher das Glück ihres Vaterlandes untergraben haben, wenn Rom nicht Griechenlands Schutzgott gewesen wäre. Durch die Verbindung des ätolischen Bundes mit dem syrischen Könige Antiochus dem 3ten (Olymp. 147, 1.) mußte Roms bisheriges System nothwendig verändert werden; der Consul Fulvius unterjochte ihn (Olymp. 147, 4) und so kam ganz Griechenland nach und nach unter Roms Vormäßigkeit; der achäische Bund dauerte zwar noch fort, seine Macht wurde aber getheilt, sein Ansehen mit jedem Jahre schwächer, und (158, 3) endlich verlor er durch die unglückliche Schlacht bey Korinth gegen den römischen Consul Mummius seine politische Existenz; Korinth wurde eingenommen, geplündert und zerstört und ganz Griechenland unter dem Namen Achaja zur römischen Provinz erklärt. Die alten griechischen Sitten und Gebräuche wurden

den von neuen, besonders römischen verdrängt und von den ehemaligen Staatsverfassungen blieb nichts weiter als einige Namen der obrigkeitlichen Personen und ihrer Geschäfte, von der griechischen Freyheit aber kaum noch ein Schatten übrig.

Doch würde es sehr interessant seyn, die Veränderungen in der politischen, religiösen und häuslichen Verfassung Griechenlands in dieser Periode zu verfolgen, das langsame Hinwegschwinden des Nationalcharakters zu bemerken, die Denkart des großen Haufens und der Vornehmen zu schildern ic.; aber es würde uns jezt zu weit führen und um so zweckloser seyn, da die alten Schriftsteller aus den schönsten Zeiten der Litteratur dadurch kein Licht erhalten.

3.

Geisteskultur, mit ihrer Einwirkung auf
Freude und Lebensgenuß.

Ein Dialog *).

Hylas

Du hast Recht Philokles! Eine reizendere Natur-
scene sah ich noch nie. Wie unbeschreiblich schön glock-
ter dort jene blumichte Wiese hinab! Wie sanft ver-
schmel-

*) Nicht ohne Schlichternheit liefere ich hier die Fortsetzung
meines ersten dialogischen Versuchs im 1sten Bande
des Wissensch. Mag. für Jünglinge.

Die darüber gefällten Urtheile mußten mich mehr
aufmuntern, als abschrecken. Aber ich weiß nicht, ob
man es diesem Versuche ansehen wird, daß mir freund-
liche Winke und Belehrungen eben so willkommen sind,
als unbegründete Lobspprüche. So viele Mühe ich mir
auch gab, für dieses Wahl dem Tadel über Weitläufig-
keit auszuweichen, so wenig ist es mir vielleicht gelun-
gen. Immer drängte sich mir noch eine Idee auf, die
mir der Entwicklung werth schien, und meinen ersten
Zuschnitt verlängerte. Immer glaubte ich noch einen
erwartigen Einwurf heben, einen Satz erläutern, eine
Bestimmung erweitern zu müssen, um meinen Hylas
erst ganz für die Wissenschaften zu gewinnen. Dieses,
II. Band. D und

schmelzen sich die Farben des Aehrenfeldes mit dem Grün der blühenden Saaten! Städte und Dörfer liegen wie durcheinander gesäet, und verschwinden unter der Wolke, die ihre Thäler überzieht. Sieh einmal jene Hintergruppe; jenes neblichte Gebürge! Es scheint am Rande des Horizonts zu hängen und den Wolken ihren Durchzug zu verwehren. Das ist ein herzerhebender Anblick!

Philokles. Ich fühle es mit dir, was er über den Freund des Schönen vermag, und habe es oft gefühlt. Dieß ist der Ort, lieber Jüngling, wo ich bisher in der Abendkühle so manchen herrlichen Genuß fand. Niemand konnte mich stören, und selbst mein Hylas mußte bey aller Neugierde, womit er meinen einsamen Sängen nachlauschte, zurückbleiben, und mich hier der Fülle untheilbarer Empfindungen allein überlassen.

Hylas. Das magst du mir mit einer solchen Kälte sagen, sonderbarer Mann? Und doch hat mir hier deine eigennützigte Verschlossenheit mehr entzogen, als der Freund dem Freunde billig vorenthalten darf. —

Phi:

und der unnatürliche Zwang, den man sich anthun müßte, wenn man in schriftlichen, wie in mündlichen Unterredungen, seine Ideen nach Octavseiten oder Minuten abmessen wollte, entschuldigen, wie ich hoffe, bey bittigen Lesern, die Länge dieses Dialogs einigermaßen. Bedarf es auch noch einer Entschuldigung, daß ich meinen Hylas, unter heilsühenden, thätigen, ganz für ihren großen Beruf lebenden, und durchaus für die Akademie reifen Jünglingen, aussuchte?

Philokles. Du wirst deine Empfindlichkeit zurücknehmen, wenn ich dir die Ursachen angeden habe, warum ich dich erst heute auf diesen Berg führe. Ich wollte dir nicht bloß Schönheiten fürs Auge zeigen, sondern dich zugleich durch jene sinnliche Pracht auf Gegenstände aufmerksam machen, deren Eindrücke wichtiger und bleibender sind, als die Freuden eines Sommertags; dazu warst du aber bisher noch nicht genug vorbereitet.

Hylas. Bin ichs denn heute? Ich fürchte in der That, daß ich gegenwärtig für alles Ueber-sinnliche zu sinnlich denke. Meine Philosophie ist hier die Philosophie des Schmetterlings, der sich am Blütenstaube weidet. Sie heißt — Genuß.

Philokles. Sey nicht bange, lieber Jüngling, daß ich dich aus der Region der Sinne und des sinnlichen Vergnügens heraustreissen werde, ob ich gleich mehr von dir fordere, als den stumpfen Sinn jenes Schmetterlings. Ihm ist diese kleine Fläche eine Welt; deine Blicke beherrschen jenen ganzen weiten Schauplatz. Seine Instinktseele denkt sich nicht die folgende Minute; deinem Geiste öffnen sich Scenen der Zukunft, mannigfaltiger und schöner, als dein Auge die Reize der sichtbaren Schöpfung wahrnimmt.

Hylas. Sie gehen leise, mein schlauer Herr Mentor, aber ich höre Sie doch; und wäre ich nur so gefällig, Ihnen in Ihre Ideen zu folgen, als

Sie geneigt sind, mich da hinein zu führen, so bedürften wir keines Uebergangs mehr zu einer förmlichen Abhandlung: über die Zukunft dieß- und jenseits des Grabes. Indessen giebt die Natur hier unter unsern Füßen eben keinen bequemen Fetz dazu; und überdieß habe ich oft von einem gewissen Philosophen gehört, daß es thöricht sey, in der Zukunft zu leben, und darüber die Freuden des Gegenwärtigen zu verabsäumen. —

Philokles. Ich kann deine wickelnden Sophistereien desto leichter übersehen, da ich überzeugt bin, daß du bald davon zurückkommen wirst. Oder solltest du im Ernst, eine vernünftige Hinsicht in die Zukunft, mit dem Leben in der Zukunft verwechseln? Jene bildet die edelsten Tugenden des Weisen, Klugheit, Muth, Unermüdlichkeit im verkannnten Guten. Sie giebt ihm Hoffnung und Freudigkeit. Ohne sie wäre der schreckliche Satz: Handle nach jedem Einfall des Augenblicks: versage dir keine Lust, und wenn du sie mit dem Elende ganzer Völker erkaufen müßtest: dieser Satz wäre einzige praktische Weisheit. Da verzehrte der Landmann sorglos die Saat, welche ihm einst eine reichliche Aernde geben sollte, und der Jüngling sähe in jeder maßsamen Pflicht für seine künftige Bestimmung, eine unnütze Freudensstörerin. Aber in der Zukunft leben: seine Augen zudrücken vor allem was uns jezt umgibt, was wir jezt sind, jezt handeln sollen, um unsrer gefälligen Phantastie Dinge vorzumahlen, die für uns in der Folge wahrscheinlich,

lich, oder auch nur möglich sind: es vergessen, lieber Hylas, daß die Gegenwart mehrentheils Bedingung der Zukunft ist; das ist freilich eine Thorheit, wovon ich dich oft gewarnt habe. Wenn du zum Beyspiel über dem ewigen Hin- und Herschwanken zwischen Wahl und Verwerfung deiner künftigen Lebensart, ganze Stunden verträumtest; wenn du bald Soldat, bald Forstmann, bald Gelehrter werden wolltest, und durch alles Abwägen, Berechnen, Vergleichen nichts gewannst, als eine Bestätigung der alten Wahrheit: nihil est ab omni parte beatum; — da lebstest du in der Zukunft, und verloreest Stunden, die dir fürs Gegenwärtige hätten theuer seyn sollen.

Hylas. Du straffst mich zu hart für meine kleine Neckerey, indem du mich an jene Thorheit erinnerst.

Philokles. Sollte dich denn eine Erinnerung daran beschämen? Sollte sie nicht vielmehr, deine nunmehrige entschlossene Wahl dir selbst erfreulicher machen? Mir wenigstens ist es eine große Beruhigung, daß dich jetzt eine nähere Bekanntschaft mit der Welt und ihren Ständen, gegen alle Verführungen in den blendenden Außenseiten gewisser Lebensarten, und gegen das dringende Zureden gewisser, sonst würdiger Männer, die dich so gern, aus guter Meinung, aber ohne hinlängliche Menschenkenntniß, wieder wankend machen möchten; daß dich dein reifes Urtheil gegen dieß Alles jetzt völlig verwahrt —

Hylas. — gewisser, sonst würdiger Menschen? Die dir dringend zureden? die dich aus guter Meinung wieder herumlenken möchten? — und dies mit einem so bedeutenden Tone? Ha, ich errathe dein Räthsel! Gewiß hat mein Onkel, der Obrist —

Philokles. Du irrst. Er hat mir keine Sylbe gesagt, so wenig er auch sonst gegen mich zurückhält, wenn's deinem Lobe gilt. Wahrscheinlich schwieg er, weil er dir den Vorgang nicht zur Ehre rechnete, oder weil er auch von mir deinem Widerspruch fürchtete, oder — weil er zu sehr Officier ist, um sich einer gescheiterten Werbung zu rühmen.

Hylas. Mein Vater? — doch es ist gleichgültig, wer dir die Sache entdeckt hat, da du sie, wie es scheint, von ihrer rechten Seite würdigst. Du kannst ja auch dem guten Obristen kein Verbrechen daraus machen. Er glaubte für mein Glück zu sorgen, und wie ich seine Gründe mit Gegengründen, kalt und bescheiden, beantwortete, so regte sich endlich sein Temperament. Er wurde empfindlich; besuchte es auf gut soldatisch, daß ich meine graden Schenkel im Studierfessel verkrüppeln wollte, und wies mich endlich mit meiner Philosophie — dahin, wo die Vernunft eben nicht zu Hause seyn soll.

Philokles. Wenn er dich auf die Weise für seine Absichten gewinnen wollte, so kannte er seinen Neffen nicht. Besser würde es ihm —

Hylas. Laß uns hiervon abbrechen, Philokles! Ich denke nicht gern an den unangenehmen
men

men Vorfall, sonst würde ich ihn dir selbst erzähl't haben.

Philokles. Wie ichs denn auch, bey meinen Ansprüchen auf das Vertrauen des redlichen Hylas wohl hätte erwarten dürfen. Da wir aber jetzt — nicht ganz von ohngefähr; denn wisse, unsre heutige Naturfreude bezieht sich darauf — diesen Punkt berühren: so mußt du mir nun Alles nachholen. Deine anständigen, aber entschlossenen Antworten auf die Scheingründe des biedern Altes, so wie die feyerlichen Versicherungen, wodurch du nachher deinen Vater beruhigtest; dieß weiß ich. Kannst du mir diese Versicherungen nun, ohne Widerspruch deines Herzens, noch einmal geben, so hab ich jetzt keine Wünsche mehr für dich. Kannst du es nicht; und deine sichtbare Ängstlichkeit, das schnelle Wegzlehen deiner Hand, läßt mich beymahle so etwas befürchten; dann kennst du ja von Jugend an, den Freund in mir, der deinen vernünftigen Wünschen gern Vorschub thut.

Hylas. Und meine irrigen Begriffe gern beichtigt. Davon bin ich überzeugt, wie von meinem Daseyn. Aber grade deine liebevollen Belehrungen, und meine, dagegen immer von neuem wieder anstrebenden, schiefen Vorstellungen; das Gefühl meiner geringen Festigkeit unter einem solchen Lehrer: Das ist, was mich beschämt, drückt, verschließt, und für die Zukunft besorgt macht. Du trauest mir ein reifes Urtheil über Welt und Weltbürger zu — o lieber Freund, ich wünschte zu meiner und deiner

Freude, daß ichs mir selbst nicht absprechen müßte! Dann würde ich nicht länger, wie im ewigen Wirbel, von meinen Neigungen und Wünschen herum getrieben; hätte einen unverrückbaren Standpunkt, auf den ich alle meine Kraft hinspannen könnte, ohne mich von meiner Einbildungskraft, bald in diesen, bald in jenen Seitenweg hineinzerren zu lassen. Noch ist mein Wille — Spiel jeder Minute; mein Ziel — jeder Schimmer, der mir ins Auge fällt; meine Hoffnung die Hoffnung eines Glückstriters, dessen Gewinn oder Verlust an einer unbestimmbaren Bewegung des Würfels hängt. So bin ich Philokles! und so muß ich mich dir entdecken, wenn ich nicht länger scheinen will, was ich nicht bin.

Philokles. Ich habe dich ausreden lassen, guter Hylas! so schwer dieß auch meinem Herzen wurde, das dich nicht erst aus solchen Geständnissen kennen lernt. Denn diese Geständnisse sind doch wahrlich nur — wenn ich mich der Vergleichung bedienen darf — Schaum deiner heftig aufgährenden Empfindungen. Du schienst mir nie, was du nicht warst. Nur jetzt, im Ausbruche deiner Leidenschaft, scheinst du dir selbst, was du nicht bist.

Wurdest du nicht vor wenig Minuten unwillig darüber, daß ich dich an deinen ehemaligen Bankelmuth erinnerte? Und doch sollte dieser Bankelmuth, grade jetzt, am stärksten, sein Wesen in dir treiben? Widerstand nicht deine Entschlossenheit den schmeichelhaftesten Anerbietungen des Obristen? Und —
was

was mir redender ist, als dieß Alles — hast du nicht bisher so gearbeitet, so Vergnügen, so selbst Ruhe und Schlaf oft hingegeben für Kenntnisse und Wissenschaften, als kenntest du nichts außer ihnen, was deiner Aufmerksamkeit werth wäre?

Hylas. Lauter Widersprüche Philokles! die aber nichts beweisen, als daß ich mich meiner unrichtigen Urtheile schäme, daß ich das Widersprechende in meinen Wünschen einsehe, und — daß ich bey meinem fruchtlosen Streben, sie zu unterdrücken, nur desto unglücklicher bin.

Philokles. Was heißt denn, eine Neigung unterdrücken? Heißt das nicht: sie durch andre Rücksichten dergestalt aufwiegen, daß sie gar keinen Antheil mehr an unsern Entschlüssen und Handlungen behält? Und wenn dir's gelang, deine Unbeständigkeit so zu beherrschen; war denn da dein Bestreben fruchtlos?

Hylas. Du sprichst in Syllogismen, wofür mein Kopf jetzt nicht fein und ruhig genug denkt, und ich — ich rede nach meinem Gefühle, was die Anwendung deines Satzes auf mich widerlegt. — Stehst du den Hügel dort, hinter unserm Dorfe wohl!

Philokles. Mit dem dunkelgrünen Gebüsch? Ich seh ihn. Es ist ja unser Lesehügel.

Hylas. Nenne ihn lieber unsern Freudenhügel; denn du hast mir da manche Freude, manche schöne Hofnung gegeben.

Philokles. Oder vielmehr, ich habe beydes da oft mit dir gefunden und getheilt.

Hylas. Wäre er mir auch sonst nicht merkwürdig, so müßte er mir doch wegen der Unterredung unvergeßlich seyn, die wir, vor einigen Monaten, unter seinen Linden hatten. Wenn ich nicht irre, so betraf sie das Verdienstliche und Ehrenvolle der wissenschaftlichen Stände.

Philokles. Richtig. Du hattest damals mit ähnlichen Ideen zu thun, wie heute.

Hylas. Ich habe es noch nicht vergessen, wie froh ich mit dir heimkehrte, als du mir die Fortsetzung jener Materie versprachst —

Philokles. Du scheinst, von unserm vorhergehenden Gegenstande abspringen zu wollen!

Hylas. Keinesweges. Ich dächte dich vielmehr noch enger daran zu fesseln. Grade die weitere Ausführung der Vortehle, welche uns die Wissenschaften gewähren sollen, aus dem Munde meines Philokles, müßten manche Ideen bey mir ins Helle bringen, die jetzt gleichsam, als dunkle Ahnungen in meiner Seele liegen, und mich daher ohne Trost lassen, wenn ich ihrer zur Widerlegung beunruhigender Vorstellungen bedürfte.

Philokles. Eine Ueberzeugung also: von dem Werthe der Wissenschaften, in Absicht auf Freude und Glückseligkeit des Lebens; die wünschest du, lieber Hylas?

Hylas. Ich wünsche sie nicht. Ich ersehne sie!

Philos

Philokles. Nun, so gestehe ich dir, theuerster Jüngling, daß sich hier unsere Wünsche begegnen. Ich führte dich heute hieher, um noch eine Stunde mit dir zu theilen, wie die war, welche uns der zwanzigste May — er steht mit rother Dinte in meinem Tagebuche — auf jenem Hügel gewährte! Freude und Lebensgenuß, als Gewinn der Wissenschaften, das sind grade die Gegenstände, welche, wie ich vorhin sagte, einen bleibendern Eindruck auf dich machen sollten, als alle um uns her verbreitete Naturpracht.

Hylas. Und so bald sie das können; dann, o dann soll mir nichts, meinen bevorstehenden Schritt zu den höhern Pflanzschulen der Wissenschaften mehr erschweren!

Philokles. Zuförderst sage mir, lieber Hylas! ob dir deine bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten, deine Sprachstudien, deine philosophischen, historischen, geographischen, physikalischen Kenntnisse, selbst im Anfange deines, darin erhaltenen Unterrichts, unangenehm wurden?

Hylas. Bedürfte das Gegentheil noch einer Versicherung?

Philokles. Für mich nicht, aber vielleicht für dich selbst. Du weißt ja, welch eine Ebbe und Flut in unserm Gedanken- und Empfindungssystem unaufhörlich abwechselt. Eine neue Vorstellung dringt sich unserm Geiste auf. Grade ihre Neuheit verschafft ihr Eingang. Wir untersuchen nicht erst, ob, und in wiefern sie sich mit unsern ältern, und
richti-

richtigern Ideen verträgt; halten sie für reinen Zuwachs unserer Begriffe, und fühlen zu spät, daß sie vielleicht hundert Vorstellungen verdrängt; eine ganz neue Schöpfung in uns veranstaltet hat, ehe wir ihren Werth, ihre Folgen würdigen konnten. Hier ist's doch wohl Zeit, genau zuzusehen, ob wir auch bey dieser schnellen Katastrophe wirklich gewinnen? Ob sie nicht bloßes Werk eines Irrthums ist?

Hylas. Wo geräthst du hin Philokles? Ich bin kaum im Stande, dir in deinen psychologischen Bemerkungen zu folgen! Und aufrichtig gestanden, sehe ich auch nicht, wohin sie mich führen können?

Philokles. Hab ich denn etwas gesagt, was deine Geschichte nicht ganz bestätigte? Ein Ohngefähr kann dich in deinen Begriffen von dem hohen Werthe des Berufs, dem du dich bisher mit so vielem Eifer widmetest, nicht wankend gemacht haben. Gesteh dir's selbst, daß hiebey eine neue Vorstellung im Spiele ist, welche sich gleichsam im Mittelpunkte deiner Seele festsetzte, und nun von dort aus, deine Neigungen umstimmt. Willst du dich ihr nicht unbedingt hingeben — und das wäre gefährlich: so setze einstweilen deine bisherigen Ideen und Empfindungen wieder in ihre vorige Stelle ein; wäge sie mit deiner neuen Vorstellungsart ab, und siehe dann zu, auf welcher Seite wahrer Gewinn ist.

Hylas. Warlich keine geringe Foderung bey dem ewigen Tausche menschlicher Begriffe! Welcher Zeit-

Zeitpunkt soll denn die Gränze zwischen meinen alten und neuen Ideen, Neigungen, und Wünschen ausmachen?

Philokles. Ich denke, du selbst kannst es am besten bestimmen, wenn deine Liebe zu den Wissenschaften zuerst erkaltete, wenn du aufhörtest, in ihnen das Befriedigende, Schöne, Veredelnde, zu finden, was sie dir bisher so theuer machte!

Hylas. Ein solches wenn, kenne ich noch nicht. Es würde eine Stumpfheit meiner Empfindungen voraussetzen, wobey ich mich selbst verabscheuen müßte. Niemals werde ich jene Vorzüge der Wissenschaften verkennen. Dazu haben sie sich zu tief in meinem Geiste abgeprägt. Gerade dieß macht mir ja meinen Abschied von ihnen so schwer.

Philokles. Abschied? o ein Hirngespinnst das bald verschwinden soll! — Nun Hylas! kennst du auch den Zeitpunkt nicht, wo die Wissenschaften aufhörten Alles für dich zu seyn? Wo du auch außer ihnen das Stück deines Lebens zu suchen anfingest? Wo du zum erstenmale dir selbst widersprachest, indem du ihr wärmster Lobredner wurdest, oder zu seyn schienst? Wo du —

Hylas. Halt ein, du unwiderstehlicher Mann! Wo warst du, als ich mit dem Obristen sprach, daß du so in mein Herz sehen könntest? — Ja du hast die Grunde getroffen, wo sich eine unglückliche Idee, zum erstenmal in meine Seele schlich, die Hüße meiner Empfindungen angriff, und mir kaum so viel davon

davon übrig ließ, als dazu gehörte, um meinen Ver-
lust, noch eine Zeitlang, vor dir zu verbergen.

Philokles. Und du konntest vierzehn Tage
diese Idee in dir verschließen? Hylas, Hylas! wenn
ich mit dir rechten wollte! doch du bist ja schon zu
sehr für deine Zurückhaltung gestraft, und hast im
Grunde noch nichts verlohren, was dir ein Zutrauen
zu mir nicht wieder geben könnte.

Hylas. Noch nichts verlohren? Ist denn
die süße Hofnung, von dir, zu einem recht glückli-
chen Leben erzogen, für einen recht freudenvollen
Stand gebildet zu seyn, — ein Nichts? Ver-
trauen setze ich in dich, wie es nur der unerfahrene
Jüngling in seinen einsichtsvollen Lehrer setzen kann.
Allein ganz wirst du doch in mir jene erfreuliche
Hofnung nicht wieder herstellen, oder du müßtest
läugnen:

Daß ein sehr fähiges Genie dazu gehört,
um in den Wissenschaften Ersatz für so viele,
damit verbundene Anstrengungen; für so viele,
dabey entbehrte Freuden anderer Bestimmun-
gen zu finden: —

Philokles. Wenigstens kein unfähiger
Kopf. Welcher?

Hylas. Daß ich dieß fähige Genie nicht
habe, und folglich nach einem Ziele ringe,
das ich nicht erreichen kann, während ich andre
suchen sollte, die mir weit näher liegen: —

Philo

Philokles. Was hat dich denn auf einmal um deine Talente gebracht? — Ich läugne diesen Satz schlechterdings. Ich appellire an dein Gefühl. Doch hernach weiter davon! Bist du fertig?

Hylas. Daß der Gelehrtenstand häufige Beschwerden und Leiden, besonders aber auch nicht selten, einen frühen Tod mit sich führt:

Philokles. Dieß ohne Clausel einräumen, heißt doch wohl freygebig seyn? — — — Nun Hylas, wenn ich dir dagegen bewiese, daß du einen wahren innern Beruf, vorzügliche Talente, richtiges Gefühl, und hinlängliche Vorkenntnisse, zur glücklichsten Bearbeitung der Wissenschaften hast? — daß du dabey dein Tagewerk am wenigsten schuldig bleibst; du magst nun früh als Gelehrter von der Arbeit weggerufen werden, oder, wie es weit öfter, auch durch Wissenschaften erfolgt, ein langes, glückliches Alter erreichen. Wenn ich dir dieses bewiese? —

Hylas. So müßtest du mir die Welt von einer ganz neuen Seite zeigen —

Philokles. Das heißt, von einer Seite, die dir, seit vierzehn Tagen, neu geworden ist.

Hylas. Ich erwarte deine Gründe, theurer Philokles.

Philokles. Sie liegen zum Theil in dir selbst, — Trieb ich dich wohl jemals zur Beschäftigung

tigung mit den unerschöpflichen Quellen ächter Wissenschaften, mit den Schriftstellern Roms und Griechenland's an. Und doch — ich sah dir mit stillem Entzücken zu, — und doch begleiteten sie dich überall, athmeten in dir, sprachen aus dir, beherrschten dein ganzes Wesen so uneingeschränkt, daß du beinahe ungerecht gegen die Vortrefflichkeiten neuerer Werke geworden wärest.

Sylas. Wenn dir hier dein eignes Verdienst Freude machte, so gewährte es mir ein noch größeres Vergnügen. O, es ist unbeschreiblich belohnend, wenn man einen Berg hinter sich hat, den man anfangs für unübersteiglich hielt, und nun das Gefühl seiner sieghaften Kraft, zum Genuße jeder Schönheit mit sich, in die anmuthigen Thäler trägt!

Philokles. Du triffst von selbst auf die schöne Allegorie, die ich dir, durch unsern heutigen Lustgang, verständlichen wollte.

Wärest du zwischen den unwegsamen Abhängen jenes Steinbruchs müde und muthlos geworden; glaube mir, du würdest nun nicht mit Entzücken in die lachenden Gefilde hinabsehen, deren Anblick dich vorhin beynahе zum Schwärmer gemacht hätte. Das Bild eines Berges, für jede Anstrengung und Mühseligkeit, ist so alt, als die Dichtkunst selbst. Aber immer hatte dieß Bild neue Aufmunterungen für mich, wenn meine Kräfte unter den Lasten und Duldungen des Lebens zagten.

Ich

Ich dachte mir da immer den freyen Gipfel, das Thal der Ruhe, und die männliche Kraft, die jenen müthigen Karthager elust mit seinem ganzen Heere, über die fürchterlichen Pyrenäen und Alpenketten, in die milden Ebenen von Italien leitete; in diesen Gedanken war ich gewöhnlich schon da, wo mich Pflicht und Ehre erwarteten.

Hylas. Du sprichst, wie aus meiner Seele. Was für deine Kräfte Lasten und Duldungen, das waren für die meinten ehemals die Anfänge von jeder Wissenschaft. Als Knabe kannte ich kein anderes Leiden, als die Vorstellung von dem, was ich noch lernen müßte. Die bloßen Namen Latein, Griechisch, schreckten mich so sehr, daß mich nur der Wille meines Vaters abhalten konnte, diesen Feinden meiner Ruhe in einer Soldatuniform zu entgegenen. Da kamst du zu uns, und meine Schreckbilder verschwanden, wie Schatten vor der Sonne. Ich sah nun keine Berge mehr, sondern lauter leichte, reizende Hügel. Du halfst mir unvermerkt hinauf. Und doch, als ich oben war, da dünkte es mir, ich stände auf einer Wolkenhöhe, so sehr erweiterten sich meine Ansichten von allen Seiten.

Philokles. Hylas! warst du denn schon oben?

Hylas. Ich rechnete nicht nach dem, was mir noch zu thun übrig blieb, sondern nach dem, was mir nun zu thun leicht wurde. Und da erblickte ich damals nichts als gleiche Flächen, wo vielleicht andere

schauderhafte Höhen gesehn hätten. Aber jetzt — o Philokles, gib mir meine Freyherzigkeit wieder!

Philokles. Laß das Gespenst nicht wieder vor deine Seele treten, das dir jetzt eine neue Noth abnöthigt. Ehe wir von hier heimkehren, sollst du die Empfindungen der Freude wieder haben, welche jedem Jünglinge eine Würde über seine Jahre geben. Du sollst sie wieder haben, stärker, reiner, sicherer vor allen Anläufen des Irrthums, wie jemals.

Hylas. Wenn das möglich wäre! Wenn du mich wieder in meine vorige Lieblingswelt hinein führen könntest! Es war mir so wohl darin. Ich fand da so vieles, was mir die wirkliche Welt immer gewährte —

Philokles. Erkläre dich über diese Aeußerung, sonst möchte sie zu viel sagen. Alle unsere Kenntnisse sind ja Resultate aus der wirklichen Welt, Blicke in die wirkliche Welt. — Scenen aus dem Reiche der Möglichkeit, oder welches einerley ist, der Träume gehören nur dem Dichter, und auch dieser muß sie unter dem Gewande, und mit den Gegenständen der wirklichen Welt so darstellen, daß der Leser bey dem ersten Anblicke: Geschöpfe der Einbildung für Wesen unster sublanarischen Zone hält.

Hylas. Ich muß also sagen, die jetzige, mich umgebende Welt.

Philokles. Deine Lieblingswelt aber? —

Hylas. Ist die Zusammenstellung der Begebenheiten aus der Geschichte der alten Völker: die Summe mensch-

menschlicher Gebräuche, Sitten, Urtheile, Meinungen, Gesinnungen, Thaten und Schicksale; kurz ein Gebäude der Vergangenheit, worin ich bald einen charakterlosen Alcibiades mit seinen feilen Talenten verachten, bald einen sittengerechten Cato bewundern kann; wo ich mit den verwaifeten Freunden des atheniensischen Philosophen weine, aber seinen Mordern verzeihe, sobald ich den Triumph seines Verdiensts, ihn noch Jahrhunderte lang überleben sehe; wo mich die siegende Beredsamkeit, und das, was sie belehre, der Patriotismus des Demosthenes und Cicero, mächtig dahintreibt; wo ich mit gestemmtten Armen zwischen die beyden graubärtigen Heiden von Rom und Karthago trete, ihre hochstolzen Worte *) anstaune, und mich zum erstenmal meiner kleinen, kraftlosen Deurschheit schäme; wo ich bald mit dem süßern Lucull prasse, bald mit dem Cyniker an einer Wurzel nage; wo ich bey dem Tone der Orphischen Bastpfeife mit den Wäldern in die Wette tanze, und bald, von phrygischen Thapsodien **) berauscht, nichts sehe, als Götter,

§ 2

*) *Summotis pari spatio armatis cum singulis interpretibus congressi sunt (Annibal et Scipio), non suae modo aetatis maximi duces, sed omnis ante se memoriae, omnium gentium cuilibet regum, imperatorumque pares.*

Paulisper alter alterius conspectu, admiratione mutua prope artoniti, conricuere. Tum Annibal prior. cer. Liv. XXX. 30.

**) Den Gesängen Homers.

ter, Helben und Kämpfe; wo mich hier Virgils Meisterstück zur Ehrfurcht für die Dichtkunst stimme, dort ein schwermüthig, bitterer Tacitus mit Trauer und Unmuth erfüllt — dieß Philokles! dieß ist meine Lieblingswelt. Und nun urtheile, ob ich wählen darf, zwischen ihr, und der Gleichzeit?

Philokles. Ruhe dich aus, nach dieser heftigen Explosion deiner Gefühle, und laß mich unterdessen versuchen, auch ein Wort zur Ehre der neuern Zeit zu sagen. Du sammlest deine Thatfachen aus dem ganzen Alterthume, vom Orpheus bis zum Tacitus; aus den Wäldern der Pelasger, aus Griechenland, Rom und Karthago zusammen, und forderst nun, daß unsre Gleichzeit, das heißt doch wohl unsre letzten Decennien? eben so viel Merkwürdigkeiten dagegen aufstellen sollen. Das ist unbillig. Nimm aber aus der neuen Geschichte nur eben so viel Jahrhunderte, als dir in deiner Lieblingswelt Jahrtausende zu Gebote stehen mußten, und ich denke, beyde, sowohl die alte als neuere Zeit werden sich aufwiegen in Rücksicht des Großen und Merkwürdigen, was der menschliche Geist in ihnen hervorbrachte.

Hylas. Und du hättest mir die Bekanntschaft mit diesen fruchtbaren Jahrhunderten so lange vorenthalten können? Hättest mir, wenn es auf Autoritäten ankam, nur immer die Alten gerühmt, und den Neuern bloß das Verdienst gelassen, von jenen zu lernen? Philokles, das verstehe ich nicht!

Philokles

Phlokes. Weil du mich nicht verstandest. Es wäre in der That eine vergebliche Mühe, jemanden etwas vorzuenthalten, was er schon mit allen Sinnen fühlt. Bist du denn so ganz Fremdling in der Geschichte, daß du dir einbilden darfst, alle Menschengröße sey mit den Griechen und Römern ausgestorben? Auch wir haben unsre Hannibale und Scipione, wenn es auf Heldentugenden ankommt. Oder willst du einen Gustav Adolph noch unter sie setzen? Auch wir würden gewiß mehr als einen Sokrates haben, sobald man die weisen Freunde der Tugend durch den Giftbecher auszeichnete. Schwerlich aber würde die Geschichte für unsre Luculle und Cyniker Plätze offen behalten.

Hylas. Wie du doch jeden Ausdruck aufhaschest, der mir in der Uebereilung entfuhr! Nenne mir aber auch die neuern Homere, Virgile, Horaze, den neuen Demosthen, Cicero, Tacitus und Livius!

Phlokes. Es ist wahr, diese unsterblichen Männer bleiben noch immer gleich ehrwürdige Muster für die gebildete Nachwelt. Wahr ist es aber auch, daß sie wieder andre vortreffliche Männer unter uns, in ihren Wissenschaften gebildet haben, denen sie im Reiche des Schönen, hie und da gern den Vorzug einräumen würden, ob sie gleich dabey das Verdienst behalten, sie zuerst in ihre glücklichen Bahnen eingeleitet zu haben. Du kennst ja die Namen eines Milton, Klopstock, Young, Wieland,

land, Voltaire, Göthe, eines Hume, Robertson, Schiller.

Hylas. Ich kenne sie, und habe selbst manches Vortrefliche von diesen verehrten Schriftstellern gelesen; allein so, als der Geschäftsmann seine Journale liest. Das nenne ich aber noch nicht Bekanntschaft mit ihnen machen.

Philokles. Du forderst zu viel; doch nein, im Grunde zu wenig, wenn sie dir bey einem, bis her bloß gelegentlichen Umgange alle ihre eigenthümlichen Vorzüge, das Originelle ihrer Gedanken und Erfindungen, das Natürliche, Feine, Treffende ihrer Darstellungen, das Anmuthige, Edle, Kraftvolle, und mit ihren Ideen immer in schönen Harmonien Gleichnende ihres Ausdrucks; mit einem Worte, ihre ganze Vollendung; wenn sie dir dieß Alles, bey dem ersten Anblicke, gleichsam vors Auge schieben sollen. Mein Jüngling! um sich so mitzutheilen, wollen sie erst studirt seyn,

Hylas. Die Wärme, womit du mir ihre Vorzüge schilderst, macht mich nur um desto empfindlicher darüber, daß du mir nicht längst Gelegenheit gegeben hast, sie selbst aufzusuchen!

Philokles. Einen Sprung also hättest du zu ihnen herüber machen wollen, wie ihn freylich viele fähige junge Köpfe, aber nie ohne Schaden, gewagt haben, und noch wagen. Vom Nepos wäirst du zu den Abderiten, vom Homer zu der Henriade, vom Livius zum Don Carlos geflogen. Und nun — fort mit euch, ihr ehrwürdigen Väter
der

der Wissenschaften! Hylas glaubt 'eurer nicht mehr zu bedürfen. Ihm genügen eure Interpreten. Was sollen ihm auch ferner eure todten Sprachen? Er kann ja euren Geist in seiner Muttersprache einhauchen!

Hylas. Noch trifft mich diese Ironie nicht, denn ich habe Studium und Lectüre noch nicht so durcheinander geworfen, oder gar jenes für diese hingegeben. Dennoch glaube ich, daß sich in einem Kopfe, der Pflicht von Vergnügen, Gefühl des Schönen von sader Empfindelen zu sondern weiß, jene vortrefflichen alten und neuern Geistesproducte wohl mit einander vertragen können.

Philokles. Allerdings! Ich wandte auch meine Behauptung nur auf den Fall an, wo diese Sonderungsgabe fehlt, das heißt auf den Fall, worin sich unter hundert Jünglingen vielleicht neun, und neunzig befinden möchten. Es darauf zu wagen, daß du der hundertste wärst, schien mir gefährlich. Dem lebhaftesten Jünglingsgeiste gefällt alles Leicht, Neue, Mannigfaltige. Ihn kümmerts nicht, ob es Original oder Copie ist. Man bringe ihm den Torso di Belvedere, wovon du neulich in Ramdohrs Werke lahest. Ich wette, er läßt dieß merkwürdige Ueberbleisel des Alterthums liegen, und wählt dafür ein modernes Stück, — käme es auch aus den Händen des geschmacklosesten Professionisten. Nur ein gründliches Studium der Antike sichert ihn vor solchen Mißgriffen, und — nur ein gründliches Studium der Alten lehrt ihn, den Werth

neuer Geisteswerke gehörig prüfen, — ganz empfinden.

Hylas. Jetzt erkenne ich wieder den weisen, wohl bedächtigen Erzieher in dir. Welch eine herrliche Aernde steht mir nun noch bevor! O möchte sie doch nicht fern mehr seyn!

Philokles. Sie ist nicht fern mehr, wenn du willst. Du kannst unverzüglich hineintreten in die Gesellschaft unserer ersten Köpfe. Du kommst aus der Schule, der sie insgesammt mehr oder weniger verdanken. Bald wirst du gewahr werden, wenn sie sich unter den Alten, besonders zum Muster gewählt haben. Da kannst du vergleichen, in wie fern sie zurückbleiben, oder übertraffen. Du weißt, worauf es ankommt in Beurtheilung des Schönen, denn deine untrüglche Ideale schweben dir immer vor Augen. Nach ihnen bildest du die Regeln, die dich weder zu einem geschmacklosen Verächter, noch zu einem gedankenlosen Nachbeter, herabsinken lassen, die dich aber auch vor dem abentheuerlichen Senkenwesen verwahren, was in den neuern Zeiten der wahren Wissenschaft unglaublich geschadet hat.

Hylas. Mein ganzer Stolz erwacht bey der Vorstellung des erhabenen Standpunktes, den du mir hier anweist. Denn es liegt wahrlich etwas unbeschreiblich Großes darin, den ersten Köpfen der Nationen auf ihren Wegen zur Unsterblichkeit folgen; ihnen nachdenken, nachempfinden zu können,

Philos.

Philokles. Setze hinzu, auch ihnen nach-
erfinden zu können.

Sylas. Ich verstehe dieß neugeprägte Wort
nicht ganz.

Philokles. Kein anderes bezeichnet meine
Idee so gut, als dieses, wenn du willst, neue
Wort. Nacherfinden lernen wir einem Schrift-
steller, wenn wir uns, durch ein anhaltendes,
und, wo möglich, eine zeitlang ganz ausschlie-
ßendes Studium seines Werks, so in seine Vor-
stellungsart, in seinen Gang, in sein ganzes
Gedankensystem, hineinversetzen: wenn wir
unsre Ideen so den seinigen anpassen, und durch
die seinigen entwickeln, daß wir endlich, ohne
es zu wissen, seine ganze Eigenthümlichkeit
annehmen.

Sylas. Noch ist mir der Unterschied zwischen
Nachahmung und Nacherfindung nicht einleuchtend.

Philokles. Vielleicht wird er es durch ein
Beispiel. Wie viele Elegendichter haben den Reich-
thum ihrer schwermüthigen Empfindungen, dem klar-
genden Young zu verdanken! Seine, ich weiß
nicht, ob für die Menschheit im ganzen, wohlthäti-
ge Muse, lehrte sie, durch ihren langen Umgang,
in den Gemälden des menschlichen Lebens nur die
Schatten aufzusuchen; richtete und stimmte ihr Em-
pfindungssystem nur nach diesem Zwecke, und machte
es ihnen unmbalich, selbst nachdem sie Jahrelang
den Engländer aus den Händen gelegt hatten, an-

ders zu sehen, anders darzustellen als Young sah, und darstellte.

Hylas. Und doch sollten sie Erfinder seyn? Nicht Nachahmer? Lieber, Philokles, verzeih meinem Unglauben!

Philokles. Wenn du dir ihn selbst verzeihen kannst, da er im Grunde dein eignes Selbst an einer Stelle antastet, wo es bey dem ehrliebenden Hylas sehr empfindlich ist.

Hylas. Das heiß' ich κατ' ἀνθρώπων demonstrieren!

Philokles. Wöchtest du wohl einen Augenblick daran zweifeln, daß du bereits deine eigene Art zu sehen, zu urtheilen, zu empfinden, deine individuelle Vorstellungsart hast?

Hylas. Ich hasse alle Nachbeter!

Philokles. Und das mit Recht. Wenn du nun aber alle Begriffe wieder herausgeben solltest, die du von andern, seitdem du denken lerntest, aufstengest und eintauschtest. Wie würde es da mit meinem geistvollen Hylas stehen?

Hylas. Wahrscheinlich wie mit jedem Säuglinge. Wer dürfte sich aber meine, — seys auch entlehnten Begriffe, mit der Entwicklung und Richtung, die ich ihnen gab, zueignen? Sie sind die meinigen geworden. Ich habe sie mit meinem Ideenvorrathe vererbt. Sie müssen mir zu Zwecken dienen, die mir niemand bestimmte. Sie sind gleichsam einzelne, zerstreute Züge, die ich hie und da fand, zu einem Gemählde zusammen trug, ordnete, über-

überklebete, aus schmückte. Verlöre nun wohl mein Gemächte seine Originalität dadurch?

Philokles. Eben so wenig als Virgil seine Eigenthümlichkeit dadurch verliert, daß er Homer die erste Idee zu seiner Aeneide verdankt; daß er einzelne Gedanken und Verse von ihm entlehnte. Das Ganze, die Wahl seines Helden, die tot discrimina rerum, die er ihn erleben läßt, so wie ihre Anordnung und Ausmahlung, dies gehört ihm eigenthümlich zu. Er hat Homer nicht nachgeahmt, sondern nacherfunden. Nachahmung ist mehr oder weniger, aber doch immer Mechanismus, und hemmet alle Erhabenheit. Nacherfindung hat manchen Schüler über seinen Meister erhoben. Ich kann mich hier nicht kurz fassen, denn je weiter ich der Sache nachdenke, um desto wichtiger scheint sie mir. Wählst du dir nun irgend einen Schriftsteller zur vorzüglichen Bearbeitung; berichtigest und ergänzest du deine Ideen daraus; gewöhnst du dich an seine Darstellung; studirtest du dich in seinen Geist hinein, so weit er in seinen Werken erkennbar ist; ruhst du nicht eher, bis du so viel davon angenommen hast, daß man ihn in dir wieder erkennen kann, ohne daß man dich selbst dabey übersieht: kurz: verfahrst du mit ihm, wie Ernesti mit Cicero dem Sprachmuster, Garve mit Cicero dem Philosophen, Wieland mit Horaz und Lucian: — so erfindest du deinem Schriftsteller nach.

Hylas.

Hylas. Noch nie erschreckt ich vor einer Noth, allein hier überfällt mich wirklich Muthlosigkeit und Schwindel, wenn ich mir alle die unsterblich großen Männer denke, deren Geist ich so in den meinigen hinübertragen möchte, und dann — die kurze, von tausend Sorgen, Hindernissen und Berufspflichten durchschnitrene Spanne das Erdendbens.

Philokles. War denn diese Spanne länger bey den Männern, wovon du redest? Haben sie sich nicht großentheils, durch weit mehr Schwierigkeiten hinarbeiten müssen, als dir, nach aller Wahrscheinlichkeit, bevorstehen?

Hylas. Außerordentliche Talente —

Philokles. — können ohne thätige Entwicklung keinen großen Geist bilden. Unablässiger Eifer hat dagegen oft mittelmäßige Anlagen dazu erhoben.

Außerdem läßt sich die Reihe der klassischen Schriftsteller in jeder Wissenschaft noch bald übersehen. Dein Geschmack, selbst deine künftige Lebensart werden dir sagen, welche du darunter vorzüglich ausheben muß. Thue nur was du kannst, und dann kannst du viel!

Hylas. An meiner Beharrlichkeit soll es gewiß nicht fehlen, denn ich sehe hier ein überaus reizendes und fruchtbares Feld vor mir.

Philokles. Glaube mir, lieber Hylas, nichts in der Welt kann uns auch solche Freude gewähren, als jene ernsthafte bildende Beschäftigung, mit den Wissen-

Wissenschaften. Viele Jünglinge finden freylich, statt jenes hohen, reichlich lohnenden Vergnügens nur slavische Arbeit; weil sie die Wissenschaften nicht als Werke des Geistes und als Werke für den Geist, sondern als ein mechanisches Handwerk behandeln. Sie lesen die Alten, nicht um den Geist, sondern, um die Sprache derselben kennen zu lernen; und was sie Sprache nennen ist eine Menge unordentlich ausgeraffter, mit undurchdachten Regeln zusammen dem Gedächtnisse eingestopfter Wörter. Aber was sind die Ausdrücke; — was die Perioden der Alten, ohne ihren Geist? Nichts als bloße Töne eines Haydn oder Pleyel, die auch der elendeste Tonsetzer wohl einzeln auffangen, und nach Regeln zusammen reihen kann, ohne deswegen seine Puscherey um einen Gran zu verbessern. Daß bey einer so geistlosen Arbeit, auch die fähigsten Köpfe ermüden, und sich nach den Jahren sehen, wo sie ihren Tyrannen — ihren klassischen Autoren — aus dem Wege gehen können, um sich desto ungestörter in leichter Lectüre zu amüsiren, ist ganz natürlich.

Sylas. Zürnet nicht, ihr ehrwürdigen Schätzen aus dem goldenen Zeitalter Roms und Athens, wenn man eure Werke, mit allem, darin webenden Odem von Freyheit und Schönheit, zu solchen Geiseln des Menschengestes macht!

Philokles. Ja, diese Freyheit und Schönheit, dieser Sinn für alles Gute, Nützliche, und Große, den die Wissenschaften einem jeden anbieten,

der

der sie um solcher herrlichen Früchte willen studirt, bleibe freylich so enaherziaen Jünglingen verborgen. Und wenn bey diesem Mangel, Menschheit und Staat nicht mit ihnen betrogen würden, so betrügen doch sie sich gewiß um die Welt.

Hylas. Mit welchen Empfindungen soll ich dir danken, mein theuerster Philokles! daß du mich jetzt, von dem gefährlichen Schritte zurückziehst, eben so unbesonnen den Wissenschaften mit allen ihren Vortheilen zu entsagen.

Philokles. Den Wissenschaften! Nimmermehr! nur dem Stande, der dich vorzüglich damit beschäftigen kann. So wie du jetzt vorbereitet bist, magst du in das Geräusch der Waffen, oder in den müßigen Zirkel des Hofes treten; in der Werkstätte des Künstlers arbeiten, oder auf deinem ruhigen Landgute leben. — Ueberall folgen dir deine eingesammelten Kenntnisse, deine, dadurch zu weitern Fortschritten geweckten Verstandeskkräfte, dein gebildeter Geschmack, dein Herz, dem es nun einmal zum Bedürfniß geworden ist, Freuden höherer Art aufzusuchen — dieß Alles folgt dir nun überall nach.

Hylas. Allein werden mir auch die Gelegenheiten, zur weitern Ausbildung meines Geistes überall nachfolgen?

Philokles. Wo sie dir, Beruf und Natur versagen, da schafft sie dir dieß wunderbare Wesen selbst, das nie ruhen kann, wenn es erst eine gewisse Reife und Fülle erhalten hat; das sich alsdenn schlechterdings durch keine äußere Umstände völlige

völlig einschränken und beherrschen läßt; das dem großen Friedrich auf dem Schlachtfelde erhabene philosophische Gesänge eingab; und den unglücklichen Schubart, im dumpfen Kerker, zu hohen Dichtergefühlen erwärmte.

Hylas. Auf der einen Seite reizt mich diese Bemerkung zur Bewunderung der Wissenschaften hin; auf der andern aber — rasset sie abermals meinen Entschluß aufs heftigste an. —

Philokles. Das sah ich voraus, allein ich denke, wir weichen keinem Feinde aus, den wir besiegen können.

Hylas. Dennoch wünschte ich, du bewiesest mir vielmehr, daß jener vertraute, erfreuliche Umgang mit den Wissenschaften ein besonderes Erbtheil wissenschaftlicher Stände sey.

Philokles. Wollte ich sagen ein ausschließendes Erbtheil, so widerspräche ich der Wahrheit. Daß er indessen ihr vorzügliches Erbtheil sey, werde ich bald ausführlicher darthun.

Alle unsre Vergnügungen werden mannichfaltiger, dauerhafter und edler durch die Wissenschaften. Je mehr Begriffe sie in uns entwickeln, desto mehr Seiten und Berührungspunkte, finden wir an den Gegenständen, die uns erfreuen sollen; desto leichter können wir sie mit andern vergleichen, verbinden, vertauschen. Durch die Vergleichung werden unsre Vorstellungen aber deutlicher, durch die Verbindung stärker, durch die Abwechselung mannigfaltiger.

Hylas.

Hylas. Verzeih mir meinen kleinen Eigensinn, der statt solcher, vielleicht sehr gründlicher Beweise immer Beispiele fodert. Es muß dir im Grunde auch leichter werden, Wahrheiten, die zu Erfahrungen führen sollen, aus der Erfahrung zu beweisen.

Philokles. Sind denn jene logikalischen Sätze nicht aus der Erfahrung hergenommen? Nenne mir ein Vergnügen, worauf sie sich nicht sogleich anwenden ließen.

Hylas. Jede Naturfreude, jedes sinnliche Vergnügen.

Philokles. Du meinst doch, jedes sinnlich edle Vergnügen?

Hylas. Ein Vergnügen, wie wir es jetzt bey der Uebersicht dieser prächtvollen Fläche genießen. —

Philokles. Gut. Wir wollen sehen, was davon den Sinnen, und — den Wissenschaften gehört. Wenn wir unsern guten Heine mit hieher gebracht hätten: glaubst du, daß er das auch empfinden würde, was wir gegenwärtig fühlen?

Hylas. Ich habe ihn oft, an einem schönen Sommermorgen, sein frommes, frohes Lied singen hören. Und ich denke, wenn er eine Klosterstocksche Ode kennete —

Philokles. Und verstünde —

Hylas. Er würde sie mit einem wärmern Herzen singen, als der Kunstfänger seine mechanisch erlernten Solos.

Philo.

Philokles. Grade, weil er sie nicht mechanisch, das heißt gedanken, und empfindungslos hertrillerte.

Hylas. Sinn fürs Schöne hat also Heine ohne Wissenschaften.

Philokles. Aber nicht ohne Begriffe. Wo ihm diese fehlen, da fehlt ihm seine ganze Freude. Du kannst ihm das kostbarste Meisterstück eines Raphaël vorhalten; er freut sich wie ein Kind über die Mischung der Farben, über die schönen Figuren, und geht nach einigen Augenblicken, ohne Wärme weiter, um sich an seinem blühenden Kornfelde zu ergötzen. Warum macht jene, für ihn so seltene Schönheit nicht den Eindruck auf sein Herz, den ein so gewöhnlicher Anblick bey ihm erregt? — Er kann daran keine Begriffe von einem segnenden Gotte knüpfen. Nimm ihm, lieber Hylas, seine, durch Bibel, Catechismus, Predigten und Gesänge entwickelten religiösen Begriffe, und du raubst ihm den Genuß des schönsten Sommermorgens.

Hylas. Ich kann dieß nicht läugnen. Aber was beweist es?

Philokles. Wenn du, keine Einwendungen suchen willst, dieses: daß ohne Geistesentwicklung keine vernünftige, sinnliche Freude möglich ist: das dagegen mit der ersten, die letztere gleichstufig aufsteigt.

Hylas. Mit dem Eingeständniß dieses Vordersatzes muß ich freylich auch die Consequenz zugeben; da ich gern einräumte, daß die Wissenschaften das

beste Mittel zu unsrer Geistesentwicklung sind. Indessen kann ich versichern, ich denke bey meinem Entzücken über die Reize dieser Gegend nicht an wissenschaftliche Kenntnisse.

Philokles. Du lässest dir keine Zeit, sie dir deutlich zu denken. Analysire aber deine Empfindungen, und du wirst bald eine neue Bestätigung meines Satzes finden.

Jene Ruinen sind an sich fürs Auge widrig, und doch verweilten deine Blicke vorhin Minutenlang dabey. Waren es die herabgeschossenen Steine, und die moosigten Ziegel, welche deine Aufmerksamkeit fesselten? Lagen nicht vielmehr, wie dunkle Ahnungen Gedanken der Vorzeit, wo man in solchen Felsenestern Sicherheit suchen mußte, in deiner Seele? Nicht die Ideen von körperlicher Kraft und Behendigkeit, von kriegerischem Muth; von finsterrer, ungeselliger Zurückgezogenheit; von Noth und Miederkeit, welche jene Zeit bezeichnere? Hatten dir nicht Geschichte, Heldengesänge — folglich Wissenschaften diese Ideen gegeben? Muß uns nicht der Anblick jener, unter uns liegenden Feldflur, doppelt entzücken, wenn wir damit die Vorstellung von menschlicher Industrie verbinden? Wenn wir schon im voraus die Freuden ihrer, nun bald reichlich belohnten, arbeitssamen Besitzer empfinden? Und diese Theilnehmung, dieß gute, natürliche Wohlwollen, wird es nicht, wie jede gute Empfindung, durch die Wissenschaften veredelt? Sieh einmal theuerester Jüngling! wie majestätisch schön jenes Riesengebürge

bürge aufsteigt! Welch ein Denkmal der Allmacht seines Schöpfers; welch ein Sinnbild der Vergangenheit und der Zukunft! Drey hundert Menschenalter stand es vielleicht schon so ruhig und groß da: wie klein erscheint uns bey diesem Gedanken die irdische Menschennatur! Aber Menschenhände verwandelt den rauhen Bergklumpen, der Gewittern und Stürmen getroht hatte, in lachende fruchtbare Höhen: Menschenhände durchbrachen seine Eingeweide, rissen Säulen nieder, auf denen der Himmel schienen ruhen zu können. Wie klein dünkt uns nun jene ungeheure Masse gegen unsre Natur! O, laß es uns den Wissenschaften danken, daß sie solche Vorstellungen in unsre Seele leiteten! Laß uns unsre Vorzüge fühlen, wenn wir neben uns Kenntniß- und gedankenlose Menschen ohne Empfindung, mitten unter solchen Schönheiten, ihre Tage verträumen sehen!

Hylas. Benetzen möchte ich dir die Seele, die so ihre Gedanken in Empfindungen, ihre Kenntnisse in sinnliche Anschauungen zu verwandeln weiß! Was muß diese Seele nicht gewesen seyn, als noch das volle Feuer der Jugend zu ihrer Werkstatt hinanfloderte, ihre Nelzbarkeit da schneller, ihre Wirksamkeit leichter machte! Was wird mein Geist dagegen einst werden, wenn seine Lebhaftigkeit, durch Jahre und Berufszwang, noch mehr erlauer, da er schon jetzt darin so tief unter dem deinigen steht!

Philokles. Deine Bescheidenheit, im Urtheile über dich selbst, macht dich beynahе unbeschei-

den in meinem Lobe. Aber dies Lob kann mich nicht ettel machen; denn ich weiß wie, viel davon deiner Liebe für mich gehört.

Hylas. Schmeicheley ist meine Sünde nicht. Was ich sagte, empfand ich als Wahrheit. Glaube aber, weil ichs sagte, noch nicht, theuerster Philokles, daß du schon mit mir fertig bist.

Du hältst also deine — ich weiß nicht, ob ganz individuellen Vorstellungen — denn hie und da trafen sie auch auf meine Ideen — für reinen Gewinn der Wissenschaften?

Philokles. Zweifelst du noch daran, daß sie es sind?

Hylas. Ich wünschte noch daran zweifeln zu können. Ich wünschte, daß du weniger Recht hättest, denn in diesem Falle wäre doch Freudengenuß und Glückseligkeit nicht auf einen Stand eingeschränkt.

Philokles. Hast du schon vergessen, daß du mich vor einer Viertelstunde auffordertest, grade eine solche Ausschließung zu beweisen?

Hylas. Keine Ausschließung von höhern geistigen Freuden, sondern nur einen mindern Antheil daran, wollte ich vorhin den unangelehrten Ständen eingeräumt wissen. Jetzt aber scheinst du ihnen Alles abzuspochen.

Philokles. Mein Hylas! dann müßte ich ihnen ja auch alle Wissenschaften absprechen! Nenne mir eine Lebensart, worin man Ihrer ganz entbehren könnte? Oder stempelt das sogenannte Studiren; der Aufenthalt auf Schulen und Akademien; das

das gelehrte Amt des unvollständigen Mannes: stempeln diese zufälligen Dinge die Wissenschaft erst zur Wissenschaft?

Hylas. So etwas behaupten zu wollen, wäre ungereimt. Indessen muß doch dem wahren Gelehrten, sein gründliches Studium alter und neuer Geisteswerke; dieß Studium, welches ihm einzige Angelegenheit des Lebens ist; worauf er alle seine Sorgfalt und seine Kräfte wendet; eine weit besser ausgeprägte, vollgültigere Wissenschaft geben als dem Nichtstudirten seine Nebenbeschäftigung?

Philokles. Ohne Zweifel.

Hylas. — muß ihm doch mehr Schärfe des Verstandes, mehr richtiges Gefühl, mehr Lebhaftigkeit der Einbildung, mehr Haltbarkeit des Gedächtnisses: — kurz mehr Ausbildung des Geistes verschaffen?

Philokles. Weder dem einsichtsvollen Selbstgebildeten, nach dem viro doctissimo gemeinen Schlags, möchte ich das unter die Augen sagen. Jenen würde es erbittern, diesen aufblähen. Dem ohngeachtet bleibt es nach meiner Meinung, von den seltenen Männern, die nach deiner Voraussetzung studiren — wahr. Ich bin neugierig auf die Folgerung —

Hylas. Der Gelehrte, wie ich ihn mir denke — gleich viel ob alle Jahrzehende, seines gleichen in der ganzen Gelehrtenrepublik zwey, oder zwanzig vorkommen, — muß durch seine höhere Geistescul-

tur auch eine höhere Empfänglichkeit für Freude und Glückseligkeit erhalten.

Philokles. Das Beyspiel solcher Männer beweist es:

Hylas. — und andre Stände sind, in Vergleichung mit dem, der diese Vorzüge gewährt, unglücklich —

Philokles. — Ohne Vergleichung aber? an sich betrachtet? du siehst so starr —

Hylas. Deine Querfrage bringt mich wirklich etwas aus der Fassung. An sich betrachtet können freylich auch andre Stände glücklich seyn.

Philokles. Entzieht ihnen denn eine Vergleichung mit dem wissenschaftlichen Stande, etwas von ihrem Glücke? Und wenn dieß wäre: sollten dann die Wissenschaften, oder nicht vielmehr ihre thörlichen Forderungen Schuld daran seyn? Wir wollen sehen!

Du hast dir, wie du sagst, von deinem Taschengelde gegen Hundert Thaler erspart. In der That, für dich ein artiges Capitalchen. Ich sehe auch, daß es dir Freude macht. Du verwahrst es eben so sorgfältig als Herr Reichmann seine Tonne Goldes. Wie? Wenn nun einer deiner Freunde seine tausend Thaler dagegen aufzählte? Wüßtest du dann auch noch so glücklich, wie jetzt?

Hylas. Ich sollte es freylich; aber aufrichtig gestanden, würde ich mich alsdenn arm dünken.

Philokles. Und wärst doch eigentlich so reich wie jetzt. Nun nimm an, man schenkte dir die Summe

Summe die du wünschtest: Wie lange würde sie dir genügen?

Hylas. Entweder ich muß meine Unbeständigkeit eingestehen, oder ein Heuchler werden. — Sie würde mir genug seyn, bis ich die Möglichkeit sähe, noch mehr zu erhalten.

Philokles. So, lieber Hylas, würden mit jedem neuen Reichthum neue Begierden in dir erwachen. Endlich wärst du bey deinen Millionen nicht glücklicher, als du es jetzt bey deinen hundert Thalern bist.

Hylas. Vielleicht nicht einmal so glücklich. Wie manche schlaflose Nacht würden mir solche Schätze verursachen, da ich schon jetzt, nicht selten, für meinen kleinen Vorrath besorgt bin!

Philokles. Und in welchem Labyrinth von Entwürfen, Sorgen und Geschäften, würden dich deine vervielfältigten Bedürfnisse führen, wovon du bey deiner jetzigen Einschränkung nichts weißt!

Nun die Anwendung dieses Gleichnisses: Die Gründe unsrer Freude, unsrer Glückseligkeit, liegen nicht außer uns, sondern in uns — in der Art, wie wir die Gegenstände ansehen. Was uns heute das größte Glück scheint, kann uns morgen gleichgültig werden, je nachdem sich unser Gesichtspunkt, und mit diesem unsre Neigung ändert. Dein Onkel wurde unwillig darüber, daß sich sein Nefse nicht zu einem Stande entschließen wollte, den er für den glücklichsten hielt; und dieser Nefse konnte es nicht begreifen, wie der alte kluge Obrist dem

Mechanismus des Soldatenstandes, gegen die freyen Wissenschaften, das Wort reden konnte. Wer hatte von euch beyden Recht?

Hylas. Ich denke nun — keiner!

Philokles. Warum?

Hylas. Weil wir uns beyde nicht in des andern Denk- und Empfindungsart hineinversetzen können.

Philokles. Siehst du? So liegt die Wahrheit immer in der Mitte, wenn wir das Glück äußerer Stände gegen einander halten, und so gradeweg bey diesem oder jenem Beruf für ein plus oder minus stimmen.

Die Wissenschaften haben für den, der sie kennt, und ihren Werth aus eigenem Gefühle beurtheilt, unschätzbare Vorzüge. Der Stand, welcher uns fast ausschließend damit beschäftigt, ist für uns der würdigste und beste. Deswegen aber sind andre Stände ohne unser Glück noch nicht unglücklich. Jeder von ihnen hat seine eigenthümlichen Freuden, in deren Besitze er die Glückseligkeit anderer Stände entdecken kann.

Hylas. Jetzt erkläre ich mirs freylich, wie das Kind unter seinen Tändelspielen so innig zufrieden und froh da sitzen kann. Es kennt, und wünscht keine höhere Freuden. Allein traurig bleibt es doch immer, daß sich so viele Menschen an den Kleinigkeiten eines Kindes freuen müssen.

Philokles. Verstehst du dich recht, so heißt dies so viel als, es wäre zu wünschen, daß alle Men-

Menschen gleiche Talente, gleiche Kenntnisse, gleiche Meinungen, einen gleichen Beruf hätten. Oder noch deutlicher: daß alle Menschen eine Gelehrtenrepublik ausmachten, wo —

Sylas. Führe meinen unbesonnen Einfall nicht weiter aus, Philokles, und sage mir vielmehr, was mich bey der trügerischen Außenseite gewisser Menschenklassen, bey der Veränderlichkeit menschlicher Begriffe; bey der Bestechlichkeit menschlicher Neigungen, in der Wahl meiner Lebensart am sichersten leitet?

Philokles. Lieber Jüngling! das Gefühl deiner glücklichen Talente, und deiner bisherigen, gewiß sehr guten Fortschritte in den Wissenschaften: die Ueberzeugung von dem herrlichen Gewinn, die du, bey diesem Gefühle, in der Zukunft sicher davon erwarten kannst: dein natürlicher Muth, und der edle Stolz, der dich immer zu dem Größten hinwies, grade weil es das Schwerste war: deine Liebe fürs Schöne, was du doch nirgend so vollkommen antriffst, als in seinen Quellen, in den Wissenschaften: dein Wunsch, der Welt einmal in einem weiten Wirkungskreise nützlich zu werden — selbst deine äußeren Verhältnisse: dieß Alles läßt dir jetzt keine Wahl mehr. Die Welt hat der glücklichen Stände viele. Für dich hat sie nur einen. Wählst du diesen, so wählst du den glücklichsten, das heißt den, der deinen individuellen Geisteskräften — Bedürfnissen — und Richtungen durchaus angemessen

§ 5

ist.

ist. Und wahrlich wird dich dieser Stand nicht freudenleer lassen.

Die Geschichte zählt Fürsten, die ihrer glänzenden Bürde überdrüssig, vom Throne zum Privatleben herabstiegen: die Erfahrung zeigt uns Männer, welche erst noch am Abend ihres Lebens den Beschäftigungen entsagten, worin sie immer das größte Glück gefunden hatten: aber keinen einzigen Gelehrten können uns Geschichte und Gleichzeit nennen, der dem Sinne für die Wissenschaften und ihre Freuden — ohne eine gewaltsame Zerrüttung seiner Kräfte — abgestorben wäre, wenn er ihn einmal recht fruchtbar in sich gefühlt hatte.

Sylas. Sehr richtig ist diese Bemerkung, und sehr ehrenvoll ist es für den Freund der Wissenschaften, daß sie buchstäblich wahr ist. Man würdiger Mann! ich wähle nicht länger. Hier ist meine Hand; auch ich will ein solcher standhafter Verehrer der Wissenschaften werden! Auch mir sollen sie, bis ans Ende meiner Tage, die Seelengröße geben, welche dazu gehört, alle Mühseligkeiten und Leiden meines Standes zu ertragen!

Philokles. Freylich wird auch dein Stand nicht ohne alle Mühseligkeiten und Unannehmlichkeiten bleiben, aber er hat auch dafür mehr Ersatz, als irgend ein anderer. Du wirst, durch Wissenschaften in deinen Empfindungen veredelt, die Unvollkommenheiten der Erde leichter und stärker fühlen. Auf der andern Seite werden dir dagegen auch ihre Freuden

den gewiß schöner und süßbarer. Legt man deiner gemethmäßigen Wirksamkeit Hindernisse in den Weg, so kann man sie doch nie ganz aufheben, und ein Geist, durch deinen Unterricht, so wie durch dein weises Leben gebildet, giebt dir das höchste menschliche Verdienst. Die sinnlichen Genüsse, die dein Stand weniger als jeder andere erwarten darf, entbehrest du leicht. Sie gewähren dir keine Befriedigung. Du kennst und forderst Freuden, die mit den Sinnen nicht aufhören.

Hylas. Verstehst du unter diesen sinnlichen Freuden nicht auch ein fröhliches Alter?

Philokles. Dieß hieße den Sinn dieses Ausdrucks zu weit ausdehnen. Gesezt nun, lieber Hylas, ich wollte es? —

Hylas. Dann würde ich auch dieß Glück hingeben, wie andre Erdenfreuden, für die höheren Vergnügungen des Geistes durch Wissenschaften. Aber doch — nicht ohne Kampf mit meinen stärksten Wünschen.

Philokles. Deine Wünsche werden in eben dem Maasse schwächer, in welchem dein Pflichtgefühl lebhafter und stärker wird. Möchtest du wohl als Vertheidiger des Vaterlandes aus den Reihen treten, wenn man dich ins Schlachtfeld führen wollte?

Hylas. — und mein Leben durch Schande erkaufen? Schon die Möglichkeit einer solchen That erschreckt mich!

Philo.

Philokles. Du hältst also den Tod des Helden für Etwas, das des Lobens werth ist. Und ich denke, ein jeder stirbt fürs Vaterland, der in seinem Beruf, unter seinen Arbeiten, für andere Gesundheit und Leben hingiebt. Wir haben ferner alle unser bestimmtes Maas von körperlichen Kräften. Wenn es durch Alter, oder durch Arbeiten ganz erschöpft ist: (denn eine dritte Art — nicht der Erschöpfung sondern der gewaltsamen Zerstörung durch Ausschweifungen, überahe ich), so nennen wir eine solche Erschöpfung Tod. Sparen wir nun diese Kräfte auf, oder wenden wir sie nur allmählig an, dann können wir ein längeres Alter erwarten, als wenn wir sie gewissermaßen alle auf einmal und anhaltend spannen und verbrauchen. Nichten wir dann aber auch mehr damit aus?

Hylas. Verzeih mir Philokles: der Gedanke scheint mir mehr überredend als überzeugend zu seyn. Ich kann einige hundert Meilen weit gehen, wenn ich mit den Reise- und Ruheragen gehörig abwechsle — ununterbrochen keine fünf —

Philokles. Deine Müdigkeit wird dich zur Ruhe nöthigen. Suchen wirst du jedoch keine Ruhe ohne Ermüdung. Dein körperliches Uebelbefinden wird dich vom Pulse treiben, aber so lange du es nicht fühlst, arbeitest du fort —

Hylas. Besser, ich komme diesem Uebelbefinden durch Mäßigkeit im Arbeiten zuvor.

Philo-

Philokles. Wenn du bloß zu deinem Vergnügen, für deinen Ruhm, oder wie etwa mancher Schauspieldichter bloß zur Belustigung deiner Nebenmenschen arbeitest; dann ist dieß nicht nur besser, sondern es ist für dich unverletzliche Obliegenheit. Allein wenn du durch eine heftige Anstrengung überwiegend viel Gutes stiften kannst, oder wenn dir dein Amt Pflichten auferlegt, in deren Erfüllung du deine Gesundheit, dein Leben vergessen mußt. Darfste dich da mehr die Vorschrift des Arztes, oder das allgemeine Beste zum Handeln bestimmen?

Hylas. Unstreitig das letztere, dafern es sich nicht mit der ersten vereinigen läßt. Nenne mir solche Fälle!

Philokles. Sie sind so selten nicht, als du vielleicht glaubst. Bey dem akademischen Lehrer, bey dem Arzte, der ganze Stunden in der ansteckenden Atmosphäre seiner Kranken zubringen muß, bey dem Prediger, der aus einer dumpfen Hütte in die andre kriecht, um den Leidenden noch Linderung und Trost einzureden; bey dem Rechtsgelehrten, der unter Acten und richterlichen Angelegenheiten, vom frühen Morgen, bis in die Nacht, oft weder an Ruhe noch an körperliche Bewegung denken darf. — Weniger gilt dieß von dem Schriftsteller, der über seine Lieblingsarbeiten, zuweilen bis zur Begeisterung davon hingerissen, — aller körperlichen Pflege vergißt. Indessen verdient auch er Entschuldigung wenn diese Arbeiten wirklich eben so gemeinnützig, als angenehm sind.

Hylas.

Hylas. Du hast es freut mich, daß du mich selbst so vertrauensvoll auf einen Umstand hinführtest, der mich wirklich bisweilen beunruhigt. Dein Gesichtspunkt zeigt ihn mir von keiner lachenden; aber auch von keiner schreckhaften Seite. Ich sehe hier abermals Verlust und Ersatz im völligen Gleichgewicht.

Philokles. Ich dünkte, der Ersatz müßte dir noch größer scheinen, als der Verlust, wenn du den Werth des Lebens nicht nach der Länge, sondern nach der Anwendung desselben bestimmst. Ein Jahr voll edler, menschenfreundlicher Thaten ist ja mehr, als ein hingetraumtes Menschenalter. Thuerer muß dir durch diesen Gedanken das Leben, aber auch seine Hingebung verdienstlicher werden. Cronegks, Abbt, Hölzys Tod, die Trauer der Nation in einer: das gesunde, aber geist- und thatenlose Alter eines Greises, mit dem Stillschweigen der Zeitgenossen, oder den erzwungenen Thränen ungeduldiger Erben in der andern Waagschale: — auf welcher Seite ist der Ausschlag?

Hylas. Freund! du fassst alle meine Gefühle, indem du mir diese unvergeßlichen Männer nennst. Ich kenne keinen höhern Preis für die Wissenschaften, als ihren Tod.

Philokles. Ihren Tod stirbt jeder, der wie sie die Werke der Weisheit und des Genies zu seiner Nachbildung, zur Erweckung seiner Verstandes- und Empfindungsanlagen; kurz zur Verschönerung seines ganzen Geistes studiert. Er stirbt nie unvollendet,
die

Die Vorsehung mag ihn früh oder spät von dieser Vorbereitungsbühne abrufen.

Damit du dir jedoch die Sache nicht zu einseitig denkst, denn das möchte dich leicht zur schwärmerischen Verachtung des Lebens hinreißen; so mag dich das Beyspiel vieler glücklichen, durch die Wissenschaften glücklichen Greise davon überzeugen, daß ein früher Tod keine nothwendige, nicht einmal eine gewöhnliche Folge anstrengender Geistesarbeiten ist. Individuelle Verhältnisse und körperliche Organisation können ihn nur dazu machen. Wenn sie nicht statt haben, wenn wir unserm Körper nach anhaltenden Anstrengungen wieder eine gedeihliche Pflege geben können: oder wenn es außer unserm Verufe liegt, in die ausgeathmeten Dämpfe des Krankenzimmers zu treten; so sind die Wissenschaften vielmehr Erhalter und Beförderer unserer Gesundheit.

Hylas. Auch dein Hauptargument müßte denn hier den Gründen meines Freundes widerstehen, guter biederer Onkel? Wie würde es um deine Verweise gestanden haben, wenn Philokles in meiner Stelle gewesen wäre!

Philokles. Höre mich Hylas, ohne Rücksicht auf den würdigen Mann, der doch wenigstens darin Recht hatte, daß er Gesundheit und Leben für sehr schätzbare Güter hielt —

Hylas. Der doch aber hätte bedenken sollen, daß es außer der patriotischen Heldenehre noch Etwas gäbe, was diese Güter aufwiegt —

Philo-

Philokles. Wenn er ein solches Etwas, nach seiner durchaus prunklosen Außenseite, recht zu würdigen im Stande gewesen wäre.

Hylas. Du hast Recht Philokles. Ich muß ihn entschuldigen. Und ich würde mich ja selbst verurtheilen, wenn ich ihm sein Vorurtheil zu hoch anrechnen wollte. Denn noch weiß ich selbst nicht, in wiefern die Wissenschaften unsre Gesundheit erhalten können.

Philokles. Der letzte Zweck der Wissenschaften bleibt immer die Bildung und Veredlung des Verstandes, die Gleichstellung unsers Willens mit unsrer Kenntniß. Dabey müssen die Unordnungen der Leidenschaften aufhören, die unsrer Gesundheit so gefährlich sind. Und dann lieber Hylas! Ist es außer Zweifel, daß Zufriedenheit und Heiterkeit des Gemüths, diese herrlichen Früchte der Wissenschaften, die besten Stützen der Gesundheit sind. Sieh nur auf das Beyspiel, welches uns beyden so ehrwürdig ist, — auf das Beyspiel des nun verewigten Jerusalem. Von ihm gilt es augenscheinlich, was uns auch die Geschichte mancher Völkern der Vorzeit lehrt: daß die Reife unsers Geistes; die dadurch beförderte und erhaltene Harmonie unsrer Empfindungen; die Unzugänglichkeit unsers Herzens für anhaltende, heftige Anfälle der Sorgen und Bekümmernisse des Lebens; die Erhebung unsers Geistes zu den reinsten Freuden der Schönheit, Vollkommenheit und Tugend; daß dieß Alles unserm Leben, zugleich mit der größten Würde,
auch

auch die glücklichste Dauer giebt: daß es unsre Kräfte noch alsdann zur frohen Wirksamkeit stärkt, wenn unser Körper schon in allen Gliedern die Vorboten seiner Auflösung fühlt.

Sylas. Ich wiederhole meine Versicherung theuerster Philokles! Ich bezeuge es bey dem Urheber dieser schönen Natur; so deutlich es jetzt mein Verstand erkennt, so fühlbar soll es mir mein ganzes Leben beweisen, was du mir mit der Stärke der Wahrheit, und mit der Wärme deines edlen, freundschaftlichen Herzens gezeigt hast:

„daß uns die Wissenschaften den herrlichsten Genuß — die reinsten Freuden des Lebens gewähren.“

G. W. F. Beneken.

Aphorismen oder Fragmente zum Denken und Handeln für Jünglinge.

Die Neigungen des Menschen haben von Natur keine bestimmte moralische Richtung; sie können durch sorgfältige Bildung gut — aber durch das Gegentheil auch noch leichter böse werden, der Mensch kann beydes, Gutes und Böses, thun; er trauet sich aber gar zu gern des Guten zu viel, und des Bösen zu wenig zu, und fehlet eben deswegen weit öfter, als er von sich zu glauben geneigt ist.

* * *

Je mehr und anhaltender wir uns bestreben, in unsern Gefinnungen gut, und in unsern Handlungen rechtschaffen zu werden: desto mehr gefallen wir Gott, und in eben dem Maße gründen wir unsre innere Zufriedenheit und Glückseligkeit, denn so ist unsre Natur von Gott eingerichtet. — Wer aber seine moralische Vervollkommnung sorglos und muthwillig verabsäumer, der mach, durch seine eigne Schuld, schmerzlichere Mittel zu seiner Besserung nöthig, und beraubt sich außerdem selbst eines höhern Grades von Glückseligkeit, als er nun zu genießen bey allem Bestreben fähig werden kann. Dies gilt sowohl von dem gegenwärtigen als dem zukünftigen Leben:

Leben: denn beydes steht in so genauer Verbindung mit einander, als Ausfaat und Erndte.

* * *

Der redlichste Vorsatz ist immer der weiseste: denn es ist kein sicherer Weg zum Glücke, als der Weg der Frömmigkeit und Tugend. Wenn man jenes durch diese erhält, so ist es viel dauerhafter und süßer. Sollte es uns auch nicht nach unsern Wünschen gehen, so können wir auf der Bahn der Rechtschaffenheit sicher seyn, daß das Ziel unsrer Wünsche nicht unser wahres Glück war, und daß wir letztes auf keinem Fall verfehlen.

* * *

Wenn dir eine Arbeit nicht gleich bey dem ersten Versuche gelingen will, so sey darüber nicht unzufrieden. Alle Unternehmungen der Sterblichen, die von einiger Wichtigkeit sind, erforderten eine stufenweise Fortschreitung zu ihrer endlichen Vervollkommnung, und selten wird etwas sehr gut gemacht, ohne vorher schlecht oder mittelmäßig gemacht worden zu seyn.

* * *

Tugendhaft seyn, ist besser, als weit ausgebreitete Kenntnisse haben: gesund seyn, besser, als reich seyn.

* * *

Was du thust, das thue recht; sprichst du mit jemanden, so denke auf das, was du sprichst und was du hörst; liest du, so prüfe was du liest.

G 2

Grüße

Grüße einen schlecht gekleideten Mann, wenn er Verdienst hat, doppelt so freundlich und tief, als einen prächtig gekleideten, wenn er ohne Verdienst ist, damit du bey dir selber überzeugt werdest, daß du dich nicht vor der Kleidung bückest.

Man wird immer finden, daß große Talente durch die Tugend oder die Vorzüge des Charakters neuen Glanz erhalten; so wie der Sonnenstrahl, wenn er auf Edelgesteine spielt, alle seine ausgestreuten Strahlen weiter verbreitet.

Viele Menschen haben einen unaufhörlichen Hang zu sprechen, aus Mangel einer hinlänglichen Kenntniß eines vernünftigen Schweigens.

Tugend ist die einzige wahre Stütze des Vergnügens, welches, wenn es von ihr getrennt wird, einer Pflanze gleicht, der die Wurzel abgeschnitten ist, welche für eine Weile noch munter und lieblich aussehen mag, die aber bald abfällt und dohln welkt.

Die köstliche Essenz der Zufriedenheit kann leichter aus den Materialien des Armen gezogen werden, als aus den mannigfaltigen Zubereitungen des Reichthums. Ihr reiner und feiner Spiritus kömmt aus wenigen lautern Ingredienzien glänzender und klarer als



aus dem magischen Becher der Zerstreuung, in welchen die Mächtigen und Bequerten ihre kostbaren Infusionen gießen: doppelte, doppelte Mühseligkeit und Unruhe!

* * *

Die Freuden der Zerstreuung und Ausschweifung sind den glänzenden und bunten Farben gleich, die einen Augenblick das Gesicht auf sich ziehen, aber das Auge bald ermüden, indeß die reinen Freuden der Unschuld, die stillen häuslichen Vergnügen, dem grünen Kleide der Natur gleichen, auf welchem das Auge gern weilt, und wohin der Blick allzeit mit einer wonnevollen Empfindung zurückkehrt.

* * *

Einen Freund, Hoffnung, und ein reines Herz im Busen — ein größeres, festeres Glück gewährt das Erdenleben dem Lieblichen nicht, aber wie hinsällig würden die beyden ersten Güter seyn, wenn wir, mit scharfem untrüglichen Spähblick bewaffnet, in alle Unvollkommenheiten und Schwachheiten des menschlichen Herzens, in alles betrüglische der Erwartung eindringen könnten. Und wie bald wäre dann die uns bis dahin beglückende Zufriedenheit dahin! — Unbesonnener Mensch! klage nicht über deine Kurzsichtigkeit! —

* * *

Manche Quelle des menschlichen Elendes würde verstopfet werden, und wir würden mehr frohe Menschen haben, wenn sie besser rechnen lernten, und

mehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt würden. Schon mancher kam von Haus und Hof, weil er Einnahme und Ausgabe nicht zu berechnen wußte, und mancher hat bey allem Fleiß und Arbeit bloß deswegen kein Glück und keinen Segen, weil er Zeit und Arbeit nicht zu ordnen weiß. Nicht der ist ein guter Wirth, welcher am meisten karat und arbeitet, sondern der, welcher alles zu rechter Zeit thut, und das Büchlein der Einnahme fragt: wie viel er ausgeben darf? Findet ihr einen Mann, der kein Leichtfuß und kein Windbeutel, und dennoch in der Regel ein froher Gesellschafter ist, so wette ich eins gegen zehn, er ist ein Mann von Ordnung. Besonders aber behalte man die großen Gesetze vor Augen und im Herzen: das Nothwendige immer zuerst zu thun: nichts auf Morgen zu versparen, was man heute füglich thun kann: immer nachzudenken, was man besser machen könne, als man es sonst gemacht hat — Ihr könnt kaum glauben, wie weit schöner einem der Abend, wie weit festlicher einem der Sonntag wird, wie man mit sich selbst so einig, so frohen Sinnes und ruhigen Herzens ist, wenn man alle seine Geschäfte mit Ordnung und Pünktlichkeit vollbracht hat. — Wohl uns, wenn wir uns den Gedanken recht lebhaft erhalten:

Du bist nicht Eigenthümer, sondern Verwalter der dir anvertraueten Güter. Wenig oder viel, du mußt davon einst Rechnung ablegen. Wohl dem, der jeden Tag, wenn sein Herr ihn fordert, ihm mit Zutrauen unter die Augen

Augen treten und seine Rechnung schließen kann!

Pünktlich seyn in allen Dingen und Ordnung halten, dies giebt dem Herzen sanften Frieden, macht frohe und bessere Menschen, und selbst das Sterben wird einst viel leichter, wenn man mit berichtigter Rechnung sterben kann.

* * *

Nichts bringt das Herz dem Herzen näher als Zutrauen! Zutrauen richtet den Gefallenen auf, weckt schlummernde Kräfte, ist Sporn zu edlen großen Thaten, hält oft Sünder von gewohnten Sünden ab, und macht zuweilen Betrüger zu ehrlichen Leuten.

Aber nichts entfremdet auch den Freund vom Freunde mehr, als die kleinste Spur von Misstrauen. Bande der Freundschaft, die für die Ewigkeit geknüpft zu seyn schienen, zerfielen durch den leisesten Hauch des Misstrauens. Beweise von Zutrauen entwaffneten den Gegner, und machten ihn zum Freunde. Nur der ganz Verworfene, unwürdig des Menschenangesichts, kann das Zutrauen des ehrlichen Mannes misbrauchen, um ihn desto sicherer zu betrügen.

* * *

Habe Selbstverläugnung genug, dein Urtheil über andre zurück zu halten, auch wohl zuweilen dem Lügner, dessen Lüge du mit einem Blicke für das erkanntest, was sie war, den kleinen Spaß zu lassen, daß er wähne, dich getäuscht zu haben.

§ 4

Sollt

* * *

Sollte dir's einst gelingen, es in der großen Kunst, Menschen zu kennen, weiter als andere, zu bringen, so vergiß nicht die Regel: Suche deine Menschenkenntniß, soviel nur immer möglich, zu verbergen! — Vergiß diesen Rath nicht, wenn dir deine Ruhe lieb ist, und wenn du mit deiner Menschenkenntniß dir und andern nützen willst. Die Menschen können es nicht leiden, daß ein anderer sie in irgend einem Stücke seine Ueberlegenheit merken läßt, am wenigsten aber vertragen sie den großen Menschenkenner, weil die meisten Ursach haben, ihn zu fürchten. Man kann aber den nicht lieben, den man fürchten muß.

* * *

Der Gottesacker ist dem Weisen immer ein lieber Ort. Er predigt die Vergänglichlichkeit des Lebens und aller seiner Herrlichkeit, so stark und so nachdrücklich, ohne doch zu schrecken: denn er predigt zugleich Ruhe nach vollbrachter Arbeit, Friede nach dem Streite, Vergessenheit der Sorgen, und aller Leiden Ende. Oft stand ich da und verlorh mich selbst bey dem Gedanken: daß jene waren und nicht mehr sind, und diese sind, und bald nicht mehr seyn werden! Wie wenige von den jetzt Lebenden waren vor hundert Jahren? Und die Erde war dieselbe, der Himmel gab Regen und Sonnenschein, die Menschen baueten und pflügten, liebten und zankten sich, jubelten und wehklagten, und Weise und Narren und
 Jugend:

Zugendhafte und Lasterhafte trieben ihr buntes Spiel unter einander — alles wie jetzt — und sie sind nicht mehr! Raslos arbeiteten tausende, um ein Stückchen Erde mehr anbauen zu können, um ein Stückchen Metall mehr in ihren Kasten zu schließen, und mußten ihr Stückchen Erde und Metall zurück lassen! — Wie viele wohnten, lachten und weinten dort in jener Hütte? Und haben nun ausgelacht und ausgeweint! Und gleiches Schicksal hatte der Besitzer des Palastes mit dem ärmsten Hüttenbewohner, gleiches Schicksal der Mann auf dem Throne mit dem Bettler auf dem Strohlager! — Was ist Ehre? Was ist Reichthum? Was Schönheit? Was ist der Mensch?

Auch ich, ihr Todten, werde in kurzem seyn, was ihr waret; aber noch stehe ich auf eurem Staube und blicke zum Himmel auf, danke Gott und hoffe mit froher Zuversicht, daß das, was in mir ist, und Gott denken kann, nicht werde zu Staube werden!

* * *

Die Gränzlinie der Liebe — sagt Schubart in der von ihm im Kerker aufgesetzten lehrreichen Schrift: Schubarts Leben und Gesinnungen 1ster Theil S. 37 — ist so fein gezogen, daß du noch in ihrem Gebiete zu seyn glaubst, wenn du schon auf dem Pfade der geilen Lust taumelst. — Und dann gehst bergab, von Genuß zu Genuß, von Brunst zu Brunst, von Schande zu Schande, von Angst zu Angst, bis der Boden weicht, und die gähnende Klüft über die

S 5

zusammen

zusammenschlägt. Flieh die wollustathmenden Dichter, die dich unterm Lustgerümmel phallagogischer Feste dem Verderben hinopfern. Groß ist der Feusche Mann, ein köstlicher Anblick den Engeln, seine Knochen sind Erz, seine Lebensleuchte eine Flamme des Himmels und in seinem reinen Herzen spiegelt sich Gottes Angesicht! — Jüngling, der du dieses liest, schau gen Himmel, und bitte Gott, daß er deine Unschuld bewahre. Ein Jüngling, der seine Unschuld bewahrt, ist für den Himmel ein schönerer Anblick, als Alexander am Granikus, oder Cäsar auf den pharsalischen Gefilden. Mit reinerer Lust denke ich an die heiligen Stunden der Freundschaft, die mein Leben zum Paradiese machten, indem mein Herz zur Bruderliebe immer mehr geöfnet wurde; denn diese ist das wahrste und süßeste Vorgefühl des Himmels.

* * *

Ohne Grundsätze leben, oder in den Fesseln verderblicher Grundsätze durchs Leben rasseln, ist eine gleich erbärmliche Existenz. Jenes ist zweifelndes Schweben zwischen Seyn und Nichtseyn, und dieses ist ein beständiges Achzen der Seele nach Freyheit — denn falsche Grundsätze tyrannistren die zur Wahrheit geschaffne Seele mehr, als Tyrannen der Erde den Leib.

* * *

Jüngling, wenn es dir ein Ernst ist um dein Glück und dein Wohl, vergiß nie deiner hohen Bestimmung.

stimmung. Unsterblich ist deine Seele, sie wird fortleben, wenn alle Körper längst in Nichts verwandelt sind. Freue dich deines vorzüglichen Glücks. doch mach es dich nicht stolz. Bilde und veredle vielmehr deinen unsterblichen Geist. Er ist des Wachstums an Vollkommenheit fähig, fähig durch dein emsiges Streben, sich mit dem reinen Quell alles Guten zu vereinen, wenn er erst von den Banden des irdischen Körpers befreuet ist.

* * *

Der Obrigkeit vertrauete Gott auf eine vorzügliche Weise seine Macht auf dieser Erde zu üben. Verehere sie, und halte da, wo dein Loos dir deinen Aufenthalt beschied, ihr Ansehen in Ehren. Dein höchster Gehorsam gebühret deinem Schöpfer, der nächste dem Staate, dessen Bürger du bist.

* * *

Der Mensch, der ungebildet in den Wäldern irrte und sich der Geselligkeit entzöge, wie wenig wär er geschickt, der Vorsicht Zwecke zu erfüllen, und die ganze Fülle des Guten zu genießen, das ihm zu seinem Theil bescheret ward! Sein Wesen nimmt an Würde zu, je mehr es seines Gleichen sich mittheilt; sein Geist gewinnt an Stärke, so wie er seine Begriffe durch Mittheilung und Umsetzung der Ideen entwickelt. Aber einmal mit der Gesellschaft vereint wärde er ohne Unterlaß fremden Eigennutz und zügellose Leidenschaften zu bekämpfen haben, die Unschuld wärde der Gewalt und List unterliegen; daher

daher das Bedürfniß der Geseze, und des mächtigen Arms, ihr Ansehn aufrecht zu erhalten. — Jüngling, begabt mit einem fühlenden Herzen, du ehrest deine Eltern, so ehre auch die Väter des Staats, dir ziemts, aus allen Kräften dazu beyzutragen, daß ihre Achtung und ihr Ansehn aufrecht erhalten werde, so wie du überhaupt mit Ernst darnach streben mußt, deine Fähigkeiten und Anlagen zum größten Wohl deines Vaterlandes zu entwickeln. Versäumest du jemals diese heilige Pflicht; Klopset dein Herz nicht mehr stark und laut beim süßen Namen Vaterland und seines rechtmäßigen Regierers, so würdest du nicht mehr würdig seyn seiner großen Wohlthaten; du verdienst, entfernt zu werden aus dem Kreise deiner Mitbürger, denn wir sollen auf die uneingeschränkteste Weise und aus den reinsten Gründen die Pflichten des Staatsbürgers erfüllen.

* * *

Mit Ehrfurcht betrachte das heilige Band, welches Menschen an Menschen knüpft; liebe vorzüglich die Gesellschaft tugendhafter Seelen; weihe all dein Thun und deines Lebens Kräfte der Wohlthätigkeit und dem, was Menschen glücklich machen kann; nähere dich deinem ewigen Urbilde, durch unveränderliches Wollen, über deine Mitgeschöpfe die ganze Fülle des Glückes zu ergießen, die nur in deinen Kräften steht. Schau herab auf die hilfbedürftige Kindheit, sie heilschet deinen Beystand, sey aufmerksam

sam

sam auf die Gefährten deiner Jugend, du kannst ihnen, wenn du willst, durch deinen Rath nützlich werden: dir sey es ein stöhliches Geschäft, sie vor Gefahren und Irrungen zu warnen und zu bewahren, die ihnen im Hinterhalte aufstauen.

* * *

Jedes lebende Geschöpf hat ein heiliges Recht auf deine Hülfe. Sey wohl auf deiner Hut, dieses Recht zu erkennen. Harre nicht daß erst ein Herz durchschneidendes Geschrey oder Jammern dich auffordre. Den Bitten des Blöden im Unlück erleide mit sanfter Freundlichkeit zuvor. Verbittre nicht durch demüthigenden Stolz den kühlen Quell, aus welchem der Unglückliche sich laben soll. Suche nicht den Lohn deiner Wohlthätigkeit im nichtigen Beyfall des großen Haufens. Der wahrhaft Edle findet ihn im ruhigen Beyfall seines Gewissens und der Gottheit, vor deren Augen er ohne Unterlaß wandelt.

* * *

Schüttete der Vorsicht Hand ihr Küllhorn des Segens reichlich über dich aus, so sey besorgt, ihn nicht mit Lechzinn, oder gar in Lasterhaftigkeit, zu verschwenden. Der Vorsicht Wille wars, du sollst aus freyem ungezwungenen Erlebe der Seele, das oft nach ihrem Plane sehr ungleiche Loos in Vertheilung der Güter dieses Lebens, weniger drückend machen. Gentes denn dieses edlen Vorzugs, doch laß

Nelli

Melaton, Klugheit, Vernunft und Weisheit dein Wohlthun leiten. Will dein Herz gleich mit warmer Liebe die ganze Menschheit umfassen: so müsse doch deine Klugheit unter Noth, Mangel und Leiden, die wichtigsten, die dringendsten wählen. Lehre, rathe, schütze, gieb, hilf, wo du nur kannst; werde nie müde in den Werken der Liebe! Das Maß deines Vermögens sey das Maß deines Willens; laß deine Hände nie sinken, bis deine Kräfte erschöpft sind. Wenn du diesen erhabnen Gesinnungen dich überlässest: so wird der Quell deiner Freuden nie versiegen: du wirst schon hier auf Erden den Vorschmack reinsten Seligkeit empfinden, deine Seele wird sich erheben und erweitern und keine Leere wird dein Leben mit Verdruß und Langeweile belasten.

* * *

Verzette deinem Feinde, scheue selbst dich nicht, ihm wohlzuthun; dies Opfer der Großmuth, das uns die heiligste aller Religionen vorschreibt, wird deiner Seele die reinsten Freuden gewähren. Du wirst von neuem das Ebenbild dessen an dir finden, der mit ewiger Liebe die Vergehungen der Menschen vergiebt und nicht achtet des Undanks, wenn er sie mit seinen Segnungen überschüttet. Darum laß nie aus deinem Gedächtniß, daß dies der rühmlichste Sieg ist, den die Vernunft über die Sinnlichkeit und Leidenschaft erhalten kann: und daß der Edle Beleidigungen gern, Wohlthaten aber nie vergißt.

Indem

In dem du so andrer Wohl dich widmest, vergiß nicht, nach eigener Vollkommenheit zu ringen; *) und versäume nicht, die Wünsche deiner unsterblichen Seele zu befriedigen. Blicke also oft in dein eigenes Herz, um seine geheimen Falten zu ergründen. Selbsterkenntniß ist ein wichtiges Werk des Mannes, der nach eigener Vervollkommnung strebt. Laß strenge, keusche Sitten dich allenthalben begleiten, sie werden dir bey allen Menschen Ehre und Achtung erwerben. Deine Seele erhalte rein, wahr, redlich und in Demuth. Hochmuth ist des Menschen gefährlichster Feind und der Keim seiner bittersten Leiden. Sieh nicht träge zurück woher du gekommen bist, das würde nur deinen Lauf hemmen; hefte deinen Blick vielmehr auf das Ziel deiner Bahn; die Kürze der Zeit, die dir vergönnt ward, läßt dir kaum die Hoffnung, die Schranken zu vollenden. Versage deiner Eigentliebe die schädliche Nahrung, dich mit jenen zu vergleichen, denen du vorgeeilt bist; vielmehr sey fühlbar dem Sporn, der dich zur wahren Nachseiferung reizt, so lange du noch löbliche Muster vor dir erblickst.

Der hohe Gedanke der Allgegenwart Gottes sey deine Stärke, deine Stütze. Jeden Morgen erneure das Gelübde, besser zu werden. Wache, bete, und wenn am Abend dein beruhigtes Herz sich

einer

*) Mehr sehe man im 10ten Aufsatze des 1sten Bandes

einer guten Handlung bewußt ist, oder eines Sieges über sich selbst sich freut, dann, nur dann lege dein Haupt ruhig nieder, zum Schlafen und neue Kräfte zu sammeln.

* * *

Wenn wir gleich unsrer Natur nach gleiche Rechte besitzen, so ehre dennoch die verschiedenen Stufen der bürgerlichen Stände, welche die Vorsicht eingesetzt hat, und welche nach der einmaligen Einrichtung der gesellschaftlichen Verbindungen nothwendig geworden sind. Es wäre unverzeihlicher Eigendünkel, darüber zu spotten, oder gar darüber hinzutreten. Erörthe nicht vor den Augen der Welt, den Mann von niederem Stande zu erkennen. Scheue dich nicht, auch ihm thätig beizustehen, wenn er von Mächtigen gedrückt werden, oder sonst in Gefahr kommen sollte; du würdest das erste Gesetz der Religion verleugnen, wenn du gegen ihn minder menschlich, minder edel und theilnehmend verfahren wollest, weil er an Würde unter dir steht.

* * *

Berkenne nie den Werth einer aufgeklärten Vernunft. Was sollte dich aus dem Staube zur höchsten Staffel erheben, was dir Würde über das Thier geben; wenn sie nicht deinen Geist veredelte? Dir deine Bahn zum Glücke zeichnere und dich wohlthätig führete? Die aufgeklärte Vernunft kennt die, sie umschließenden, engen Grenzen, und nur der Thor ist, welcher sie überschreitet. Nur die sind bekla-

genwürdige Menschen, die, unbekümmert in das Innere tiefer zu dringen, bey der Oberfläche träg und sorglos stehen bleiben und bloß Maschinen sind, Absichtslos und willkürlich handeln ist lächerlich.

* * *

Zügellose Freyheit, welche dem Laster Thor und Thür öfnet, ist ein eisernes Joch, welches sie selbst hassen muß. Wen heilige Ehrfurcht für Gott, Gewissen und Tugend durchgläht, der allein lebt wahrhaftig frey, sicher und erlaubt. Sprich laut für Wahrheit und Tugend und lege dadurch an den Tag, daß keine Kraft der Seele sich unterjochen lasse: alsdann übst du die Pflichten eines wahrhaft freyen Mannes.

* * *

Da die vergangene Zeit schlechterdings unwiderbringlich ist, und du der künftigen nicht versichert bist, so bleibe dir nichts übrig, als von der gegenwärtigen den möglichst besten Gebrauch zu machen. Nur der Augenblick ist dein, den du genießest; der folgende liegt im Schoße der Zukunft, und du weißt nicht, was er hervorbringen wird. Vollziehe daher geschwind was du beschlossen hast, und verschlebe nicht auf den Abend, was am Morgen kann gethan werden. Die geschäftige Thätigkeit und unverdrossene Arbeitsamkeit erhalten den Geist und Körper gesund und gewähren etel Glückseligkeit.

* * *

Der Fauler ist sich selbst zur Last; seine Stunden liegen ihm schwer auf dem Haupte; er versinkt in der Unthätigkeit, wie in einem tödtenden Abgrunde; seine Tage verschwinden, wie der Schatten einer Wolke: er hinterläßt keine Spur seines Andenkens. Er sehnt sich wohl nach Wissenschaft, ist aber zur geringsten Anstrengung untüchtig; gern möchte er die Mandel essen, fürchtet sich aber selbst vor der Mühe, die Schale zu zerbrechen. Alles ist bey ihm in Unordnung, er sieht, er hört, er schüttelt den Kopf, entwirft Wünsche ohne Entschluß; bis er, wie durch einen Wirbelwind, in sein Verderben hingerissen wird und Schand und Neue ihn ins Grab begleiten.

* * *

Wenn deine Seele nach Ehre dürstet, dein Ohr das gerechte Lob gern hört, so erhebe dich aus dem Staube, woraus du bestehst, und richte deine Absichten auf einen Gegenstand, der es verdienet. — Eine Eiche, die jetzt ihre Zweige gegen den Himmel ausbreitet, war einst nichts, als eine Eichel, im Schoße der Erde verborgen. — Such in deinem Stande, welcher es auch sey, die Vorzüge zu erwerben, laß niemand auf dem Wege der Tugend dir zuvorkommen, doch beneide nicht das fremde Verdienst, bereichre aber deine Talente.

* * *

Durch tugendhafte Nachahmung erhebt sich der Geist des Menschen in sich selbst, er strebt nach Ruhm und

und gleich einem guten Reiter, hat er die Zufriedenheit, seine Laufbahn wohl vollendet zu haben. Er wächst wie ein Palmbaum, dem Drucke zu Trotz. Das Beyspiel großer Männer ist sein Traum in der Nacht, und sein ganzes Vergnügen ist, ihnen den Tag über nachzuahmen. Er macht große Entwürfe, ihre Ausführung ist sein ernstes Bestreben und erwirbt ihm nicht selten den Beyfall der Welt und Nachwelt.

* * *

Merk auf die Rathschläge der Klugheit und beachte sie in deinem Herzen. Sie ist die Stütze aller Tugenden und die weiseste Regiererin des menschlichen Lebens. Zwar ist der Thor nicht immer unglücklich, der Weise nicht immer glücklich, aber nie genöß der Unbesonnene sein Glück vollkommen, nie war der Weise im höchsten Grade unglücklich. Das Beyspiel anderer müsse dich weise machen und ihre Fehler die deinigen zu verbessern dienen. — Lege deiner Zunge einen Zaum an, und setz einen Wächter über deine Lippen, damit ihnen nichts entwische, was deine Ruhe zerstören könnte. Das unmaßige oder unvorsichtliche Geschwätz wird gemeinlich von unausbleiblicher Reue begleitet; ein kluges Stillschweigen bringt Sicherheit. — Sey jederzeit deinem Stande gemäß mit dem Nothwendigen versehen, mach aber nicht jeden Aufwand, den du machen könntest, damit die Haushaltung deiner Jugend dein Trost im höhern Alter sey. Mische dich nicht in Angelegenheiten, wo man deiner nicht bedarf, besonders überlaß die Verwaltung

waltung des Staats denen, welchen sie anvertrauet ist — Traue niemanden, ehe du sein Herz wohl geprüft hast; sey aber auch nicht ohne Ursache misstrauisch; das Misstrauen ist der Liebe zuwider. Hast du dich aber wohl überzeugt, daß ein Mensch die Redlichkeit zur Führerin seiner Handlungen gewählt hat, so bewahre ihn, als ein unschätzbares Kleinod. —

* * *

Schon frühzeitig waffne du deinen Geist mit Muth und Geduld, um vermögend zu seyn, in der Folge des Lebens, welches für jeden Sterblichen mehr oder weniger mit Gefahren, Mühseligkeiten, Sorgen und Unglücksfällen vergesellschaftet ist, die Tugenden der Standhaftigkeit zu üben, und auch dein Maß von Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Wie das Kameel, ohne zu ermatten, Arbeit, Hitze, Hunger und Durst auf dem Zuge durch sandige Wüstenen erduldet, so wird der Muth des Standhaften ihm in allen unangenehmen Verhältnissen eine Stütze seyn. — Ein unerschrockener Geist verachtet die Bosheit des Glücks; die Größe seiner Seele wird dadurch nicht niedergeschlagen. Indem er die Annehmlichkeiten desselben schmeckt, wird er nicht aufgeblasen und sicher, und wenn traurige Schicksale ihn überwältigen wollen, verliert er den Muth nicht. Seine Unerchrockenheit unterstützt ihn im Augenblick der Gefahr und die Stärke seines Geistes dient ihm zur Fassung des Gemüths. Sein
ruhiger

ruhiger Geist erleichtert die Last seiner Misfälle und die Standhaftigkeit wird sie bestegen.

* * *

Willst du die großen Vortheile weiser Mäßigkeit: Gesundheit und frohen Muth, bis ins Alter erhalten, so stiehe insbesondre die Wollust und verwahre dich vor ihren Versuchungen. Wenn letzte dir niedliche Gerichte darbeut, wenn der Wein im Glase blinkt, wenn sie dich zu begünstigen scheint und dir Fröhlichkeit einhauchen will, so ist die Gefahr nahe. Laß deine Vernunft auf der Hut seyn, denn hörst du ihre Feindin an, so bist du bald verrathert und betrogen, ihre Freuden führen zu Krankheiten und zum Tode. — Betrachte doch ihre Sklaven, wirf die Augen auf ihr Gefolge: mager und ausgemergelt wirst du sie erblicken; wenn sie nicht krank sind, so sind sie wenigstens entkräftet. — Auf ihre kurzen Freuden folgen Tage voll Verdruß, Kummer und Schmerzen, Schande, Krankheit, Dürstigkeit und qualende Reue; gerechte Strafen der Vorsehung über die, welche ihre Geschenke misbrauchen!

* * *

Aber wer ist die, welche mit leichtem Schritte voller Amuth jene entfernte Ebne durchwandelt? Ihre Wangen gleichen der vollen Rose; Morgenthau ist auf ihren Lippen; Freude mit Unschuld und Sittsamkeit vermischt, strahlt aus ihren Augen. — Ge-

§ 3

sund-

sundheit ist ihr Name; sie ist die Tochter der
 Mäßigkeit; ihre Nerven, ihre Knochen sind voll
 Kraft und Stärke; die Arbeit ist ihr Geschäft von
 Morgen bis an den Abend. — Ihre Leidenschaften
 bekämpfen ist ihre süßeste Übung, üble Gewohnhei-
 ten bestegen, ihr Ruhm; ihre Vergnügung ist dauer-
 haft; kurz, aber tief und ruhig ihr Schlaf; ihr
 Blut ist so rein, als ihre schuldlose Seele heiter ist.

* * *

Wie ein Wirbelwind in seiner Wuth die Bäume
 entwurzelt, und das Antlitz der Erde entstellt; wie
 ein Erdbeben durch seine Erschütterungen die festesten
 Gebäude zertrümmert, so verbreitet die Heftigkeit
 eines Menschen, der sich dem Zorn überläßt, rund
 um sich her Verheerung; Gefahr und Verderben sind
 in seinen Händen. Betrachte den Zornigen, sieh
 an, wie er Vernunft und Verstand verliert — laß
 dir seine aufbrausende Wuth zur Lehre dienen, jede
 Gelegenheit zu fliehen, wo du selbst darin gerathen
 könntest; laß sie dich lehren, auf deiner Hut zu seyn,
 wenn sie dich überfällt. Bedenke, wie wenige Dinge
 des Zorns wirklich werth sind, und du wirst dich wun-
 dern, daß andere, als Unbesonnene, sich demselben
 überlassen.

* * *

Ueberlaß dich nicht der Nachbegierde, sie wird
 dein Herz verwunden und deine schönsten Neigungen
 verderben. Sey jederzeit geneigter zu vergeben, als
 Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Wer Rache sucht,
 gräbt

gräbt sich selbst einen Abgrund und arbeitet an seinem eignen Verderben. Eine sanftmüthige Antwort gegen einen Aufgebrachten thut die Wirkung des Wassers, das ins Feuer gegossen wird, und macht den Feind zum Freunde.

* * *

Die Ruhe der Gesellschaft hängt von der Gerechtigkeit ab und das Glück jedes Einzelnen von dem sichern Genuße seiner Güter. Deine Wünsche müssen daher durch die Mäßigung eingeschränkt, immer müssen sie durch die Gerechtigkeit geleitet werden. Beacide nicht das Gut deines Nächsten; keine Versuchung in der Welt müsse fähig seyn, dich an seinem Vermögen, seiner Gesundheit und seinem Leben zu vergreifen; bring seine Ehre nicht in üblen Ruf; lege kein falsch Zeugniß wider ihn ab. Unterdrücke den Armen und Unvermögenden nicht und verkürze nie dem Arbeiter seinen Lohn. Sey redlich im Kauf und Verkauf, bezahle deine Schulden richtig; der dir lüch, verließ sich auf deine Treue, es ist ungerecht und niedrig, ihm das Seinige vorzuenthalten. Sey über deine zum Nachtheil anderer gemachte Fehler beschämt; ersetze ihnen den Schaden so schleunig und vollständig, als es in deinem Vermögen steht.

* * *

Sey der Aufrichtigkeit und Wahrheit treu und verlaß sie nicht. Verabscheue Betrug und Heuchelei. Erröthe heym Anblick der Falschheit; rede aber die Wahrheit mit dreistem Auge. Der Auf-

richtige behauptet mit ächtem Mannsinn die Würde seines Charakters und verachtet es, sich bis zur Heuschley zu erniedrigen. Er ist mit sich selbst einig und niemals verlegen; für die Wahrheit streitet er mit Heldenmuth, ist aber unendlich weit über die Niedrigkeit der Verstellung erhaben. Doch öffnet er seine Lippen mit Vorsicht und Klugheit, er besleisiget sich, richtig zu denken und spricht mit Bescheidenheit. Er tathet freundschaftlich, tadelte freymüthig und erfüllt alles, was er versprochen hat.

5.

Kurze Geschichte der Regierung Karls des
ersten von England, und Olivier
Kromwells.

Nicht leicht stellt uns irgend ein Zeitraum in Englands Geschichte merkwürdigere und auffallendere Begebenheiten dar, als die Periode vom Jahre 1642 bis 1658. Hier treten zwey Männer auf den Schauplatz, welche die Aufmerksamkeit der Welt rege machten, die, so lange Geschichte blühen wird, stets merkwürdig für Welt und Nachwelt bleiben werden, und spielen eine Rolle, die man von der Art in den Jahrbüchern der Welt vergebens sucht.

Karl der erste und Olivier Kromwell! Jener ein mächtiger König, der mit seinem Volke in einen unglücklichen Krieg verwickelt ward, und — auf dem Schaffott sterben mußte; dieser ein armer Edelmann, anfangs Deputirter im Unterhause des Parlaments, nachher Generallissimus eines mächtigen Heeres, Vernichter des Parlaments, Mörder seines Königs und endlich — Souverain dreyer Königreiche!

Ein König auf dem Blutgerüste, nach Urtheil und Recht zum Schwerdte verdammt; solch ein Schauspiel liefert keine Geschichte kultivirter Völker *).

H 5

Unschulds

*) Wir müssen hier bemerken, daß dieser, größtentheils nach Hume abgefaßte, Aufsatz im Herbst 1792, und also

Unschuld unter dem Dolche des Mörders im Walde — und Unschuld unter dem feyerlichen Pompe der Justiz auf dem Blutgerüste — das empöret die Menschheit; — und Karl starb unschuldig!

Man sollte glauben, nach Rom, in die Zeiten der Nerone und der übrigen Bärriche versetzt zu seyn, wo eine zahlreiche Leibwache in einem festen Lager, Cratr und Senat im Saum hielt, nach Gurdünken das Reich verfeigerte und den ihr misfällig gewordenen Thronen ermordete; wenn jene Clenden mit Karl und ihre Henker mit den ausgearteten Bösewichtern

also zu einer Zeit geschrieben ist, wo man erst der Entscheidung des Schicksals des, von seinen Unterthanen gestürzten, unglücklichen Ludwigs des 16ten entgegen sehen muß. Sollte die französische Nation, oder vielmehr diejenigen, welche sie jetzt dominiren, sich so weit vergessen, ihre Hände mit dem Blute des unschuldigen Königs zu besudeln, so durften wir freylich nicht in die Geschichte zurück gehen, um eine ähnlich grausenvolle Scene aufzufinden, so wie die neueste französische Geschichte überhaupt leider schon jetzt mehrere Begebenheiten aufstellt, die an Gräßlichkeit alles dasjenige überreffen, was wir in den Schildrungen der bürgerlichen Kriege Englands lesen. — Wir überlassen es überaus unsern Lesern, zwischen Karl dem 15ten und Ludwig dem 16ten eine Parallele zu ziehen. Dieser gehörte, wie jener, von Seiten seines Herzens unstreitig zu den besten Menschen, die je auf Thronen gesessen haben; ein Zeugniß, welches selbst seine blutdürstigen Feinde mit der ganzen Auegewalt ihrer Schwärmäen, Verunglimpfungen und Rationationen nicht enträften können. D. S.

wichtern zu vergleichen wären, welche diesen Monarchen durch die Hände der Gerechtigkeit umbringen ließen.

Karl war ein Prinz mit, dem größten Theile nach, trefflichen Eigenschaften des Herzens und Verstandes; nur der von seinem Vater angenommene, und von ihm genährte Grundfatz von uneingeschränkter königlicher Machtvollkommenheit, das diesem Grundfatz gemäße stete Emporstreben, ein ziemlicher Grad von Unbesonnenheit, die ihn mehr als Einmal zu unüberleaten Schritten verleitete, und Befolgung der Rathschläge irrender, oder thörichter, oder böser Rathgeber bewirkten allmählig seinen schrecklichen Sturz. Er beging Fehler, aber gewiß nie aus Bosheit. — Hier stirbt also ein Unschuldiger, noch dazu unterm Schein Rechtsens — ein König dreyer Königreiche stirbt als ein Verbrecher auf dem Schaffot!

So empörend indessen der Gedanke ist, einen König von seinem Volke hingerichtet zu sehen, so irrig und grundlos ist die Meinung, als habe die Nation, das Volk von England, diesen unglücklichen Monarchen gemordet. Nein, nicht das britische Volk, auch nicht das rechtmäßige Parlament; sondern eine Horde von Verworfenen, die mit unerhörter Freulosigkeit zu Werke gieng; ein wüthender schwärmerischer Haufen war es, der, von einigen Herrschbegierigen Feldherren, unter welchen Cromwell hervorragte, dazu ausersehen, unterstützt von einem Heere der wildesten Soldaten, die zu dieser

Absicht

Abſicht beſonders ausgehoben, und auf Veranſtaltung der Häbelsführer durch häufige Religionsübungen dergestalt angeflammt waren, daß sie das Leben des Königs als ein nothwendiges Opfer zur Erhaltung des wahren Glaubens forderten, — dieser wüthende Haufe war es, der diesem in so vieler Rücksicht vor-
trefflichen Fürsten Freyheit, Krone und Leben raubte. — Ein freyes Parlement gab es damals gar nicht mehr. Die Bischöfe waren längst als Stützen der königlichen Macht aus dem Oberhaufe vertrieben; und der hohe Adel, der größtentheils dem Könige treu geblieben war, — so wie die treuen Untertanen des Königs überhaupt — waren außer Stand gesetzt, etwas Wirksames zur Rettung des unglücklichen Monarchen zu unternehmen; daher beweinte auch der bessere und bey weitem größte Theil der Nation den Tod des Königs und verabscheute die Urheber desselben, aber lange vergebens unter dem schweren Joche des Kriegsmacht.

Die nächste Ursache der Hinrichtung des Königs lag freylich in dem Streite mit seinem Parlemeute. Nach seiner Ueberzeugung und den hohen Begriffen, die er einmal über die Vorrechte der königlichen Würde angenommen hätte, glaubte er berechtigt zu seyn, seine von so vielen Selten eingeschränkte Gewalt erweitern zu können, und darüber kam es im Jahre 1642 zu einem Kriege zwischen beyden Partheyen. Cromwell focht jetzt fürs Parlement, als aber die Sache über Erwartung glücklich ablief, legte er die Maske ab, unterjochte das Parlement, dem er sehr
Empor

Emporkommen verdankte, und schlug seinem Könige den Kopf ab. Und dieser Königsmluder, dieser eigentliche Unterdrücker der Volksfreyheit von England — regieret zehn Jahre lang über die Nation, so unumschränkt, als schwerlich je ein König sie hat beherrschen können. Auch außer dem Reiche ward er geehrt; Könige buhlten um seine Freundschaft, Könige nannten ihn ihren Bruder und im Lande fürchtete ihn alles.

Indessen kann man nicht läugnen, daß Cromwell als ein Mann von großen Talenten, tief forschendem, viel umfassendem Geiste, als Staats- und Kriegsmann über alle seine Rivalen erhaben war, und daß er um das Land, welches er seines Königs beraubte, und unter sein Zepthel bengt, gewiß große Verdienste sich erworben habe. Ihn muß man, wenn man unpartheyisch urtheilen will, unter die Männer seiner Nation zählen, die zu der jehzigen furchtbaren Größe des britischen Reichs den Grund legten. Er war es, der die Engländer auf die Antillen führte, Jamaica eroberte und schon durch diese einzige Unternehmung zur Gründung der Macht seines Vaterlandes so sehr viel beytraug. Er war es, der durch die berühmte Schiffahrtsakte den Handel, diese bisher so ergiebige und unerschöpfliche Quelle des englischen Nationalreichthums, sicherte, und dadurch zugleich eine furchtbare Flotte stiftete, die schon zu seiner Zeit das Schrecken der Völker ward und noch jetzt England zur ersten Seemacht des Erdbodens erhebt. Seine Zeit ist auch die Zeit der großen
Auf.

Aufklärung der Britten; große Köpfe stehen auf und verbreiten über die Nation einen Glanz, der sie dem aufgeklärtesten Völkern des Alterthums an die Seite setzt.

Ich kehre nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu der Geschichte des unglücklichen Königs zurück. Sein Charakter war, wie gesagt, ein gemischter Charakter; aber seine Tugenden übertrafen doch bey weitem seine Fehler, unter denen man schwerlich einen einzigen finden wird, der mit Recht den Namen des Lasters verdiente. — Seine Würde war ohne Stolz; seine Güte ohne Schwachheit; sein Muth ohne Verwegenheit; seine Mäßigkeit und Enthaltbarkeit ohne rauhe Härte und seine Oekonomie ohne Geiz. Um ihn aber strenge zu beurtheilen muß man gestehen, daß er Fehler hatte, die, ohne dem ersten Anschein nach wichtig zu seyn, dennoch fähig waren, seinen Tugenden die natürliche Stärke ihres Eindrucks zu benehmen. Seine Neigung zur Wohlthätigkeit ward gewissermaßen durch ein besonderes unangenehmes Betragen verdunkelt; seine Frömmigkeit hatte einigen Anstrich von Aberglauben; seine natürliche gute Urtheilskraft verlor sehr viel durch die zu gefällige Nachgiebigkeit, die er gegen Personen von viel geringerer Fähigkeit bewies, und seine kalte Mäßigung sicherte ihn nicht immer vor gewagten und übereilten Entschlüssen. Er verdient daher eher den Namen des guten, als des großen Fürsten; und seine Fähigkeiten, wie sie waren, machten ihn eher fähig, einen wohlgeordneten, regelmäsig eingerichteten, ruhigen Staat

Staat zu regieren, als den Vätern und, zum Theil unsinnigen, Einfällen einer Volksversammlung nachzugeben, sie weise zu lenken, oder im Zaum zu halten: denn zu dem einen fehlte ihm Biegsamkeit, zu dem andern erfahrene Klugheit und zu dem letztern Lebhaftigkeit genug. — Wäre Rari als unumschränkter Fürst geboren worden, so würde sein menschenfreundlicher Charakter und sein guter natürlicher Verstand seine Regierung höchst wahrscheinlich zu einer der glücklichsten gemacht haben. Unglücklicherweise setzte ihn sein Schicksal zu einer Zeit auf den Thron, wo die Beispiele vieler Reiche die willkürliche Gewalt begünstigten, und wo gerade das Hauptbestreben der Engländer auf Freyheit gerichtet war.

Einige Geschichtschreiber haben kühnlich seine Gewissenhaftigkeit bezweifelt; aber selbst die boshaftesten Untersuchungen über sein Betragen, von welchem freylich nicht alle Umstände gehörig aufgeklärt sind, geben auch nicht den geringsten vernünftigen Grund zu diesem Vorwurfe. Wenn man im Gegentheil betrachtet, wie so oft er aufs Aeußerste gebracht wurde, und mit seiner Verlezenheit die Aufrichtigkeit, die in allen seinen öffentlichen Erklärungen und Unterhandlungen herrscht, vergleichen will: so wird man sich verpflichtet fühlen, zuzugeben, daß unbescholtene Redlichkeit und reines Ehrgefühl den Rang unter seinen schimmerndsten Tugenden behaupten. In allen seinen Unterhandlungen wird man nie sehen, daß irgend ein Beweggrund, noch die

wichtig,

wichtigsten Ueberredungen ihn etwas einzugehen vermocht hätten, wenn er nicht glaubte, daß sein Gewissen ihm verstattete, es zu behaupten; und ob man ihm gleich einige Verletzungen der Gerechtfame des Volks vorwerfen könnte: so müssen diese doch eher den leider zu hoch gespannten Begriffen von seinen Vorrechten, — worin er erzogen war, als irgend einem Mangel von Aufrichtigkeit in seinen Grundsätzen zugeschrieben werden.

Karl der erste war von schöner Leibesgestalt, von angenehmer und sanfter, aber ein wenig melancholischer Gesichtsbildung. Er hatte regelmäßige Züge, schöne gesunde Gesichtsfarbe, einen gesunden starken und ebenmäßig gebauten Körper von mittler Größe, und war fähig, die größten Beschwerlichkeiten zu ertragen. Im Reiten und allen andern Leibesübungen war er Meister. Mit Einem Worte, er besaß alle die äußern Eigenschaften und mehrere der wesentlichen Tugenden, welche einen vollkommenen Prinzen bilden —

Es ist merkwürdig, daß gleich das erste Parlament, welches er in aller Eile zusammenberief, anstatt seinem jungen Monarchen Beweise von Gehorsam und Zuneigung zu geben, ihm kaum den zehnten Theil des benötigten Geldes bewilligte; und zwar zu einer Zeit, da sich die englische Flotte und Armee in einem, auf dringendes Verlangen desselben unternommenen, Kriege mit dem Spanisch-Oesterreichischen Hause, ohne Geld und Kriegsvorrath in größten Verlegenheit befand. Ohne von seinem einmal

mal gefaßten Entschlusse abzugehen, blieb das Parlament hartnäckig dabey, ungeachtet sich der König bis zu Bitten herabließ. Zu diesem unerwarteten und unerhörten Betragen mochte der Haß und Unwille gegen den Herzog von Buckingham, den Liebbling des Königs, auf dessen großes, schnelles und so wenig verdientes Glück die meisten Glieder des Parlaments neidisch waren, nicht wenig beygetragen haben. Diesem Staatsmann war es unmöglich, die Zuneigung des Volks auf immer zu erlangen, ob er gleich den Haß desselben auf einen Augenblick zu erstickten wußte, so lange er nehmlich den Leidenschaften und Lieblingswünschen desselben schmeichelte. Seit angemessenes Ansehn und seine an sich gerissene Gewalt über Karls Bescheidenheit übertraf selbst die noch bey weitem, welche er über Jacobs Schwäche gehabt hatte, und es geschah beynah nichts, als auf seinen Rath und unter seiner Leitung. Seine heftige Gemüthsart ließ ihn seine Schmeichler und Gehülften schnell auf den höchsten Gipfel von Ansehn erheben; aber bey der geringsten Gelegenheit stürzte er sie auch wieder mit derselben Wuth und eben der Heftigkeit, womit er sie gehoben hatte. Er war unversöhnlich in seinem Hasse, leichtfertig in der Freundschaft, und betrachtete alle Menschen als seine Feinde, oder als wären sie bereit, es zu werden. Alle Gewalt des Reichs war durch das völlig unbegranzte Vertrauen seines Herrn, und vermöge der höchsten Würden des Staats, die auf ihm zusammen gehäuft waren, in seinen unerfärllichen Händen.

Man konnte also nicht erwarten, daß ein Mann von einem solchen Charakter, auf dessen Betragen die Augen der ganzen Nation gerichtet waren, sein reisendes Glück lange ungekränkt genießen würde; da selbst verdiente Männer auf solchen erhabenen Posten oft den Hänken und tausendfachen Maschinerien des Neides und der Bosheit unterliegen müssen.

Was den unruhigen Geist unter dem Volke aber hauptsächlich nährete und vergrößerte, das war der Haß der verschiedenen Religions-Parthyen, die mit schwärmerischer Wuth einander verfolgten. Daß aber Religionsunruhen und Verfolgungen, Unsicherheit und Geist des Aufruhrs in jedem Lande verbreiten, das so unglücklich ist, ein blutiger Schauplatz derselben zu werden, das lehrt uns nicht allein die Geschichte Englands in dieser traurigen Periode, sondern mehrere Reiche, deren Regenten vom blinden Eifer, von unvernünftigen und unpolitischen Grundsätzen in Staats- und Kirchensachen angetrieben, dem Staate durch Verraubung seiner besten Bürger Wunden schlugen, von deren Verblutung sie sich bis auf unsre Zeiten noch nicht wieder völlig haben erholen können, — liefern uns hiezu Beispiele genug.

Mit dem stärksten Eifer suchten die Puritaner, zu deren Sekte sich heimlich selbst viele Parlementsmitglieder hielten, die Ausübung der Römischkatholischen Religion zu unterdrücken und, wo möglich, gar in England auszurotten. — Hierzu kam noch zu allem Unglück die Vermählung Karls mit einer
katholi-

Fatholischen Prinzessin aus Frankreich, wodurch der Funke von Religionshaß, den man bisher nur unter der Asche glimmen sahe, wieder stärker angefacht wurde; bis er endlich in eine Flamme ausbrach, die nicht allein dieser Religionsparthey, sondern selbst ihren wüthenden Verfolgern und sogar dem Staate den völligen Untergang drohete. Man fürchtete nemlich (und vielleicht nicht ohne Grund), durch Aufnahme derselben in der königlichen Familie dürften ihr, wo nicht gleich, doch nach und nach, Vorrechte eingeräumt werden, wodurch die Rechte der Protestanten geschmälert, und wohl gar die Freyhelt des Volks untergraben werden könnte. Wenn aber auch dergleichen Besorgnisse nicht ganz ungegründet waren, so hätte ihnen doch können auf andere Art und durch sichere Mittel vorgebauet werden.

Karl, der frey war vom Partheyengefesse, und der Religion seiner Ahnherren Schonung schuldig zu seyn glaubte, hielte sich verpflichtet, nie den ungestümen Forderungen: „nach der äußersten Strenge der Gesetze zu verfahren,“ nachzugeben, die immer erneuert und mit desto größerer Hestigkeit erneuert wurden; je weniger der König geneigt schien, sie zu befriedigen.

Da er sahe, daß das Parlement entschlossen sey, ihm kein Geld zu bewilligen, und daß er nichts weiter erwarten dürfe, als leere Bezeugungen von Ehrfurcht und Achtung und unangenehme Klagen: so ergriff er die Gelegenheit, da die Pest auch in England aus-

zubrechen anfieng, die Versammlung zu entlassen und gab nur noch zuletzt zu erkennen, wie wenig Ursache er finde mit ihrem Betragen zufrieden zu seyn. Um sich doch einigermaßen zu helfen, ließ er durch Privatwechsel Geld von seinen Unterthanen; aber der Vortheil, den er hieraus zog, war nur eine geringe Vergütung für das allgemeine Mißvergnügen, das dadurch erregt wurde. Hiedurch, und durch einige andere Hülfsmittel, war er, obgleich nur mit Mühe, im Stande, eine Flotte von achtzig Schiffen von verschiedener Größe mit 10,000 Mann besetzt, auszurüsten, die bestimmt war, Kadix zu erobern, oder doch die reichen spanischen Gallionen wegzunehmen. Diese Unternehmung wurde aber, wahrscheinlich durch Unerfahrenheit ihres Anführers und die Ausgelassenheit der Soldaten, die keine Mannszucht kannten, hauptsächlich aber durch die auf der Flotte einreißende Pest fruchtlos gemacht.

Dieser erste Schritt des Königs, auf seinen eigenen Kredit Geld aufzunehmen, der ihm so hoch angerechnet wurde, war, unpartheyisch erwogen, blos Folge des Benehmens des Unterhauses: denn nimmermehr würde er sich dazu entschlossen haben, wenn ihn das Parlament in den dringendsten Bedürfnissen des Staats, die doch nur durch sein ungestümes Verlangen so angewachsen waren, wirksam und thätig unterstützt hätte, wie es seine Schuldigkeit und sein gegebenes Versprechen ihm zur doppelten Pflicht machten. — Wie konnte man also dies Betragen einem jungen

Jungen feurigen Monarchen zum Verbrechen machen, der vor Verlangen brannte, seiner Nation und sich Ehre zu erwerben, die, wie er glaubte, durch eine so treulose Pflichtvergessenheit der Repräsentanten seiner Unterthanen unausbleiblich werde sinken müssen, wenn er nicht selbst und schleunig Mittel ergriffe, sie zu retten!

Mit dieser fehlgeschlagenen Unternehmung gegen Spanien waren alle seine schmeichelhaften, darauf gebaueten, Hoffnungen gescheitert, und er sah sich abermals in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, zu einem neuen Parlament seine Zuflucht zu nehmen. Je unangenehmer es dem Könige seyn mußte, sich den unbilligen Forderungen und Anmassungen desselben abermals bloß zu stellen, ein desto größerer Triumph war es für das Parlament, ihn so abhängig von seinem guten Willen zu sehen, und desto fester war es entschlossen, ihn soviel als möglich in dieser Abhängigkeit zu erhalten. Es bewilligte zwar dem Könige einige Summen, die aber der Größe des Bedürfnisses gar nicht angemessen waren, und vereitelte dadurch alle die glänzenden Aussichten und den glücklichen Erfolg, den dieser junge Prinz von seinen ersten Entwürfen und Unternehmungen erwartet hatte. Es that sogar Eingriffe in die königlichen Vorrechte, und wollte der Monarch ihm Einhalt thun, so durfte er nie auf Geldbewilligung rechnen. Zwar bezeugte er seinen äussersten Unwillen über ein so hartes und unedles Betragen; aber seine dringenden Bedürfnisse machten es ihm zum

Gesetz, sich zu unterwerfen und ihre letzten Entschlüsse geduldig zu erwarten.

Zu dieser Parlements-Sitzung war der Graf von Bristol, seiner Vorrechte ungeachtet, nicht mit eingeladen worden, nahm aber dennoch unter dem Schutze des Oberhauses seinen Sitz in demselben. Karl, der sich hierdurch höchlich beleidigt fand, trug seinem Generalprokurator auf, ihn Hochverraths anzuklagen. Dies gab nun Gelegenheit, daß man den Minister eben desselben Verbrechens beschuldigte, und ihm eine Menge unerlaubter Handlungen zur Last legte, deren er sich auch wohl zum Theil schuldig gemacht haben mochte. Diese Anklage des Herzogs von Buckingham ist deswegen merkwürdig, weil sie beyde Partheyen nur noch mehr gegen einander aufbrachte.

Um diese Zeit war eben der Graf von Suffolk, Kanzler der Universität Cambridge, gestorben, und der Minister benutzte den Einfluß des Hofes, sich in den Besitz dieser Stelle zu setzen. Des Parlements Verdruß darüber ward aber wahrlich nicht vermindert, als Karl der Universität selbst in einem Schreiben, das voll vom Lobe seines Günstlings war, dafür dankte. Noch mehr, der Groß-Siegelbewahrer verbot ausdrücklich dem Hause der Gemeinen, sich ferner in die Sachen des Ministers zu mischen, und befahl ihm, in wenig Tagen die Bill zu Vermehrung der Subsidien, die der König verlangt habe, zu endigen; widrigenfalls es auf keine längere Sitzung rechnen

rechnen dürfe. Dieser harte Befehl wurde zwar wenige Tage nachher durch eine gelindere Auslegung des Herzogs gemildert, ließ aber dennoch einen sehr widrigen Eindruck zurück.

Karl selbst hatte in diesem Parlemeute nicht allein überhaupt einen viel höhern Ton affectirt, er hatte sich sogar Drohungen, ein neues Rathskollegium zu errichten, erlaubt, im Fall er das verlangte Geld nicht erhalten würde. Diese Sprache war nun zwar deutlich genug, aber der Vicekanzler, Carleton, hatte sogar Sorge getragen, sie noch deutlicher zu erklären. Er sagte nehmlich: Man sollte doch bedenken, daß ehemals alle Reiche Europens Parlemitter gehabt hätten, die aber, so wie die Könige ihre eigenen Kräfte kennen gelernt, alle abgeschafft worden wären. Es sey also doch besser, daß man die gute Meinung des Königs vom Parlemeute zu erhalten suche, um nicht auch den Ruhm eines freyen Volks zu verlieren.“

Solche unüberlegte und unsinnige Aeußerungen mußten den höchsten Unwillen des Unterhauses erregen. Eine Freyheit, die nur durch ein unbegrenztes Nachgeben erhalten werden, schien ihm diesen Namen nicht zu verdienen; und das Parlament hielt es daher für nothwendig, so lange es die Macht dazu noch hätte, die Konstitution durch so starke Wälle zu sichern, daß inskünftige nie weder König noch Minister es wagen dürften, eine solche Rede im Parlemeute zu halten, oder einen solchen Entwurf gegen

die Freyheit der Nation zu schmälern. Die Schwäche des Hofes hatte sich schon zu oft verrathen als daß diese Drohungen hätten erschrecken können: daher dienten sie nur, den schon so tief gewurzelten Haß noch heftiger zu machen, und der Hof sorgte auch gleichsam recht geßtentlich dafür, durch dergleichen und ähnliche Aeußerungen ihn nie verlöschen zu lassen.

Da man nun sonst keine gesetzmäßige Anklage gegen den Herzog finden konnte: so benutzte man das ewige Geschrey gegen den Katholicismus, und suchte ihn verdächtig zu machen, daß nur durch seinen Einfluß und Ansehn beym Könige die Katholicken diese gesetzwidrige Nachsicht genössen. Ob man den Minister gleich keines Verbrechens beschuldigen konnte, das ihn einer gesetzmäßigen Strafe unterworfen hätte: so betrachtete man ihn doch als einen unfähigen und schädlichen Minister, und beschloß, durch eine Adresse, welche die Stärke eines Befehls haben sollte, zu bitten, daß er von der Person und aus dem Rathe des Königs entfernt würde. — Karl sahe, daß allein seine Gunst das Verbrechen des Herzogs sey; aber er konnte nicht nachgeben, ohne der Welt eine nachtheilige Meinung von seiner Entschlossenheit und seiner Ehre zu geben, wenn er seinen unschuldigen Diener dem Hasse seiner Feinde aufopferte. Es war offenbar, daß das Haus ihn nur in unaufhörliche Verwirrung stürzen wollte, um für sich selbst desto mehr Vortheil daraus zu ziehen. Entschlossenheit und Festigkeit waren ihm nunmehr gegen eine

so schwarze Treulosigkeit nothwendig geworden, und einem Könige mußte jedes äußerste Mittel gegen die Verachtung seiner Unterthanen und die Beleidigungen eines niedrigen Gegners willkommen seyn.

Er hob also sogleich das Parlement auf, welches nun sowohl als der Hof Sorge trug, sein Verhalten vor den Augen des Volks zu rechtfertigen.

Nach einem Bruche mit den Gemeinen war die einzige vernünftige Parthey, die er ergreifen konnte, mit Spanien Frieden zu schließen, um sich so unabhängig, als möglich, vom Volke zu machen. Aber so ganz hatte er jetzt für Frieden noch keinen Sinn, sondern beharrte hartnäckig bey seinen großen Entwürfen und überließ es seinen Ministern und Lieblingen, die Mittel zu ihrer Ausführung ausfindig zu machen. Karls Bedürfnisse waren aufs höchste gestiegen, die Armee und der Krieg kosteten große Summen, und es war also Zeit, mit dem ange drohten neuen Raths-Kollegium den Versuch zu machen. Hätte der König eine besser bezahlte und disciplinirte Armee gehabt, so würde er, auf Antrieb seiner Rathgeber, wahrscheinlich sogleich die Larve völlig abgelegt und in seinem gerechten Unwillen über die Volks-Versammlung ohne Achtung für die alten Gesetze regiert haben. Die Klugheit aber verband ihn, weil die National-Miliz weit zahlreicher war und mehrentheils unter dem niedrigen Adel der Provinzen stand, seine Unternehmungen wenigstens unter dem Schein, daß sie alte Beyspiele vor sich hätten, auszuführen.

Es wurde ganz öffentlich eine Kommission niedergesetzt, um mit den Katholiken zu unterhandeln und sie für einen gewissen Preis von den gegen sie gegebenen Befehlen zu befreien. Dieses Mittel füllte des Königs Kasse auf einmal und that seiner Neigung zur Nachsicht gegen diese Parthey genug. Aber es war auch eben der unangenehmste Punkt für die Protestanten.

Den Adel begnügte er sich blos um Beystand zu ersuchen, von der Stadt London aber forderte er eine Anleihe von 100000 Pf. Sterling. Der Adel gab wenig und verdrossen; die Stadt London schlug es ganz und gar ab. — Jede Seestadt erhielt Befehl, eine festgesetzte Anzahl Schiffe auszurüsten, und mehrere reiche Einwohner nöthigte man zu Anleihen auf Privatwechsel. — Mittel dieser Art wurden allgemein, selbst in Staaten, wo der uneingeschränkteste Despotismus herrscht, für unrechtmässig und beyspielloos gehalten.

Hey diesem allen wurde noch eine gewisse Mäßigung beobachtet, bis man die Nachricht von der großen Niederlage erhielt, die der König von Dänemark von der kaiserlichen Armee unter Tilly erlitten hatte. Jetzt hatte man Geld nöthiger, als jemals, um den Verlust zu ersetzen und einen Prinzen zu unterstützen, der sich blos durch grosse Versprechungen von England in diesen Krieg hatte verwickeln lassen. Es wurde deshalb beschlossen ein allgemeines Darlehn aufzunehmen, und von jedem Unterthan die Summe, aber blos unter dem Namen des Darlehns,

lehne, zu fordern, die er würde haben bezahlen müssen, wenn das Parlement vier Subsidien bewilligt hätte. Freylich mochte man wohl vermuthet haben, daß viele sich gegen diese Gelderhebungen, oder vielmehr Erpressungen, sperren würden; deswegen erhielten die Kommissarien den geheimen Befehl: einem jedem, der sich weigern werde, einen Eid abzunehmen, daß er seine abschlägliche Antwort verschweigen wolle. Maßregeln, die nicht nur den Unwillen, sondern selbst das Gelächter des Publikums erregen mußten. Die Nation wurde auf die Art zwar als erobertes Volk behandelt, aber ihr Geist war doch nichts weniger als unterjocht. Viele Personen durchs ganze Reich verweigerten die Abgaben, doch hatten nur fünf von denen, die deshalb in Arrest genommen waren, Muth genug, auf ihre Kosten und Gefahr die öffentliche Freyheit zu vertheidigen, und diese verlangten ihre Loslassung nicht als eine Gnade des Königs, sondern als ein Recht, das ihnen nach den Gesetzen ihres Vaterlandes gehörte. Dies war aber nicht die einzige Gewaltthätigkeit, worüber sich die Nation zu beklagen hatte. Die von der vergeblichen Expedition gegen Cadix zurückgekommene Armee wurde gegen die sonstige Gewohnheit in Privathäuser einquartirt, und wer die Anleihe verweigerte, konnte gewiß seyn, eine desto größere Anzahl dieser unbequemen Gäste zu bekommen. Die Soldaten ohne Ordnung und Mannszucht begingen, weil sie schlecht bezahlt wurden, alle Arten von Ausschweifungen, und verdoppelten dadurch das Mißvergnügen

güngen der Einwohner. Hiebey muß freylich jeder unpartheyische gestehen, daß diese gewaltsamen Maaßregeln sich durch nichts rechtfertigen lassen; wenn man aber bedenkt, daß diese Erweiterungen der königlichen Vorrechte einzig und allein in der Absicht unternommen wurden, um Buckingham noch mehr zu erheben, so muß unser gerechter Unwille vorzüglich auf diesen ehrgeizigen Minister, als die erste Ursache alles nachfolgenden Unglücks, zurückfallen.

Alle Welt mußte erstaunen, da Karl, als wäre es ihm noch nicht genug, halb Europa zum Feinde zu haben, und mit seinen eignen Unterthanen im Streite zu seyn, auch noch mit Frankreich brach. Jedermann mißt dem Herzoge die Schuld von diesem Krlege bey, dessen während seiner Gesandtschaft in Paris wohlverdientermaßen gekränkter Ehrgeiz nach Genugthuung und Rache lechzte. Den Vorwand dazu mußten die gedrückten Hugenotten geben, deren Chef, Coubise, eben in London war, um sich um Karls Beystand, oder wenigstens um seine Vermittelung, zu bewerben. Obgleich der König den Hugenotten nicht sehr günstig war, so konnte er doch ihren Gründen, unterstützt von den Bitten seines Lieblings, nicht widerstehen. Es wurde eine Flotte mit 7000 Soldaten besetzt ausgerüstet, die eine Landung in Frankreich thun sollte; aber unglücklicherweise erhielt Buckingham das Kommando, er, der so wenig den Land- als Seebienst verstand. Er beging auch dabey so viel unverzeihliche Fehler.

Fehler, die seine große Unwissenheit verriethen, daß er sich bald mit Verlust von zwey Dritttheilen seiner Mannschaft wieder nach England einschiffen mußte.

Nach allen diesen zum Theil gewaltthätigen und gesetzwidrigen, zum Theil unüberlegten und durchaus fehlgeschlagenen Unternehmungen mußte der König nichts mehr fürchten, als ein neues Parlament; aber dennoch war es nothwendig, eins zusammenzuberufen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, die man durch die bisher gewöhnlichen Mittel nicht mehr stillen konnte, ohne einen allgemeinen Aufruhr zu befürchten.

Das Unterhaus zeigte anfangs mehr Mäßigung als man hatte erwarten können; doch wurde stark gegen die neuerlich erlittenen Bedrückungen gesprochen und der Entschluß gefaßt, ein Mittel auszufinden, den darüber entstandenen Klagen auf alle Fälle abzuhelfen. Nachdem diese Bill passirt war, so wurden die Gesandtschaften des Königs günstiger aufgenommen und fünf Subsidien bewilligt, womit er sich auch zufrieden stellte, obgleich es weit weniger war als seine Bedürfnisse foderten. Zum Unglück erwähnte der Staats-Sekretär, wie sehr auch der Herzog von Buckingham über diesen Entschluß zufrieden seyn würde, erweckte dadurch bey dem ganzen Hause Eifersucht und erregte von neuem den alten Haß. Die Subsidien-Bill war noch nicht zum Gesetz geworden, und die Gemeinen beschloßen, den Zwischenraum anzuwenden, ihren Rechten und Freyheiten,

heiten, deren Verletzung noch so neu war, fest bestimmte Gränzen zu setzen. Dieser Akte gaben sie den Titel: Forderung um Wiederherstellung ihrer Rechte; denn, sagten sie, wir verlangen keine neuen Privilegien, die jene des Königs einschränken könnten, sondern bloß das, was uns von Rechts wegen, als von unsern Vorfahren ererbt, zukömmt.

Dem Könige konnte es nicht schwer werden, die Folgen dieser Unternehmungen einzusehen. Er ließ daher dem Unterhause nochmals aufs theuerste versichern, daß alle ihre Klagen abgestellt werden und die Gesetze wieder, wie ehemals, ihr Ansehn haben und behalten sollen; aber mit dieser bloßen Versicherung war man nicht zufrieden. So viel Mühe sich Karl gab, durch schön klingende Versprechungen die gefürchtete Bill zu hintertreiben, so gieng sie doch durch, und es fehlte ihr nichts als die königliche Einwilligung, die auch zum Erstaunen aller, nur in einer abweichenden und zweydeutigen, endlich aber, da die hierüber mißvergnügten Gemeinen den Herzog mit einem heftigen Ungewitter bedroheten; in der gewöhnlichen *) Formel erfolgte. Die Freude, die sich hierüber allgemein unter der ganzen Nation verbreitete, ließ sehr deutlich merken, wie sehr das der allgemeine Wunsch gewesen war. Die üble Laune war aber schon zu sehr gestiegen, als daß auch dieses sie hätte befriedigen können, und sie forderten nur um desto mehr, jemeht man ihnen ein;

*) Let it be right, as is desired.

einräumte. Endlich kam die Reihe auch wieder an den Herzog. Es wurde dem Könige eine Remonstranz übergeben, die alle Bedrückungen der Nation enthielt, und worin kein Umstand übergangen war, der die Administration des Herzogs verächtlich darstellen konnte. Da aber das Parlament sich noch mehr erlauben und das Faß- und Pfundgeld, das einen beträchtlichen Theil der königlichen Einkünfte ausmachte, abschaffen wollte, so begab sich der König schleunig in die Versammlung und prorogirte sie. Nun hatte er Zeit seine Aufmerksamkeit auf auswärtige Kriege zu wenden, wo seine Unternehmungen mit eben so wenig Klugheit und Glück, als seine einheimischen Angelegenheiten, angefangen und ausgeführt wurden. Der Herzog begab sich selbst nach Portsmouth, um das Kommando einer ansehnlichen Flotte und Armee, worauf alles bewilligte Geld war verwandt worden, zu übernehmen; fand aber daselbst, was er wohl am wenigsten vermuthete, — seinen Tod. Ein Officier, der von ihm glaubte beleidigt zu seyn, erfuhr, daß er für den Urheber der Bedrückungen des Volks gehalten werde, faßte den Anschlag, und hielt es sogar für verdienstlich, sein Vaterland von dieser Plage zu befreyen. Bey der ersten Nachricht, die Karl von diesem Morde erhielt, war er viel gelassener als man erwartete, und man glaubte, er sey nun selbst nicht ganz unzufrieden, sich von einem allgemein verhassten Minister befreyer zu sehn; allein er blieb doch beständig den Freunden des Ermordeten gewogen.

Unters

Unterdes wurde Rochelle, der Hauptstz der Hugonotten, im Ansehn der englischen Flotte erobert, und es war wahrscheinlich vorauszusehen, daß alle diese fehlgeschlagenen Unternehmungen Karls Ansehn in der nächsten Parlementsitzung sehr schwächen würden.

Es war gar nicht zu verkennen, daß in der Nebe des Königs bey Eröffnung des Parlements ein ganz anderer Geist herrschte, daß er in einem viel gemäßigtern Tone sprach, der den Gliedern weit angenehmer klang, als bey Lebzeiten des vorigen Ministers; dem ungeachtet waren die unruhigen Köpfe auch hie mit nicht zufrieden, sondern suchten nun fast offenbar aus der Schwäche der Regierung und der anscheinenden Nachgiebigkeit des Königs Vortheil zu ziehen. Das schon erwähnte Faß- und Pfund-Geld, das sonst jedem Könige beym Antritt der Regierung auf sein ganzes Leben, ein für allemal, bewilligt worden, wurde bey Karls Thronbesteigung nur auf ein Jahr erlaubt, und jetzt schien man entschlossen, es durchzusetzen, daß die Abschaffung oder Beybehaltung desselben lediglich von der Willkühr des Parlements abhängen solle. Eben so beharrlich bestand der König auf seinem Vorsatze, eher alles zu wagen, als in diesem Stücke nachzugeben; denn hierin nachgeben, hieß so viel, als sich gänzlich abhängig und zum Sklaven seiner übermächtigen Unterthanen machen. Nichts schien ihm unwürdiger und keine Erniedrigung schimpflicher, als aus Furcht sich zu unterwerfen, ohne nur einen Versuch zu machen, sein von seinen Vorgängern übertragenes Ansehn zu erhalten. Die

Die im Parlemeute schon mächtige Puritanische Parthey legte es darauf an, einige Bischöfe, die des Arminianismus verdächtig waren, aus der Kirche und vom Hofe zu verbannen, den König auf die Art seiner treuesten Diener zu berauben und gänzlich von sich abhängig zu machen. Allein des Königs Ergebenheit für die Religion, worinn er erzogen war, machte es ihm schon zur Pflicht, sich dem allen zu widersehen, wenn er auch nicht die politischen Folgen von seiner Nachgiebigkeit gefürchtet hätte. Dieser Zug in dem Charakter des tugendhaften Prinzen, der ihm sonst in einem Jahrhundert so voller Religionseifer alle Arten von Vortheilen hätte verschaffen müssen, war bey ihm die vornehmste Ursache seines Unterganges. Da die Streitigkeiten kein Ende nehmen wollten, so dachte der König darauf, das Parlement aufzuheben. Der Ritter Elliot verlas selbst eine Demonstration gegen die bestrittene Taxe, als der Sekretär sich weigerte; aber sogleich erklärte der Sprecher des Hauses, daß er auf Befehl des Königs die Versammlung adjourniren müsse. Der Tumult hierüber wurde außerordentlich; der Sprecher wurde auf seinem Sitze mit Gewalt gehalten, bis eine Bill passirt war, welche die Papisten, Arminianer und die Beamten, die das Faß- und Pfundgeld erheben werden, für Feinde des Volks und Verräther erklärte. Dieser Bruch zwischen König und Parlement erweckte das äußerste Misvergnügen unter der Nation, und Karl war noch dazu so unvorsichtig, mit affectirter Strenge die unruhigsten Köpfe aus

dem vorigen Parlement wohl gar arretriren zu lassen. Von jetzt an eröffnen sich ganz neue Scenen. Karl war, und zwar mit Recht, der Parlementer überdrüssig, und entschlossen, diese furchtbare Versammlung nicht wieder zusammen zu betufen, wenn er das Volk nicht gefälliger, als bisher, finden würde. — Seit Buckingham's Tode war Karl sein eigener Minister gewesen, und die Liebe und Freundschaft gegen seine Gemahlin wurde nun um desto ungetheilter, je mehr sie diese Zärtlichkeit durch Verstand und Schönheit rechtfertigte, ob man gleich nicht läugnen kann, daß sie durch ihre etwas heftige Gemüthsart ihren Gemahl zu einigen unbesonnenen Entschlüssen verleitete.

Bisher hatte bey der Wahl der Minister blos persönliche Gunst entschieden, jetzt aber fand Karl es nöthig, durch Würden und Ehrenstellen die Häupter der Gegenparthey in sein Interesse zu ziehen, um dadurch das Uebergewicht zu bekommen. Allein er verfehlte seines Zwecks gänzlich, indem diese sogleich bey ihrer bisherigen Parthey allen Einfluß verlohren und sogar als Verräther mit unversöhnlichem Haß verfolgt wurden. Das war auch das Loos des Ritters Wentworth, des nachmaligen unglücklichen Grafen von Strafford, den Karl zu seinem ersten Minister und Rath erhob.

Eine andere merkwürdige Person, ist der Bischof Lawd von London, der in ungemeinem Ansehn bey dem Könige stand. Er war ein tugendhafter Mann, wenn blos strenge Sitten und Enthaltung von Vergnügen diesen Namen verdienen. Eigennuz war
völlig

völlig von ihm entfernt, aber alle seine Bemühungen zweckten unablässig auf Erhebung der Bischöflichen Würde ab. Sein Eifer, seine eigenen Meinungen und frommen Gebräuche unter den hartnäckigen Puritanern einzuführen, war unermüdblich. In Ausführung seiner heiligen Absichten war er hitzig und vernachlässigte sogar die Regeln des gemeinen Wohlstandes. Er war es, der eine solche Heerschaft über Karln erlangte, und sein gar zu frömmelndes Naturell dazu mißbrauchte, ihn zu einem Betragen zu verleiten, dessen Ausgang gleich unglücklich für ihn selbst und für sein Volk war. Die Ceremonien, die er einführte, schmeckten zu sehr nach Katholicismus, als daß nicht alle, besonders Puritaner, sie hätten verabscheuen und glauben sollen, seine Absicht glenge dahin, sie allmählig wieder zu der Religion ihrer Vorfahren zurückzuführen. Er war auch in der That der Römischen Religion viel geneigter, als jeder andern Sekte, so daß selbst Rom sich schmeichelte, sein Ansehn in dieser Insel wieder hergestellt, und ihre Einwohner in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückkehren zu sehen.

Die Hauptursache, daß Karl hiebey die Augen zuthat, mochte wohl diese seyn: daß Land und seine Parthey das königliche Ansehn auf allen Seiten zu erheben suchte und dagegen die Anmaßungen der Puritaner mit Verachtung und Abscheu behandelte. Freylich war das Interesse der Geistlichkeit mit in das seinige verwickelt und er schloß sich gänzlich

lich an sie an, da sie einen blinden Gehorsam gegen seine Person und seine Würde zeigte.

Um dem Geldmangel abzuhelpfen, fuhr man fort, unter der alleinigen Autorität des Königs Taxen zu Heben: die Zollbedienten erhielten Befehl, in alle Häuser und Magazine zu gehen und alles zu durchsuchen, man verhandelte ganz öffentlich mit den Monkonformisten, und die geduldeten Katholicken trugen willig zur Vermehrung der königlichen Einkünfte bey. Man bediente sich ferner der verhassten Monopole und verpachtete z. E. die Seifensiedererey, den Salzhandel und sogar die Lumpenframerey für gewisse Summen.

Im Jahr 1633 machte Karl mit seinem ganzen Hofstaate eine Reise nach Schottland, um daselbst ein Parlament zu versammeln und sich krönen zu lassen. Hier sahe man bey dem Adel beyder Königreiche eine lebhafte Nachseiferung, dem Könige Beweise ihrer Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu geben, und einander selbst Freundschaft zu bezeigen. Dieser Anschein von Ergebenheit und Treue ließ nichts weniger argwohnen, als daß man nächstens so schreckliche Scenen aufführen werde, wie uns der Werfolg der Geschichte zeigen wird.

Gleich nach seiner Rückkunft aus Schottland wurde Lawd zum Erzbischof von Canterbury und Jüron zum Bischof von London erhoben. Dieser obgleich sehr brave Mann gefiel doch wegen seiner niedrigen Abkunft weniger, als er verdiente, beson-

ders

ders waren die Puritaner mit ihm unzufrieden, weil er die weltlichen Vergnügungen und die Jagd liebte.

Manche Personen wurden wegen Uebertretung alter, vielleicht durch Länge der Zeit in Vergessenheit gerathener, dem ungeachtet aber noch gültiger Gesetze, oder wegen aufrührerischer Schmähschriften u. in Geldbußen von 1000 bis 10000 Pfund Sterlinge verurtheilt. Diese Strenge, welche jederman für Wirkung der mährischen Laune des Erzbischofs hielt, beleidigte das ganze Publikum. Die Bedrückungen, denen sich die Puritaner in ihrem Vaterlande ausgesetzt sahen, brachten viele auf den Entschluß, nach Amerika auszuwandern und eine Kolonie anzulegen, wo sie alle bürgerliche und Religions-Freyheiten genießen könnten, deren sie sich in ihrem Vaterlande beraubt sahen. Allein ihre Feinde erschlichen den Befehl, ihre Auswanderung zu verhindern. Achte Schiffe, die in der Themse vor Anker lagen und fertig waren, unter Segel zu gehen, wurden durch einen Befehl des Geheimenraths angehalten. Nebst einigen andern ansehnlichen Leuten hatten sie auch den Olivier Cromwell am Bord, die sich alle entschlossen hatten, England zu verlassen, um in einem entfernten Welttheile freyer leben zu können. Karl hatte in der Folge der Zeit Mühe genug, seine Verfügungen zu bereuen, denn dieser einzige Befehl entschied auf immer sein Schicksal.

Im Grunde verdienten die Bedrückungen, unter denen das Volk seufzte, größtentheils diesen Namen

nicht. Sie waren weder für selne Vermögensumsstände lästig, noch empörend für die Menschheit. Außer der gerechten Furcht, daß eine beständige Geduld bey so viel auffallenden Vorfällen endlich das Parlament ganz und gar in Vergessenheit bringen und folglich den König zu einer unumschränkten Gewalt führen möchte, erfuhr dieser im geringsten keine Widerseßlichkeit von Seiten des Volks. Die Angelegenheiten der Kirche waren durchs Gesez und einen ununterbrochenen Gebrauch bestimmt; Friede, Industrie, Handlung, Reichthum und Gerechtigkeitspflege waren Güter, die das Volk völlig genoss; mit einem Worte, es fehlte ihm nichts von dem Segen einer glücklichen Regierung, als Freyheit, oder wenigstens eine hinlängliche Sicherheit für die Zukunft. Es war also viel Ansehen, daß England noch lange in dieser Lage sich würde erhalten können, wenn nicht Schottland, ein unruhigeres und weniger zur Unterwürfigkeit geneigtes Land, so nahe gewesen wäre; denn in diesem Lande entsprang eigentlich die Quelle aller der großen und verheerenden Unruhen.

Der hohe Adel, der noch sehr mächtig war, wurde unzufrieden über die Abwesenheit des Hofes, und besonders darüber, daß der König so viele Bischöfe zu den ersten Staatswürden erhob. Soviel Vortheile im Besitze der Kirche sehen zu müssen, Vortheile, die auch nicht immer mit genugsamer Mäßigung und Bescheidenheit geltend gemacht wurden, das ärgerte den aufgeblasenen Adel, der sich weit über den

den Rang und die Geburt dieser Männer erhaben glaubte, er fühlte sich beleidigt, an Einfluß und Macht unter ihnen zu stehen. Karl hatte, aller Zuneigung gegen den geistlichen Stand überhaupt ungeachtet, sich in Schottland doch nur die Geistlichen vom ersten Range zu Freunden machen können. Die Prediger im Ganzen genommen hatten eben so viel ungünstige Vorurtheile gegen den Hof und die Prälaten, als der Adel. Die Presbyterianer, welche hier den größern Haufen ausmachten, betrachteten die bischöfliche Gerichtsbarkeit als einen tyrantischen Mißbrauch, und behaupteten, daß die Gleichheit zwischen den Lehrern der Kirche ein göttliches Recht sey, das durch keine menschliche Gesetze könne verdrängt oder nur verringert werden. Das unter dem Einfluß des Adels und der Geistlichkeit stehende Volk theilte natürlich den Verdruß mit diesen beyden Ständen, und einge bildete Ursachen zu Klagen wurden bey dem Mangel gegründeter begierig ergriffen. Auch hier zeigte sich der engländische puritanische Abscheu gegen das Pabstthum, nur bey einer rauhern Nation in einem höhern Grade von Wildheit. Der Geist der Religion des Hofes schien sich mehr zur Katholischen zu neigen und sogar Willens zu seyn, sich mit derselben auszuföhnen. Jede neue in die Kirchenordnung eingeführte Ceremonie verbreitete ein panisches Schrecken, und wurde für einen Theil des großen Geheimnisses der Bosheit gehalten, das unter dem Schuß des Königs und der Bischöfe sich über die ganze Nation verbreiten sollte.

dieser Regierung hatte nichts einen unglücklichen Einfluß auf beyde Reiche als diese leere Furcht, die sich leichtgläubiger Leute aller Stände bemächtigt hatte.

Karls großer Entwurf war, die englische Liturgie bey dem öffentlichen Gottesdienst auch in Schottland einzuführen und die Kirchenordnung in allen seinen Staaten völlig einformig zu machen. Hierzu fühlte er sich vielleicht durch politische Absichten, hauptsächlich aber durch sein Gewissen verpflichtet. Die Regeln und Gesetze der Bischöflichen Gerichtsbarkeit wurden 1635 ohne Einwilligung des Staats öffentlich bekannt gemacht, ein Befehl des Hofes bestimmte den Anfang der neuen Art des Gottesdienstes auf den 23ten Julius und dem Scheine nach war alles sehr ruhig. In der Meinung, daß das Unternehmen ohne Gefahr ausgeführt werden könnte, fieng der Dechant von Edimburg, beskleidet mit seinem Chorrocke, in Gegenwart des Bischofs und einiger Personen vom Geheimenrath den Gottesdienst an. Kaum aber hatte er das Buch aufgeschlagen, als eine große Volksmenge unter Händeklatschen und Ausstoßung vieler Verwünschungen schrie: der Antichrist! man muß ihn steinigen! und einen solchen Lärm und Verwirrung verursachte, daß es dem Dechant unmöglich war, fortzufahren.

Als der König dennoch auf seinem Entschlusse bestand, so sahe man zu Edimburg zahlreiche Haufen Presbyterianer ankommen, die fest entschlossen waren, sich dieser gehässigen Aenderung zu widersetzen,
und

und ihr Eifer zeigte sich auch bald durch die heftigsten Ausschweifungen. Alles schrie gegen Papiemus und Liturgie, die man nicht von einander unterschied. Die Kirchen erschallten von Strafpredigten und Schmähworten gegen den Antichrist, und das wüthende widerspänstige Volk wurde nicht selten mit Dileams Esel verglichen, welchem obgleich dummen und trägen Thiere der Herr dennoch zum Schrecken der Welt die Zunge gelbset hätte. — Alle Umstände hätten Karl bewegen sollen von dieser Unternehmung, wovon der Ausgang wenigstens zweifelhaft war, abzusehen; allein er blieb unbeweglich. Er ließ eine öffentliche Erklärung ergehen, worinn er zum Gehorsam und zur willigen Aufnahme der Liturgie ermahnte. Jetzt zeigte sich aber der Aufstand, der bis dahin nur langsam fortgeschritten war, in voller Größe, doch ohne von auffallenden Unordnungen begleitet zu seyn. Die Conventen oder die berühmte Äkte, wodurch Jacob in seiner Jugend die römische Religion abschwor, beschäftigte zuerst die Aufmerksamkeit der aus dem Adel, der Klerisey und den Bürgern zusammengesetzten Rathskollegien. Hier wurde derselben noch ein Vereinigungseyd beygefügt, wodurch jeder Unterschriebene sich anheischig machte, alle Neuerungen in Religionsachen zu verwerfen und sich wechselseitig gegen alle Arten von Gewalt zu vertheidigen; und zwar das alles, zur größern Ehre Gottes, zur Ehre und dem Vortheile ihres Königs und ihres Vaterlandes. Ganze Haufen Schotten sahe man herbey kommen, zu unter-

R 5

schreiben:

schreiben. Klein war die Anzahl derer, die es mißbilligten, und noch kleiner, die es öffentlich tadelten; denn man hielt alle diejenigen für Rebellen gegen Gott und für Verräther des Vaterlandes, die sich nicht in diese fromme Verbindung einlassen wollten.

Der treulose, grausame Philipp hatte mit allen Schrecken seiner spanischen Inquisition vielleicht nicht so heftigen Widerstand in den Niederlanden angetroffen, als Karl in Schottland mit seiner unschuldigen Liturgie.

Karl fürchtete die Folgen, und schickte den Marquis Hamilton mit Vorschlägen ab, die aber nur ihre Unverschämtheit mehr anfeuerten, weil sie die Schwäche des Fürsten verriethen. Doch nahm man den Vorschlag eines Parlaments und einer Kirchen-Synode an, weil man sich in denselben die Oberhand versprach. Sie waren fest entschlossen, die Bischöfliche Würde ganz abzuschaffen und ließen, um die Gemeinden darauf vorzubereiten, in allen Kirchen des Reichs Anklagen gegen die Bischöfe ablesen, worin ihnen alle mögliche Laster und Verbrechen, die den Anklägern in den Sinn kamen, zur Last gelegt wurden. Aller Protestationen und Befehle ungeachtet wurde die Bischöfliche Würde und Liturgie für gesetzwidrig erklärt, und alle Theile des von Jacob und Karl mit so viel politischer Sorgfalt errichteten Gebäudes stürzten nun auf einmal zusammen. Kirchliche Unabhängigkeit war ein alter Grundsatz der Presbyterianer und weil den König doch wahrschein-
lich

lich ihre Schlüsse nicht überzeugen würden, so hielten sie sich verpflichtet, dieselben mit den Waffen zu vertheidigen. Von Frankreich aus wurden sie mit Geld unterstützt, aber die größte Hülfe fanden die misvergnühten Schotten in ihrem eignen Muth. Der Graf von Argyle, der sich durch Standhaftigkeit, Vorsicht und Kühnheit auszeichnete, wurde das Haupt dieser Parthey. Eine Menge Officiere, die unter Gustav Adolph in Deutschland gedient hatten, kamen ihrem bedrängten Vaterlande zu Hülfe und Lesley, ein kluger und erfahrner Officier, erhielt das Commando. Man hob Truppen aus, bemächtigte sich einiger unbesetzten königlichen Schlösser, und fast ganz Schottland war bald in guten Vertheidigungsstand gesetzt.

Karl hatte schon ein theures Opfer gebracht, aber gänzlich die Bischöfliche Würde abzuschaffen, darin willigte er schlechterdings nicht. Eine weisse Sparsamkeit hatte ihn in den Stand gesetzt, eine ansehnliche Flotte zu bemannen und eine Armee von 23000 Mann auf die See zu bringen, die der Graf Arundel, ein Herr von hoher Geburt, aber desto geringern militärischen Talenten, anführte. Diese Armee kam, einem glänzenden Hofstaate ähnlich, unter den Mauren von Bervik an. Die Schottische Armee war eben so stark und was ihr an Disziplin und Waffen fehlte, das ersetzte ihr Nationalhaß gegen England und ihr unüberwindlicher Religionseifer. Ihre Häupter hatten indeß die Klugheit, eine Deputation an den König zu schicken und
um

um Unterhandlungen zu bitten. Offenbar hatte Karl durch seine Uebereilung sich in eine Lage versetzt, wo jede Parthey, die er ergriff, jeder kleinste Irrthum ihn der größten Gefahr aussetzte. Aber unendlich schlimmer war, was er wirklich that, als alles was er sonst hätte thun können. Er schloß plötzlich einen Vertrag, worinn ausgemacht wurde, daß beyde Armeen sollten zurückgeführt, seine Autorität anerkannt &c. und ein Parlament versamlet werden, um in demselben die streitigen Punkte auszugleichen. Die Ursachen dieser sonst unerklärlichen Bedingungen lassen sich aus dem Folgenden leicht ersehen.

Die Mißvergnügten hatten mit viel Geschicklichkeit den Engländern ihr Unglück und die bösen, dem Fürsten gegebenen, Rathschläge vorgestellt. Sie hatten ein lebhaftes Gemählde von ihren angegriffenen Freyheiten &c. und besonders von dem Argwohn eines ernsthaften Vorhabens, das Papstthum wieder einzuführen, gemacht. Die Klagen beyder Reiche hatten so viel Aehnlichkeit, daß die Engländer gern einstimmten, und anstatt dem Könige behülflich zu seyn, jene zu unterjochen, bemitleideten sie vielmehr ein Volk, das so ungerechterweise aufs Aeusserste gebracht war. Der ganze Adel, der ohne Zuneigung für den Hof und ohne Verpflichtung bey der Armee war, eröffnete diese seine Meinung auf einmal, und der schwache König, immer fähig, sich in der Eile zu entschließen, ergriff sogleich die Parthey, die ihm von den ihn umgebenden Engländern angerathen wurde.

wurde. Das war aber ein Friede von kurzer Dauer; denn je mehr der König bewilligte, desto übermüthiger wurde das Parlement, dessen Bedingungen er unmöglich mit Ehren eingehen konnte, — und der Krieg wurde erneuert. Die Häupter des Konvents hatten ihre Armeen aus einander gehen lassen, aber Officiers und Soldaten hielten sich, vom Eifer für ihr Vaterland besetzt, fertig, zu ihren Fahnen zu eilen, sobald ihre geistlichen und militärischen Anführer in die Trompete stoßen würden. Karl hingegen hätte aus Nothwendigkeit, weil sein Schatz erschöpft war, seine Truppen abgedankt, und sahe sich, um eine Armee zu unterhalten, genöthigt, nach elfsjährigen Ferien, nach so vielen unregelmässigen Auflagen ic. ein schon ehemals so unlenkbar gefundenes Parlement mitten unter den dringendsten Bedürfnissen der Krone zusammen zu berufen. Er unterrichtete das Unterhaus von seinen Bedürfnissen, und hoffte von demselben in diesen öffentlichen Angelegenheiten die thätigste Unterstützung. Anstatt aber die verlangten 600000 Pf. St. zu bewilligen, erhoben sich nur Klagen über Verletzung öffentlicher Freyheiten ic. Da das aber gar kein Ende nahm, sahe er sich genöthigt zu seinem gewöhnlichen Mittel seine Zuflucht zu nehmen, das er freylich kurz vorher zu bereuen Ursache hatte, — er hob das Parlement auf. Die Synode hingegen wurde fortgesetzt und bewilligte dem Könige einige Subsidien. So sehr das Volk das Parlement verehrte, eben so sehr wurde die Synode verabscheuet, und sie wurde in
ihren

ihren Sitzungen in der Paulskirche durch einen Haufen Volks gestört.

Wey dieser Stimmung der Gemüther halfs dem Könige wenig, daß er eine Deklaration publicirte, um sein Volk zu überzeugen, daß nur die Nothwendigkeit ihn gezwungen habe, das Parlament aufzuheben. Er führte viele Gründe an, die aber auf einen aufgebrachten, über seine Freyheiten eifersüchtigen Engländer wenig wirken konnten. Um nun seinen Bedürfnissen abzuhelfen, ließ er Geld von seinen Ministern, und das zum Marsch und Kleidung der Truppen benötigte erhob er aus den Grasschaften. — Die Schotten waren früher auf dem Marsch gegen England und gaben vor, ihre einzige Absicht sey, Sr. Majestät ihre unterthänigen Bitten zu Füßen zu legen. Ein Corps Engländer wurde von ihnen zurückgeschlagen, nachdem sie es vergeblich höchst gebeten hatten, sich nicht zu widersetzen, und hierüber verbreitete sich ein solches panisches Schrecken unter der ganzen übrigen Armee, daß sie in größter Eil nach York flohe. Die Schottische Armee hielt die strengste Mannszucht, um als Freunde der Engländer zu erscheinen, und schickte Deputirte an den König mit verdoppelten Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit gegen seine Person. — Was konnte größer seyn, als Karls Verlegenheit, da er seine Armee halb aufrührisch und seinen Schatz ganz erschöpft sahe! Da er endlich die Annäherung der Feinde befürchten mußte, so willigte er in eine Unterhandlung.

Setzt

Jetzt kam auch eine Adresse der Stadt London, welche die Zusammenberufung eines Parlements, als den allgemeinen Wunsch der Nation begehrte; allein Karl begnügte sich, einen großen Rath der Peers zu versammeln; ein Mittel, das sonst wohl in dringenden Umständen mit gutem Erfolg war gebraucht worden, das aber jetzt unnütz war.

Die Ursachen zu Klagen, die sich seit 30 Jahren in England so sehr angehäuft hatten, waren jetzt zur vollen Reife gekommen und droheten dem Reiche eine große Revolution. Es war daher gar kein Wunder, daß bey der letzten Parlementswahl nur diejenigen gewählt wurden, die allgemein, als die eifrigsten Vertheidiger der Rechte des Volks gegen die Krone, bekannt waren. Die allgemeine Erwartung von einem Parleменте in diesem kritischen Zeitpunkt, worinn alles ausgemacht werden sollte, was in den vorigen unentschieden geblieben war, mußte für alle Glieder desselben der mächtigste Bewegungsgrund zu unermüdetem Eifer und zur Thätigkeit seyn. Der Graf von Strafford, als erster Minister des Königs, hatte sich durch verschiedene Vorfälle bey den Nationen aller 3 Reiche verhaßt gemacht. Die Schotten betrachteten ihn als ihren Hauptfeind; in Irland, das er acht Jahre mit viel Wachsamkeit, Thätigkeit und Klugheit regieret hatte, hatte er nur vergessen, sich bey dem Volke beliebt zu machen und die Englische Nation, deren Unwillen gegen den Hof so hoch gestiegen war, kehrte denselben gänzlich gegen ihn aus keiner andern Ursache, als weil er Staatsminister

minister war, und sein Herr ihn inle ganz besondern
Zutrauen beehrte. Er sahe voraus, daß ein hefti-
ges Ungewitter ihm drohere, und deshalb bat er den
König um Erlaubniß nach York an die Spitze der
Armee sich zu begeben, wo die Entfernung ihm tau-
send Mittel hoffen ließ, des Angriffs seiner Feinde
zu spotten. Der verblendete König verließ sich aber
blos auf seine Einsichten und die Nützlichkeit seines
Raths, und versprach ihm, weit entfernt, zu den-
ken, daß sein Ansehn dem Untergange so nahe wäre:
„Das Parlament solle ihm kein Haar auf seinem
Haupte krümmen.“ Kaum war das Parlament
von des Grafen Ankunft benachrichtiget, als er so-
gleich des Hochverraths angeklagt und auf ein allge-
meines Geschrey in Verhaft genommen wurde. Auch
Lard wurde des Hochverraths beschuldigt und einer
Wache zur Verwahrung übergeben. Man warf
ihnen hauptsächlich vor: sie hätten Gesetze und Kon-
stitution umgestoßen und dagegen die willkürliche Ge-
walt der königlichen Minister einführen wollen.
Biele andere Minister entflohen, um vor ähnlichen
Mißhandlungen sicher zu seyn. Es hatte sich eine
neue Gerichtsbarkeit im Staate erhoben, und selbst
diejenigen, die von ihrem Ansehn und ihrer Macht
am aufgeblasensten waren, zitterten vor diesem fürch-
terlichen Tribunal.

Man war entschlossen, alle diejenigen von sich
abhängig zu machen, oder doch in Furcht zu setzen,
die am meisten Neigung fühlen mochten, den wan-
kenden Thron zu unterstützen. Alle, die dem Könige

in

in seinen Unternehmungen gedient, alle, die in seinen Gerichtshöfen gefessen hatten, waren sicher, früh oder spät vom Unterhause angeklagt zu werden. So war denn alle höchste Gewalt auf das Haus der Gemeinen gekommen, und ohne anscheinende Gewaltthätigkeit oder Unordnung war eine beynahе eingeschränkte Monarchie in eine völlige Demokratie verwandelt. Unter der ganzen Nation, im Unterhause, und besonders in der Hauptstadt, stieg Partheygeist und Abgeneigtheit gegen den Hof auf den höchsten Grad. Täglich sahe man daselbst Tumulte, die auf religiösen Versammlungen wurden verwegener, jeder vernachlässigte seine Geschäfte und glaubte sich alleinig zur Vertheidigung der Freyheit und Religion berufen. Die Kanzeln, die vom Hause der Gemeinen nach Willkühr den Puritanischen Predigern eingeräumt waren, ertönten von Partheygeist und Fanatismus. Sie sahen sich nun völlig gerädet für das Stillschweigen, das Lawd und die hohe Kirchenkommission ihnen auferlegt hatten. Auf den Bericht der vom Parleменте niedergesetzten Comiteen über die eingereichten Bittschriften, wurden täglich Resolutionen genommen, die den Hof erschütterten und die Nation immer mehr anflammeten.

Eine grausame Nothwendigkeit zwang den König während aller dieser gewaltsamen Unternehmungen zur Geduld. Die Schottische Armee war vom Engländischen Parleменте in Sold genommen, um sie vom Plündern abzuhalten, und es erklärte öffent-

II. Band. L lich,

lich, daß es dieselbe besolden werde, bis alle seine Feinde gedemüthigt und alle seine Plane ausgeführt wären. Die Puritanische Parthey wurde immer mächtiger, und also auch die Bischöfe mehr verachtet, beleidigt und hintangesezt. Es wurde sogar eine Bill gemacht, welche die Geistlichen von allen bürgerlichen Geschäften ausschließen sollte, das hieß also, sie vom Oberhause ausschließen; allein das Oberhaus verwarf sie etc.

Alle Geschichtschreiber der damaligen Zeit betrachten die Unruhen und bürgerlichen Unordnungen in England als Wirkung der Religionsstreitigkeiten und alle politischen Dispute über Gewalt und Freyheit als jenen völlig untergeordnet. Und in der That war die Unterwürfigkeit, worinn sich Karl befand, noch nicht so tief, daß die Wunde, wäre sie nur nicht vom theologischen Haß vergiftet gewesen, nicht noch hätte können geheilt werden. Die Unterbrechung der Parlemerter etc waren freylich Gegenstände gegründeter Klagen; allein die wahre Ursache, daß die Nation in Vöhrung gerieth, waren die gestickten Messgewande und Chorhemde, die Vallustrade um den Altar, Verbeugungen, Verlezzung des Sonntags und das Zeichen des Kreuzes bey der Taufe. Dies war die Gelegenheit, wo nicht zu allen, doch den allermeisten Unordnungen in Schottland und größtentheils auch in England.

Die englische Kirche wurde bisher noch durch die Geseze beschützt, aber die Katholicken waren den Ausschweifungen und der Wuth der Puritaner ausgesetzt.

gesetzt. Ein einziges Beyspiel, wie weit die Verfolgung gegen die Katholiken gieng, mag für alle gelten. Die Königin Mutter, von Frankreich, gezwungen dieses Reich zu verlassen, suchte nun Schutz bey ihrer Tochter, und obgleich ihr Betragen ganz untadelhaft war; so war sie doch wegen ihrer Religion den Beleidigungen des Pöbels ausgesetzt. Die Gemeinen erkannten auf Vorstellung der Lords die Nothwendigkeit, diese Prinzessin zu schützen, aber sie verlangten zugleich, daß sie das Reich sogleich verlassen müsse, weil sie mit so viel Priestern und Pomp ihrer Religion umgeben sey, um das in dem Falle so eifersüchtige Volk nicht noch mehr zu reizen.

Karl sah jetzt, daß seine ehemalige Standhaftigkeit nichts ausserichtet, ihn sogar in eine so abhängige Lage versetzt hatte, und beschloß deshalb, sein Betragen gänzlich umzuändern, um, wo möglich, durch Nachgiebigkeit und Gefälligkeit die Liebe und das Vertrauen seines Volks wieder zu gewinnen. Allein, da er auch hier, wie immer, einen glücklichen Mittelweg zwischen Festigkeit und Nachgeben nicht zu treffen im Stande war, so wurde die Gefahr des Staats dadurch nur noch mehr vergrößert. Er willigte darein, dem Parlemeute verschiedene große Vorrechte zu ertheilen, worüber die ganze Nation in Freude gerieth. Er veränderte soar mit seinen Maßregeln sein ganzes Ministertum und wählte auf einen Tag eine ganze Anzahl, die alle die angesehensten Häupter der Volksparthey gewesen waren, zu seinen Ministern.

Anstatt aber durch diese Wahl sich neue Freunde zu erwerben, gab er nur seinen Feinden neue Waffen. Jetzt wurde Straffords Proceß, den zu unterdrücken die Hauptabsicht bey Veränderung des Ministeriums gewesen war, mit der größten Lebhaftigkeit fortgeführt. Das Verfahren bey dieser Anklage war höchst ungerecht und in aller Welt unerhört. Der Ritter Rathcliff, der vertrauteste Freund des Grafen, wurde ohne Ursache Hochverraths angeklagt und gefangen gesetzt, bloß, um Strafford in seiner Verlegenheit des Beystandes seines besten Freundes zu berauben, der am leichtesten fähig gewesen wäre, die Unschuld seiner Handlungen zu erweisen. Alle Freunde Straffords wurden angeklagt oder wenigstens in Furcht gesetzt, damit sie den Muth verlohren, vor dem Parlemeute zu seinem Besten zu reden. Dieser einzige, unbeschützte, unberathene, von der vereinigten Macht dreyer Königreiche angegriffene Mann zeigte so viel Fähigkeit, Stärke der Seele und Gegenwart des Geistes, daß, so lange Vernunft und Geseke gehört wurden, er einen unbezweifelten Sieg davon trug; endlich aber mußte er freylich mehr erdrückt als überwiesen, unter der offenkundigen Gewaltthätigkeit seiner Feinde erliegen. Man siehet aus allem, wie sehr man Straffords Tod wünschte, und kann also leicht begreifen, wie alles zum Verbrechen wurde, was eher Lob als Tadel verdienet hätte. Sein Tod war seinen Feinden zu wichtig; denn sie fürchteten ausser dem außerordentlichen Genie und Ansehn dieses großen Mannes auch

auch seine Krache. Da sie aber wegen seiner vortreflichen, obgleich unvorbereiteten Vertheidigung kein gesetzmäßiges Urtheil wider ihn hoffen konnten; so ertönten den Sonntag darauf alle Puritanische Kanzeln von Ausrufungen über die Nothwendigkeit, den großen Verbrecher hinzurichten. Das brachte die gewünschte Wirkung hervor. Ein Haufen bewaffneten Übels umringte die Parlamentshäuser und beschimpfte die Glieder des Oberhauses, die er für Straffords Freunde hielt, und das Unterhaus gab durch seine affectirte Gleichgültigkeit zu erkennen, daß der Tumult ihm nicht unangenehm sey. Man kann sich vorstellen, was für ein Lärm über die Entdeckung eines Entwurfs entstand, nach welchem die vornehmsten Officiere die Armee in des Königs Interesse zu ziehen suchten und diesen um Erlaubnis baten nach London zu marschiren um das Parlament, dessen Freyheit sonst bey dem häufigen Tumulten in großer Gefahr wäre, zu beschützen. Um Furcht und Entsetzen allgemein zu verbreiten, unterschrieb das ganze Haus eine feyerliche Protestation und verordnete völig aus eigener Macht, daß die ganze Nation solle unterschreiben können, um sich dadurch zur Vertheidigung ihrer Religion und Freyheit verbindlich zu machen. Täglich wurde der Lärm größer. Hier sollten die Katholicken sich in großer Anzahl versammlet, dort Hölen und Keller zu ihren geheimen Zusammentünften gebraucht und gar den abentheuerlichfürchterlichen Anschlag gefaßt haben, die Themse mit Pulver zu sprengen, um alle Puritaner in Lon-

don zu ersäufen. Der so durch gegenwärtige Gefahr erschreckte und über das, was da kommen sollte, wüthende Pöbel wurde aufgebracht und verlangte immer heftiger Rache und Gerechtigkeit gegen den unglücklichen Strafford. Der König wandte alles an, ihn zu retten, aber umsonst. Eben die Schaaren unständigen Pöbels, die vom Oberhause das Urtheil errozt hatten, strömten nun auch unter offenbaren Drohungen um den Pallast von Whitehall um des Königs Zustimmung zu erzwingen. Aber alle Thränen seiner Gemahlin und ihre Bitten, um größeres Unglück zu verhüten, der Gewalt nachzugeben, vermochten weniger über ihn, als Juxons Vorstellungen: daß er nicht daren willigen müsse, wenn sein Herz es nicht billige. Als Strafford die Verlegenheit des Königs erfuhr, schickte er dem König einen Brief, worin er ihn bat, sein unglückliches, obgleich schuldloses, Leben der öffentlichen Ruhe aufzuopfern. Karl, der nirgends einen Ausweg sah, glaubte wenigstens sein Gewissen einigermaßen zu sichern, wenn er nicht selbst, sondern nur durch Bevollmächtigte seine Zustimmung zum Urtheil gäbe, die auch zugleich die Vollmacht hatten, in die Akte zu willigen, die das Parlament zu einem immerwährenden machte.

Strafford, der nicht geahnt haben mochte, daß der König in seinen Tod willigen werde, schien bey der Nachricht davon ein wenig verwundert und rief aus: „Verlaßt euch nicht auf Fürsten, denn sie sind Menschen!“ — Erhaben über sein Schicksal machte

er den Weg zu seinem Todesplatze unter dem höhnen-
den Triumph seiner Feinde mit Anstande und voller
Würde. Er fürchte nur, sagte er mit unbesiegbarem
Muth auf dem Blutgerüste: „es prophezeihe der
vorsehenden Reformation des Staats nichts Gutes,
daß man sie mit Vergießung unschuldigen Blutes
anfange;“ und indem er bereit war, den Kopf auf
den Block zu legen: Ich danke dem Himmel, daß
er mich den Tod ohne Schauder ansehen und nicht
durch einen Augenblick des Schreckens niederge-
schlagen werden läßt; ich lege jetzt mein Haupt so ruhig,
als jemals zum Schlaf nieder.“ Hierauf endigte
der Nachrichten mit einem Streich das Leben eines
der größten Männer, die England jemals hervorge-
bracht hat.

Die beyden herrschenden Leidenschaften des Par-
lements waren: Eifer für die Freyheit und Abscheu
gegen die bischöfliche Kirche. Daher wurde die Hohe
Kirchen-Kommission, und die höchste Civil-Ger-
richtsstelle und mit ihnen die vorzüglichsten Artikel
der königlichen Vorrechte umgestossen. Mit ihrer
Abschaffung fiel auch unmittelbar die Macht des Kö-
nigs, Verordnungen zu machen; denn sie allein hatte
sonst die Uebertretung der königlichen Befehle bestraft.
Da nun aber kein einziger Gerichtshof, als der von
Westmünster übrig blieb: so hatte zwar der König
noch immer das Recht, Verordnungen ergehen zu
lassen, aber niemand war gehalten, sich darnach
zu richten.

Karl hatte den Schotten Hoffnung gemacht, daß er den Sommer bey ihnen zubringen wolle, und es wurde eine Committee aus beyden Häusern ernannt, ihm zu folgen und ihn zu beobachten. Er kam in Schottland mit dem Vorsatz an, auf den geringen Grad von Macht, den er daselbst noch besaß, beynahe gänzlich Verzicht zu thun, um nur, wenn es möglich wäre, diesem unruhigen Volke hinreichende Genußthuung zu geben. Während alle seine Bemühungen darauf gerichtet waren, Schottland zu beruhigen und er sich fertig machte, zurückzureisen, so erhielt er die Nachricht von einem sehr gefährlichen Aufstande in Irland, der von Mord und Plünderungen begleitet wäre.

Jacobs und Karls großer Entwurf war gewesen, dieses wilde und beynahe barbarische Volk durch Kolonisten an englische Künste und Gesetze zu gewöhnen. Besonders unter Straffords Regierung hatte dies wilde Land wenigstens das Ansehn einer Europäischen Niederlassung erhalten. Als dieser der Volkswuth aufgeopfert wurde, machten auch die Irländer, durch diese große Begebenheit aufmerksam gemacht, viele Neuerungen in der Regierung. Die alten Katholiken in Irland hofen aus den verwirrten Angelegenheiten Englands einigen Vortheil zu ziehen. Ihr alter Haß gegen diese Nation schien zwar erloschen zu seyn, es hatte ihm aber nur an Gelegenheit gefehlt, sich zu zeigen. Ein in ganz Irland wegen seines Muths berühmter Edelmann, Roger More, machte zuerst den Anschlag, die Eroberer aus dem Lande

Lande zu jagen, und seinem Vaterlande die alte Freyheit wieder zu geben.

Deshalb gieng er insgeheim durch alle Kirchspiele, um den Funken des Mißvergnügens anzufachen, trat mit den Mächtigsten in Verbindung und wußte sie so zu überreden, daß alle seinen Vorschlag billigten. Es wurde hierauf beschlossen, daß Oneale und die übrigen Verschwornen, auf einen bestimmten Tag in allen Theilen des Reichs über die Englischen Kolonisten herfallen, und zugleich der Lord Maguire und Roger More das Schloß zu Dublin überumpeln sollten. Die Neuigkeiten, die man täglich von dem Verfahren des Englischen Unterhauses gegen ihre Glaubensgenossen, die Katholicken, erhielt, ließ denen in Irland ein ähnliches Schicksal befürchten, wenn England erst zur Ruhe gekommen wäre; und dienten also, sowohl die Ausführung zu beschleunigen, als den Verschwornen die Gunst der Nation zu versichern. Der bezeichnete Tag erschien, ohne daß die Regierung, obgleich kurz vorher gewarnt, etwas übel geahnet hätte, und nur durch den Anfang der Feindseligkeiten wurde sie aus ihrem trägen Schlummer aufgeschreckt. Maguire und More waren schon in Dublin und hofen in nächster Nacht das mit Kanonen und einer Menge anderer Waffen versehene Schloß mit wenig Mühe wegzunehmen; als zum Glück ein Irländischer Protestant das Geheimniß entdeckte. More entfloh, Maguire aber wurde eingezogen. So war nun zwar

das Schloß von Dublin gerettet, aber Oneale und seine Verschwornen hatten schon die Waffen ergriffen.

Man bemächtigte sich der Häuser und Heerden der Engländer und diese, wenn sie von den Gewaltthätigkeiten in ihrer Nachbarschaft Nachricht erhielten, suchten, anstatt sich zur gemeinschaftlichen Gegenwehr zusammen zu ziehen, ihre Güter zu retten, und fielen so einzeln in die Hände ihrer Feinde. Da Geiz und Raubsucht gesättiget waren, nahm barbarische Grausamkeit ihren Anfang. Die unbewaffneten Engländer mußten sich ganz leidend ihren Feinden überlassen und wurden ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes niedergemetzelt. Umsonst rettete die Flucht einige vor der ersten Wuth des Blutbades; der Geist der Verwüstung war entfesselt, herrschte in einer allgemeinen blutigen Jagd und stürzte sich über jedes Opfer, das ihm in den Weg kam. Umsonst nahm man Zuflucht zu seinem Verwandten, zu seinem Freunde; alle Bande waren zerrissen, und dieselbe unnatürliche Hand, von der man Schutz hoffte, war es, von der man den Tod empfing. Die schönen Gehäude oder bequemen Wohnungen der Kolonisten wurden geschleift oder verbrannt, und da, wo die unglücklichen Eigenthümer in ihren Häusern eingeschlossen zur Vertheidigung sich rüsteten, mußten sie zur Freude ihrer Henker mit Weibern und Kindern mitten in den Flammen umkommen. Mitten unter diesen Scenen des Schreckens ertönte von allen Seiten das Wort Religion; und

und indem der Tod die Qualen des Schlachtopfers endigen wollte, schrie sein schwärmerischer Henker ihm in die Ohren: daß alles das, was er hier gelitten hätte, nur ein schwaches Vorspiel von allen den Martern wäre, die ihn in der Ewigkeit erwarteten.

Der großmüthigere More war selbst nicht fähig, mit seinem Ansehn der Unmenschlichkeit seiner Landsleute Zügel anzulegen, zog sich aus einer mit so viel Greuelthaten besetzten Sache und floh nach Flandern.

In andern Provinzen, wo weniger Grausamkeit wüthete, wurden die Engländer dennoch rein ausgeplündert, aller Kleider beraubt und völlig nackt aller Rauheit der Witterung ausgesetzt. Es wimmelte auf den Wegen von nackten Engländern, die nach Dublin eilten, von denen aber die meisten vor Kälte und Hunger unterwegs erstarrten. Von dem unglücklichen Haufen, der in Dublin ankam, wurden die, welche noch die meisten Kräfte hatten, in Regimente formirt, die übrigen aber bis zur Genesung in die Häuser vertheilt, wo noch viele aus Verzweiflung über ihren Verlust den Geist aufgaben. Auf 50000 wird die wahrscheinlichste Zahl der Unglücklichen angegeben, die an diesem Tage ihren Tod fanden.

In Dublin wurden indes ernste Anstalten zur Vertheidigung gegen eine 20000 Mann starke Armee gemacht, die es zu belagern drohete. Die Rebellen erfannen einen Betrug, der viele ihrer Landesleute verführte. Sie gaben vor, vom Könige und
besonders

besonders der Königin bevollmächtigt zu seyn, die Waffen zu ergreifen, und ihr Vorwand war, die Vertheidigung der durch ein puritanisches Parlament geschmälernten Königl. Vorrechte.

Karl theilte diese unglückliche Nachricht eiligst dem Schottischen Parlemeute mit, auf dessen lebhaften Eifer in Vertheidigung der Protestantischen Religion er glaubte rechnen zu können. Auch versprach er sich, daß der Abscheu der Puritaner gegen die Katholiken ihn unterstützen würde; denn er wußte noch, wie geschwind sie zweymal zu den Waffen gegriffen hatten, um sich den Rechten ihres Fürsten zu widersetzen. Aber diesmal war der Religionseifer, da er nicht durch Partheygeist und Interesse angefeuert wurde, sehr schwach und die Schotten begnügten sich damit, ein kleines Korps Truppen zur Unterstützung ihrer Kolonien abzuschicken. Der König fühlte sein Unvermögen, die Rebellen zu unterjochen und wußte kein andres Mittel, als sich aus Englische Parlemeut zu wenden und es um einige Subsidien zu bitten. Dieses war aber noch von demselben Geist befeelt, der die Erhöhung seines Ansehens und die Verringerung des Königl. zu seinem beständigen Augenmerk machte. Durch das Beyspiel von Schottland wurde es gar bewogen, an die gänzliche Abschaffung der höchsten Gewalt zu denken.

In dieser Stimmung konnte ihm nun nichts angenehmer seyn, als die entsetzliche Nachricht von einem Aufruhr in Irland. Der Haß gegen die Katholiken

lken war beständig genährt worden und das Volk
 gewohnt, die Sache der bischöflichen Kirche und die
 der Papisten für einerley zu halten; daher vermü-
 thete es auch, daß jener entseßliche Aufstand ein
 zwischen beyden verabredetes Werk sey. Der König
 hatte sich im Parlemeute des Ausdrucks bedient:
 „er überlasse ihnen die Sorge für Irland“ und es
 bediente sich desselben, um sich die höchste Gewalt
 über dieses Land zu verschaffen. Karl war gezwun-
 gen, auch in diese Ursupation zu willigen. Irland
 wäre leicht und in der Geschwindigkeit zum Gehor-
 sam zu bringen gewesen, aber das war gegen die Ab-
 sicht der Gemeinen, die hieraus recht viel Vortheil
 zu schöpfen hofen. Sie nahmen eine kriegerische
 Meue an, und sicherten sich dadurch die Ergebenheit
 aller Officiere; sie liehen Geld unter diesem Vorwan-
 de, aber sie hoben es auf zu Absichten, welche sie
 näher angliengen; sie nahmen Waffen aus des Kö-
 nigs Magazine, aber sie bewahren sie auf, in der
 geheimen Absicht, sie gegen ihn selbst zu gebrauchen.
 Um die königlichen Prærogativen mit regelmässigen
 Waffen anzugreifen, wurde eine Demonstranz vom
 Zustande des Königreichs gemacht, die bald Wirku-
 gen von der größten Wichtigkeit hervorbrachte. Sie
 war nicht an den König gerichtet, sondern an das
 Haus, und wurde öffentlich eine Appellation an das
 Volk genannt. Es war hierin alles zusammenge-
 häuft wodurch die Nation glaubte beleidigt zu
 seyn &c. und alle diese Mißbräuche, hieß es endlich,
 kämen allein von einem Komplot der Katholiken
 her,

her, die im Königl. Rath die Mehrheit gehabt, die sich bemüht hätten, Römischen Aberglauben in England einzuführen, und die Anstifter der blutigen Auftritte in Irland gewesen wären. Karl setzte derselben eine Antwort entgegen, die mit eben soviel Sorgfalt als jene verbreitet wurde. Aber seine Gründe waren entweder nicht genugthuend, oder er durfte die stärksten nicht gebrauchen, ohne dem Abgott des Volks, dem Parlemeute vor den Kopf zu stoßen. Bisher hatten allein die Könige das Recht, Truppen zu werben, ausgeübt, jetzt aber wurde dasselbe, als der Freyheit gefährlich, vorgestellt, und das Parlament ersuchte sich, ein nach Irland bestimmtes Truppenkorps zu errichten. Aber zu den Bills, die Bischöfe vom Oberhause auszuschießen und die Gewalt des Königs noch mehr einzuschränken, konnten sie die Einwilligung der Lords nicht erlangen. Der größte Theil derselben hielt es seinem und dem Interesse der Nation gemässer, sich für den König zu erklären, und nur einige der Vornehmsten wurden von dem reissenden Strome der Schwärmerey und Demokratie mit fortgerissen. Die Grafen Northumberland und Essex, der sich außer der allgemeinen Liebe des Volks viel Kriegsrühm erworben hatte, und Lord Kimbolton, ein Mann von vieler Großmuth, Sanftmuth und allen lebenswürdigen Tugenden, waren es, die bey dem Volke im größten Ansehn standen.

Das Unterhaus sprach von nichts als Verschwörungen, gegen welche man auf seiner Huth seyn müsse,

musse, und die Katholicken waren wie gewöhnlich die Verschwornen. Auf die Aussage eines gemeinen Kerls, der von einer Verschwörung wollte sprechen gehört haben, wurden alle Priester und Jesuiten eingezogen und man ließ Waffen in den Saal bringen, um zur Vertheidigung bereit zu seyn. Das Oberhaus ließ Verordnungen gegen Tumulte ergehen, die Gemeinen nahmen sie nicht an; jenes ließ etliche Aufrührer gefangen setzen, und die Gemeinen gaben ihnen sogleich ihre Freyheit wieder.

Diese unverkennbaren Zeichen des Beyfalls machten der rasenden Volkemenge noch mehr Muth. Zwölf Bischöfe protestirten gegen alle Schlüsse des Oberhauses während sie durch den Pöbel abgehalten wurden, den Sitzungen beyzuwohnen, und die Gemeinen ergriffen die herrliche Gelegenheit, sie des Hochverraths anzuklagen und bewachen zu lassen. Ein noch übereilterer Schritt des Königs, die Anklage des Lord Kimbolton und fünf anderer Glieder hatte alle Greuel der bürgerlichen Kriege zur mittelbaren Folge. Sie beschuldigen, daß sie sich verrätherisch verschworen hätten, einen Krieg gegen den König zu erregen, hieß nun freylich, das ganze Haus angreifen, denn alle Glieder waren Genossen ihrer Verbrechen. Der König schickte darauf ins Unterhaus und ließ auf die Verhaftnehmung der Angeklagten antragen, erhielt aber nichts. Den Tag darauf begab er sich selbst dahin, — ein unüberlegter Schritt! aber sie waren davon benachrichtigt und kamen

kamen nicht. Hierauf schickte Karl Befehl an den Lord Mayor, den Stadt-Rath zu versammeln, und begab sich, nur von einigen Herren begleitet, nach Guildhall. Er hoffe, sagte er, daß die Angeklagten in der City keinen Schutz finden würden, und nach viel andern gnädigen Ausdrücken sagte er zu einem, der ihm am wenigsten ergeben war, er wolle zu Mittwoch bey ihm speisen. Das Unterhaus affectirte den tiefsten Schrecken über das Betragen des Königs, und kam zu dem Schluß: Man habe dem Hause Gewalt anthun wollen, und auch dieses sey auf Anrathen der Papisten geschehen. Die Wuth des Pöbels hatte nun den höchsten Grad erreicht und die 5 Angeklagten wurden unter militärischer Begleitung ins Unterhaus geführt. Die Themse wimmelte von Fahrzeugen, die mit Kanonen besetzt waren, und die Volksmenge in der Strass von Whitehall schrie: wo ist der König, wo ist er hingeflohen? Er hatte sich wirklich nach Hamptoncourt begeben und bedauerte, daß er durch eigene Unvorsichtigkeit in diese schreckliche Lage versetzt war. Er erbot sich endlich, den fünf Angeklagten zu verzeihen und für die verletzt geglaubten Privilegien alle Genugthuung zu geben; allein das übermüthige Unterhaus wollte keine annehmen, wenn er nicht diejenigen entdeckte, die ihm jenem Rath gegeben hätten; eine Bedingung, in die er, ohne sich zu entehren, nicht willigen konnte. Kein Glied des Hauses durfte es jezt noch wagen, sich einer Bill zu widersetzen, ohne den Mißhandlungen des Pöbels ausgesetzt zu seyn, und so mußten die
 Königlich:

Königlichgestimmten der Volksparthey bald freyes Feld lassen. Alle bisher im Oberhause aufgehaltene Bills wurden durchgesetzt und zur Königlischen Zustimmung überreicht.

Selbst die Königin wurde insgeheim mit einer Anklage bedrohet, und sie entfloß deswegen nach Holland. Als man sahe, daß der König alles bewilligte, so entstand die Meinung, er könne und dürfe nichts mehr abschlagen, und die Forderungen wurden immer unmaßiger und unverschämter.

Die Gemeinen sahen ein, daß, wenn der erste Sturm der Schwärmerey vorüber wäre, die Parthey des Königs bald wieder die Oberhand gewinnen werde. Nur die Waffen allein konnten sie auf dem Gipfel ihrer Macht erhalten, und sie versuchten es also, sich das höchste Kommando über die Armee anzumachen. Hier endlich setzte der König seiner Nachgiebigkeit Grenzen. Gesandtschaften über Gesandtschaften plagten ihn um seine Einwilligung zu dieser, das Königlische Ansehn gänzlich vernichtenden, Bill, und waren so unverschämt hinzuzusetzen: „Wenn der König länger anstünde, so sehe das Haus sich genöthigt zur Sicherheit Sr. Majestät und des Landes, durch seine eigene Autorität zu verordnen, was das Militär betreffe.“

Der König verlegte seine Residenz nach York, und fand daselbst unter hohem und niederm Adel noch die reinste Ergebenheit gegen seine Person. Von einer so ansehnlichen Parthey unterstützt, fuhr er

II. Band. M fort,

fort, die Demonstrationen und Grobheiten der Gemeinen zu verwerfen, und diese, ohne Zustimmung des Königs in allen Grafschaften und Festungen neue Kommandanten zu setzen. Jede Parthey wünschte die Veranlassung eines Bürgerkriegs auf ihre Gegner wälzen zu können, aber von beyden Seiten rüstete man sich zu einem unvermeidlichen Kriege. Der Federstreit machte den Anfang und erbitterte die Partheyen noch mehr; es bedurfte daher schärferer Waffen, den Streit zu endigen. —

Die beyden Parlamentshäuser hatten schon lange Anstalten zum Kriege gemacht, und nun gaben sie eine Erklärung von sich: daß der König, von bösen Rathgebern verführt, das Parlament bekriegen wolle; daß aber eine solche Unternehmung gegen den Königl. Eyd ic. sey, und daher alle, welche ihm in einem solchen Kriege beyständen, für Verräther des Vaterlandes erklärt würden. Nun wurden ohne weitere Verstellung Soldaten zum Dienste des Parlaments angeworben und dem Kommando des Grafen Esser übergeben. Sie machten große Anleihen, mit der Erklärung, es sey blos zur Vertheidigung des Königs und beyder Häuser; denn in ihrem Styl änderten sie nichts. Es hatte dem Könige bisher wichtiger geschienen, sich um die Gunst seines Volks zu bewerben, als Magazine anzulegen, nun aber waren ernsthafte Vorkehrungen nothwendig geworden, und man sahe an ihm eine solche Thätigkeit, als niemand von ihm erwartete. Um seinem Fürsten
alle

alle Hofnung zum Vergleich abzuschneiden, schickte ihm das Parlement Bedingungen zu, die in neunzehn Artikeln die gänzliche Abschaffung des königlichen Ansehns enthielten. „Wenn ich diese Vorschläge annähme, sagte der König, so würde ich zwar noch Kron und Szepter tragen können, aber doch nichts als ein Schattenkönig seyn.“ Der Krieg schien ihm diesen Friedensbedingungen weit vorzuziehen zu seyn, und von nun an suchte er sein Ansehen bloß durch Waffen zu unterstützen. Er marschirte mit einigen Truppen nach Nottingham, wo er die königliche Standarte, das öffentliche Zeichen des bürgerlichen Kriegs, aufsteckte.

Die ganze Nation war in zwey Partheyen getheilt; der hohe Adel und die vornehmsten des zweyten Ranges übernahmen die Vertheidigung des Königs; hingegen hatten London und die meisten großen Städte nebst einer Menge durch Handel reich gewordener Familien sich auf die Seite des Parlements geschlagen; die Presbyterianer waren parlementsarisch, die der englischen Kirche zuzuehängeten königlich gesinnt. Niemals wurde ein Streit mit ungleichern Kräften geführt als dieser. Das Parlement im Besiß aller Seehäven, Zölle, aller Magazine und der ganzen Flotte; und der König aller Einkünfte beraubt, so daß er sogar Waffen von den Bürgern von York borgen mußte. Weil seine Armee der feindlichen noch nicht gewachsen war, so zog er sich langsam zurück. Der erste Vorfall dieses Krieges, da Prinz Robert, ein Sohn des unglücklichen

drichs von der Pfalz, einen ansehnlichen Trupp selbstlicher Reuterey in die Flucht schlug, schien ihm Glück zu weiffagen. Der König hatte nun eine ziemliche Armee zusammengebracht, worüber er dem Grafen Rindesley, der in den Niederlanden die Kriegskunst gelernt hatte, das Generalkommando auftrug, und Prinz Robert kommandirte die Kavallerie. Mit dieser Armee rückte er vor, entschlossen, sobald als möglich, dem Feinde, der noch immer verstärkt wurde, ein Treffen zu liefern. Beyde Armeen trafen sich bey Edge-Hill, schlugen sich, blieben die Nacht über auf dem Schlachtfelde unter den Waffen, und den andern Morgen war Essex der erste, der sich zurückzog. Jede schrieb sich den Sieg zu, und keine hatte was gewonnen. Der König rückte bis Reading und Bredford, sieben Meilen von London, vor, endlich aber gieng er wieder nach Oxford zurück.

Während des Winters wurden die Friedensunterhandlungen mit allem anscheinenden Ernst angefangen, aber man kam nicht weiter, als an den ersten Punkt und da man schon hierüber nicht einig werden konnte, rief das Parlement seine Bevollmächtigte zuerst zurück.

Newcastle kommandirte im Norden gegen Fairfax und besetzte in diesen Provinzen das Königliche Ansehn. Alle kriegerische Vorfälle zu erwähnen, wäre zu weitläufig und langweilig, und es ist genug, um der entscheidenden mit ein paar Worten zu gedenken. Die Provinz Cornwall hatte sich für ihren Fürsten

Fürsten bewaffnet und vier Siege erfochten; die Armee unter Essex war durch die beständigen Anfälle des Prinz Robert so gut als vernichtet, Bristol die größte und reichste Stadt nächst London war erobert, und in London verbreitete sich ein allgemeines Schrecken über die Belagerung von Glocester. Wäre der König, anstatt diese unüberlegte Belagerung anzufangen, die er doch bald aufheben mußte, gerades Wegs nach London gegangen, ohne den Feinden Zeit zu lassen sich von ihrem Schrecken zu erholen, so würde er wahrscheinlich mit diesem Streiche dem ganzen Kriege ein erwünschtes Ende gemacht haben. Der Geist des Aufruhrs behielt im Unterhause noch immer die Oberhand, ungeachtet durch den Fortgang der Königlichen Waffen das Verlangen nach Frieden allgemein geworden war. Da der Erfolg des Krieges täglich zweifelhafter wurde, so suchten beyde Theile bey ihren Nachbarn Hülfe; das Parlament bey den Schotten, und der König bey den Irländern. Die Schotten waren aus verschiedenen Gründen geneigt, das Parlament zu unterstützen; denn außer daß der Eifer für die Ausbreitung ihrer Religion sie dazu antrieb, mußten sie auch fürchten, ihre eigenen, mit so viel Mühe errungenen, Freyheiten wieder einzubüßen, wenn es dem Könige gelingen sollte, seine Feinde zu unterdrücken.

Karl bestimmte den künftigen Sommer zur Zusammenberufung eines Schottischen Parlaments, und da die Bevollmächtigten vergeblich in ihn drangen, es sogleich zu versammeln, so beschloffen sie, zwar in

seinem Namen, aber doch unter ihrer eigenen Autorität, eine Staatsversammlung zu halten; und dieß hieß denn vollends ihren Herrn seines einzigen noch übrigen Rechts berauben. Sie schlossen mit dem Englischen Parlemeute ein enges Bündniß und unterstützten es mit einer ansehnlichen Armee, die bereit war, in England einzudringen. Der König sah den Sturm, der über ihn loszubrechen drohete, und hoffte von Irland aus einige Unterstützung zu erhalten. Er hatte Befehl dahin abgesandt, mit den Rebellen einen Waffenstillstand auf ein Jahr zu schließen. Es war also nicht mehr nöthig, eine Armee daselbst zu unterhalten und es wurden ansehnliche Truppen Corps zum Dienste des Königs nach England übergesetzt.

Den Winter brachte er in Orford zu, wo er aus seinen Anhängern ein Parlament zusammenberief, das unter dem Namen öffentlicher Anleihen ihn nothdürftig mit Geld versah. Im folgenden Feldzuge wurde York belagert und zwar durch Prinz Robert entsetzt, dennoch aber, nachdem dieser eine entscheidende Niederlage erlitten, erobert. Zu diesem Siege soll Cromwell das meiste beygetragen haben, wenigstens wurde dadurch sein Ruhm fest gegründet.

Unterdessen hatten sich in London verschiedene Partheyen formirt, und die Unschelligkeiten zwischen den Generalen hielten Parlament und Stadt in beständiger Unruhe. Eine neue Sekte, die Independenten, wurde jetzt als eine eigene Parthey bekannt,

kannt, die ganz verschiedene Absichten hatte. Sie gaben gar keine andere geistliche Gerichtsbarkeit zu, als die jede Gemeinde über ihre Lehrer und Glieder habe. Sie verworfen alle Glaubenssysteme u. waren aber in eben dem Grade tolerant und menschlich gesinnt, in welchem die Presbyterianer gegen sie wütheten. Sie begnügten sich aber nicht, den Fürsten zum Range der ersten Magistratsperson herabzusetzen, wie die Presbyterianer sich vorgesetzt hatten, sondern eine völlige Gleichheit des Ranges und Standes in einer völlig freyen und unabhängigen Republik, war der letzte Zweck ihrer Bemühungen. Deshalb waren sie auch erklärte Gegner aller Friedensvorschläge; denn wer einmal (dies war ihr Grundsatz) gegen seinen Fürsten den Degen ziehe, der müsse auch zugleich die Scheide wegwerfen. Cromwell wurde für einen ihrer Hauptanführer gehalten. Die beständigen Unschelligkeiten zwischen Cromwell und andern Generalen brachten die Sachen aufs äusserste und erlaubten die Independents zur Ausführung ihrer Absichten. Unter dem Vorwande, der Armee eine ganz neue Gestalt und Disciplin zu geben, wurde eine Bill eingebracht, daß jedes Mitglied beyder Häuser freywillig seine bürgerlichen und militärischen Aemter niederlegen sollte, die auch nach viel Widerstand durchgieng. Cromwell aber war an dem Tage, da die übrigen Glieder resignirten, in Dienstgeschäften abwesend. Fairfax, der zum General der neuen Armee ernannt war, bat um Erlaubniß, Cromwell einige Zeit bey sich zu behalten, weil seine Einsichten

ihm von großem Nutzen seyn würden, und bald darauf erhielt er sogar das Kommando unter Fairfax während dieses Feldzugs. Cromwell beherrschte durch seine Verschlagenheit und Rathschläge den Grafen völlig und es müssen daher auch die meisten Unternehmungen der Armee auf seine Rechnung gesetzt werden. Es war jetzt dahin gekommen, daß man in Verbindung mit dem Schottischen Convent das Episcopat förmlich abgeschworen und sich verbindlich gemacht hatte, das Presbyteriat einzuführen; deswegen konnte aus den abermaligen Friedensunterhandlungen, in deren erstem Artikel der König gleich die Einführung desselben versprechen sollte, wieder nichts werden.

Dem Erzbischof Laud ließ das Parlament zum Lohn seiner standhaften Ergebenheit gegen seinen Herrn den Proceß machen, wobey mit eben soviel Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit verfahren wurde, als gegen den eben so unglücklichen Strafford: er ward öffentlich enthauptet.

In Schottland hatten die Sachen des Königs durch den Muth des Grafen von Montrose, dessen Tapferkeit bisher kein Feind widerstehen konnte, eine glückliche Wendung genommen. Die Englische Parlaments Armee hatte ihre neue Gestalt bekommen, die durch Cromwells Einrichtung, wie man leicht denken kann, den Absichten der Independenten völlig gemäß war. Es war ihm auch so gut gelungen, daß fast alle Officiere die Stellen der Feldprediger selbst versahen, und durch vorgebliche Inspiration

tion und eine schwärmerische Beredsamkeit aus ihren eben so schwärmerischen Truppen alles machen konnten, was ihnen gefiel. Eine der Hauptbeschäftigungen der Soldaten war das Gebet; wenn sie ins Treffen giengen, hörte man von allen Seiten zwischen der kriegerischen Musik, passende Psalmen und geistliche Lieder singen, und wer darin blieb, wurde als Märtyrer einer so heiligen Sache angesehen.

Der jetzige Feldzug war entscheidend. In dem Treffen bey Naseby, das allein auf Prinz Roberts Rath angefangen und durch seinen großen Ungeßüm verlohren gieng, erfochten Fairfax und Cromwell einen so vollständigen Sieg, daß 500 Officiere und 4000 Mann nebst der ganzen königlichen Artillerie, Munition und Bagage in ihre Hände geriethen und die ganze noch übrige Infanterie zerstreuet wurde. Dieser Schlacht folgte die Eroberung fast aller königlicher Festungen und selbst Bristol, das sich 4 Monate hätte halten können, wurde von dem sonst so tapfern Prinz Robert in den ersten Tagen übergeben. Fairfax schlug und zerstreute alle übrige königliche Corps, selbst der sonst so siegreiche Montrose erlitt eine gänzliche Niederlage und mußte in die Gebirge fliehen. Den Winter hindurch befand sich der König zu Oxford in der allertraurigsten Lage. Die Kräfte seiner Anhänger waren erschöpft, seine muthlosen Truppen bis auf die geringe Garnison von Oxford zusammenschmolzen, seine Feinde wüthender als jemals, und nur von ihren innern Zwistigkeiten ließ sich noch etwas hoffen.

M 5

Karl

Karl war ungewiß, auf welche Seite er sich wenden sollte, und mußte fürchten, daß es schon überhaupte zu spät sey, eine Parthey zu ergreifen, da Fairfax mit einer siegreichen Armee Orford bedrohet, und solche Anstalten machte, daß es nothwendig in seine Hände fallen mußte. Gefangen, im Triumph aufgeführt, von seinen übermüthigen Feinden beschimpft zu werden, das war ein Gedanke, der ihm Entsetzen verursachte. In dieser Verzweiflung faßte er den Entschluß, sich der schottischen Armee in die Arme zu werfen. Von einem Volke, das immer billigere Gesinnungen geäußert hatte, als die Engländer, dem alle seine Forderungen bewilligt waren, unter dem er geboren war, hoffte er, indem er in der äußersten Noth zu ihm seine Zuflucht nahm, Großmuth und Schutz. Er verließ also Orford in der Nacht mit Ashburnham, für dessen Bedienten er sich ausgab. Die Schottischen Generale schienen bey der unerwarteten Erscheinung ihres Königs in das höchste Erstaunen zu gerathen, erzeigten ihm aber alle äußere, seiner Würde gebührende Achtung, und gaben ihm eine Ehrenwache, — doch nur um ihn gefangen zu halten. Sie gaben von diesem Vorfalle sogleich dem englischen Parlemeute Nachricht, zogen sich aber nach Newcastle zurück. Jetzt fand Karl freylich seine Lage nichts gebessert, denn er wurde sehr eingeschränkt gehalten und die Bedingungen, die England machte, waren völlig so, wie sie nur ein Gefangener erwarten durfte, und zwar so ungeheuer, daß er sie, alles seines Unglücks unge-

ungeachtet, abschlagen mußte: so daß man wohl merkte, es sey ihm mit der Freyheit des Königs eben nicht gedient.

Der Hauptgegenstand des Parlements war: zu erlangen, daß ihnen der König von den Schotten ausgeliefert, und wegen ihrer rückständigen Schulden ein Vergleich getroffen würde. Nach langen Disputen, welche von beyden Nationen das meiste Recht habe, den König zu bewachen, kam man endlich dahin überein, daß die Schotten für ihre Schuldforderung 400000 Pf St. ausgezahlt bekamen und dagegen den König den Engländern übergaben. Sie mochten selbst die Schande lebhaft fühlen, die dieser niederträchtige Kaufkontrakt auf sie häufte: darum gaben sie sich auch alle Mühe, beydes als ganz verschiedene von einander unabhängige Dinge vorzustellen, die aber sogar bey ihren Landsleuten vergeblich angewandt war. So zog sich diese Nation den häßlichsten aller Schandflecke zu, ihren Fürsten verhandelt und verkauft zu haben, den sie nicht wieder wird auslöschen können. Der König empfing die Abgeordneten, die ihn in Empfang nehmen sollten, zu Newcastle mit soviel Güte und gefälligem Anstande, als wären sie blos gekommen, ihm ihre Aufwartung zu machen. Diese ließen ihn viel genauer bewachen, verabschiedeten alle seine alten Bedienten und verhinderten jeden Besuch von seiner Familie und seinen Freunden. Indessen dauerte die Herrschaft des Parlements nicht lange; denn kaum hatte

es über seinen Fürsten triumphirt, als seine eigenen
 Diener sich erhoben und es von seinem so ungerechter-
 weise usurpirten Throne stürzten. Nichts war mehr
 fähig, die Fortschritte des fanatischen Eifers und Ehr-
 geizes im Zaum zu halten, da einmal die Grenzen
 der Gesetze überschritten waren. Sobald sich die
 Schotten zurückgezogen hatten, und alles zum Ge-
 horfam gebracht war, sprachen die Presbyterianer,
 die bis jetzt noch im Parlemeute die Mehrheit, so
 wie die Independenter die Oberhand bey der Armee
 hatten, von Verabschiedung der meisten Truppen.
 Hiemit aber waren weder Mannschaft und noch viel
 weniger die Officiere zufrieden, die sich fast alle aus
 der niedrigsten Klasse des Pöbels emporgearbeitet
 hatten, und nun nicht Willens waren, wieder in
 ihre vorige Niedrigkeit zurückzukehren und zu darben.
 Ihr Sold war von langer Zeit rückständig und da-
 gegen sahen sie, daß viele Glieder des Unterhauses
 sich große Reichthümer aufgehäuft hatten. Sie ga-
 ben also eine Bittschrift ein, worin sie um Bezah-
 lung ihres Soldes etc. baten. Es war nur Oel ins
 Feuer gegossen, daß die Gemeinen die Bittschrift ver-
 warfen, und alle diejenigen für Feinde des Staats
 erklärten, die sie unterstützten; denn es gab zu einem
 allgemeinen Geschrey der Armee Anlaß: sie wären der
 Privilegien der Nation beraubt, und sie, die Wiederher-
 steller der Freyheit, würden zu Sklaven einer Faction
 im Parlemeute erniedrigt. Das Parlemeute hatte
 Cromwell und einige andere Officiere gewählt, den
 Lärm in der Armee zu stillen. Diese, welche selbst die
 Anstifter

Anstifter davon waren, setzten ein militärisches Parlament, das aus den höchsten Officieren und einigen Gemeinen von jeder Kompagnie zusammengesetzt war, dem von Westminster entgegen, welches erklärte, daß die Forderungen und Klagen der Armee sehr gegründet wären; und ein andrer Streich, der beynahе zu derselben Zeit ausgeführt wurde, entschied den Sieg ganz zu ihrem Vorthell.

Zu Hornbly, dem Aufenthalte des Königs, kamen, unter Anführung des Korner Joyce, einige hundert Reiter an, die ohne Widerstand bis zum Zimmer des Königs drangen und ihn zur Armee abführten. Dieser unerwartete, auf Cromwells Befehl ausgeführte, Streich, setzte das Parlament in die äußerste Verlegenheit, und beraubte es aller Möglichkeit, einen nunmehr, wiewohl zu spät, gewünschten Vergleich mit diesen Prinzen einzugehen. Selbst Fairfax war über die Ankunft des Königs noch nicht von seinem Erstaunen zu sich selbst gekommen, als Cromwell von London ankam und demselben ein Ende machte. Dieser kühne Verräther hatte sich im Parlament mit so viel Berstellung und studirter Heuchelei betragen, daß selbst die ausgelerntesten Heuchler betrogen und er, durch seine überzeugenden Eydschwüre, für den eifrigsten Anhänger desselben gehalten wurde. Dem ungeachtet war er von seinen Feinden verrathen und der Schluß gefaßt worden, ihn am folgenden Tage im Hause in Verhaft zu nehmen. Allein er wurde von der Gefahr benach-

benachrichtigt und gieng sogleich zur Armee, wo er mit allgemeiner Freude aufgenommen und ihm das höchste Kommando übertragen wurde. Ohne Bedenken und zur Freude des Volks, das ein Parlament, von dem es so viele Bedrückungen erlitten hatte, nicht wenig haßte, ließ er die Armee aufbrechen und gegen London marschiren. Umsonst suchten die Häuser des Parlaments Hülfe, und sahen sich am Ende genöthigt, sich zu unterwerfen. Die Armee, die sich zu St. Albans gesetzt hatte, kopirte nunmehr ganz genau das vom Parlamente in seinen Anmaßungen gegen die Krone entworfenne Modell. Eine Forderung folgte der andern und keine durfte verwelgert werden; kurz, der Entschluß war gefaßt, mit nichts zufrieden zu seyn. Als endlich kein Zeichen des Widerstandes mehr zu sehen war, gieng die Armee ein wenig zurück nach Reading. Auf allen Märschen hatte ihr der König folgen müssen, der sich in einer weit angenehmeren Lage befand, als bey den Schotten. Er war freyer, von beyden Partheyen mehr geachtet, und erhielt sogar Besuch von seinen Kindern, die einige Tage bey ihm blieben. Cromwell war bey der ersten Zusammenkunft mit denselben gewesen und sprach mit Bewunderung von der Güte und dem ganzen Betragen des Königs. Alle Häupter der Partheyen machten ihm fleißig die Aufwartung, am wahrscheinlichsten durfte er aber hoffen, sich mit der Armee zu vergleichen. Einige Gnadenbezeugungen und Titel, indem er Cromwelln den Orden vom Hosenbände, den Titel Graf

Graf Effer und das Kommando der Armee ic. anbot, würden ihm, wie er hoffte, die vornehmsten Officiere zu Freunden machen. Cromwell stellte sich auch, als wenn ihm das nicht misfiel, doch marschirte er irdeß auch mit der Armee nach London, um, wie es hieß, das Parlament zu schützen, weil neulich wieder ein Auflauf entstanden war; und nachdem es völlig unterjocht war, so wurde ein feyerliches Dankfest für die Wiederherstellung seiner Freyheit gehalten. Da die Anführer der Armee dieß bewerkstelligt hatten, ließen sie den König auf das Schloß Hamptoncourt bringen und daselbst mit anscheinender Pracht und Freyheit leben. Da man aber nach und nach mißtrauischer wurde, so hielte Karl es für besser Hamptoncourt zu verlassen und einen sicherern Ort zu wählen. Er entfernte sich hierauf mit einigen Herren von seiner Gesellschaft und begab sich nach der Insel Wight, wo unglücklicherweise ein vertrauter Freund Cromwells kommandirte. Cromwell berief hierauf zu Windsor insgeheim einen Rath der vornehmsten Officiere zusammen, wo über das Schicksal des Königs berathschlagt und zuerst die unerhörte Absicht eröffnet wurde, den König vor Gericht zu ziehen. Hier beschloß man auch einen kühnen Streich zu wagen, um des Königs los zu werden; denn so lange dieser lebte, konnte man von der wieder auflebenden Liebe des Volks nichts, als beständigen Aufruhr und Gefahr erwarten. Da Karl nicht sogleich die vom Parlament vorgeschlagenen Präliminärpunkte eingieng, so wurde es aufgebracht, und beschloß, ins-

künftige

künfftige an der Beruhigung der Nation ganz allein zu arbeiten, weder Gesandtschaften noch Briefe vom Könige anzunehmen, auch keine Adressen zu überreichen, und diejenigen für Verräther zu erklären, die einige Gemeinschaft mit ihm unterhielten. Das hieß nun den Kratz förmlich vom Throne stoßen und die ganze Konstitution über den Haufen werfen. Die erste Folge davon war, daß er wieder genauer bewacht, seiner Bedienten und Freunde beraubt, und in so enger Verwahrung gehalten wurde, daß er jeden Augenblick Gift und Dalsch befürchten mußte; und dennoch blieb er gelassen und standhaft, weil Religion die reine Quelle war, aus welcher er Trost in seinem Unglück schöpfte.

Parlement und Armee genossen aber ihre Macht keineswegs in Ruhe; von allen Seiten sahen sie sich mit Verschwörungen umgeben, und selbst Schottland schien jetzt eine Stütze seines unglücklichen Fürsten werden zu wollen. Schottland, dem nach und nach über die Annäherungen der Independenten die Augen aufgingen, protestirte im Englischen Unterhause gegen die vier dem Könige vorgelegten Präliminär Artikel, und seine Kommissäre schlossen, da auf ihre Vorstellungen nicht geachtet wurde, mit dem Könige insgeheim einen Tractat, ihre Nation für ihn zu bewaffnen. In England brannte das Volk von Unwillen, daß ein Haufen seiner Soldner sich die höchste Gewalt über König und Parlament anmaßete, und voller Ungebuld suchte es Mittel, seines Königs

Königs Ketten zu zerbrechen. Allenthalben suchten die Royalisten sich wieder zu erheben, und selbst der Flotte hatte der Geist des Misvergnügens sich bemächtigt. Aber allenthalben wurden die königlichen Partheyen von dem wachsamem Cromwell und Fairfax fast in der Geburt erstickt. Da jetzt die Armee so sehr zerstreuet und London frey war, erhielt das Parlament wieder neuen Muth und schickte sogar Abgeordnete nach Wight, mit dem Könige zu unterhandeln. In dieser Zusammenkunft sahe man ihn seit vorräem Jahre, als er zu Hamptoncourt residirte, ganz auffallend verändert. Seitdem man ihm seine Bedienten genommen, hatte er sich selbst ganz vernachlässigt, hatte den Bart wachsen, und seine in der kurzen Zeit ganz grau gewordene Haare in Unordnung hängen lassen. Er gieng in diesen Unterhandlungen alle Forderungen, zwey ausgenommen, ein: nämlich Austieferung seiner Freunde und gänzliche Abschaffung der Bischöflichen Liturgie, die man ihm nicht einmal für seine eigne Kapelle verstaten wollte. Darüber unterhandelte man so lange, daß die Armee endlich noch ihre blutigeren Absichten ins Werk setzen konnte. — Die Schotten waren unterdessen in England eingedrungen, wurden aber ihrer großen Ueberlegenheit ungeachtet von Cromwell geschlagen, der selbst in Schottland einfiel und die noch übrigen Korps vernichtete. Durch diesen glücklichen Fortgang aufgeblasen, machte Cromwell dem Parlemeute Vorwürfe über den Traktat mit dem Könige, und verlangte für das viele vergossene

II, Band. N Blut

Blut seine Bestrafung. Zu gleicher Zeit marschirte er nach Windsor und ließ den König auf das Schloß Hurst bringen und genau bewachen. Den Tag darauf, da das Parlament hiegegen protestirt und beschloffen hatte, den Traktat mit dem Könige dennoch zu endigen, umringte der Obrist Pride das Haus mit 2 Reuimentern, nahm 41 Presbyterianische Glieder in Verhaft, schloß noch 116 andere aus, und verstattete nur den eifrigsten Independenten den Eingang. Dieser schändliche Angriff auf das Parlament wurde die Säuberung des Obrist Pride (Colonel Pride's purge) genannt. Nun war diesen Würthenden nichts mehr übrig, als den Proceß und die öffentliche Hinrichtung ihres Fürsten zu unternehmen, wozu die Verschwornen im Parlemeute, die Armee, und die Generale, die zu klug waren, als sich ganz allein mit diesem, die Menschheit entehrenden, Verbrechen zu befassen, das Parlament gebrauchten wollten. Die Commissäre wurden im Unterhause ernannt, welche die Anklage des Königs formiren sollten, und diese erklärten, daß S. Majestät sich durch den Krieg gegen das Parlament des Hochverraths schuldig gemacht habe. Eine Stelle aus einer Rede des gewissenlosen Verräthers Cromwell verdient hier wohl einen Platz. „Wenn jemand, hatte er gesagt, aus eigenem Willen (die Independenten waren nämlich alle inspirirt und ihr Wille war daher Wille Gottes,) den König zu bestrafen vorge schlagen hätte, so würde ich ihn für den größten Verräther gehalten haben; da uns aber die Vorsehung

und

und die Nothwendigkeit diese Bürde auflegt, so bitte ich den Himmel, daß er seinen Segen zu unsern Berathschlagungen geben wolle. Ich kann versichern, daß mir die Zunge am Gaumen klebte, als ich neulich die Bittschrift um Wiederherstellung Sr Majestät überreichte, und ich hielt dieses übernatürliche Ereigniß für eine Antwort des Himmels, der den König verwarf.“ — Hierauf wurde Karl durch den Oberst Harrison, den Sohn eines Schlächters, nach London abgeführt.

Der König war überzeugt, daß das Ende seines Lebens sich nahe; aber er vermuthete einen Mordmord, und nichts weniger als feyerlichen Proceß und öffentliche Hinrichtung. Der hohe Gerichtshof zu diesem Proceß sollte aus 133 Personen bestehen, es kamen aber niemals mehr als 70 zusammen. Kromwell, Ireton, Harrison &c. und einige Bürger von London waren die handelnden Personen. Der Sachwalter trug im Namen der Gemeinen vor: Karl Stuart, dem die Nation bey seiner Thronbestellung eine eingeschränkte Regierung anvertrauet habe, habe in der strafbaren Absicht, eine unumschränkte und tyrannische Herrschaft zu errichten, das Parlament und die Nation bekriegt, und beswogen werde er gegenwärtig als Tyrann, Verräther, Mörder und unversöhnlicher öffentlicher Feind des Volks angeklagt. Der Präsident verlangte hierauf seine Verantwortung.

Er antwortete also mit Muth, Anstand und Mäßigung: „Da er die Autorität des Gerichtshofes

N 2

nicht

nicht anerkenne, so könne er sich auch seiner Gerichtsbarkeit nicht unterwerfen. Niemand, am wenigsten ein durch eine gesetzwidrige Gewalt unterjochtes Parlament, könne Jhn zur Verantwortung ziehen, der allein der höchsten Majestät des Himmels verantwortlich sey. 2c.

Noch dreyimal wurde er mit eben demselben Ersola ins Verhör geführt, im vierten aber, den 27sten Januar 1649, sprach ihm der Blutrath nach geschehener Aussage einiger Zeugen, die ihn mit den Waffen in der Hand gegen die Parlaments Armee gesehen hatten, das schreckliche Urtheil aus: daß Karl Stuart, als einem Tyrannen, Verräther, Mörder und allgemeinen Feinde der Nation der Kopf solle abgeschlagen werden. — Der unglückliche König hatte oft verlangt, mit beyden Häusern zu conferiren, und man vermuthet, er habe die Krone seinem Sohne übergeben wollen; aber es wurde ihm immer abgeschlagen. Alles stimmt darinn überein, daß Karls Betragen in dieser letzten Periode seines Lebens, seinem Andenken sehr viel Ehre macht, und daß er vor seinen unmenschlichen Richtern niemals vergaß, was er sich als Mensch und als Fürst schuldig war. Die Soldaten, von ihren Officieren aufgewiegelt, schrien ganz laut um Hinrichtung, andere hatten sogar Befehl oder doch Erlaubniß, ihm auf dem Wege zum Verhör ins Gesicht zu speyen; aber diese Barbarey hatte keine andere Wirkung, als daß er Mitleid mit ihnen ausserte.

Sobald

Sobald der Entschluß, dem Könige den Proceß zu machen, bekannt war, so suchten der Französische Hof und die Republik Holland beym Parlemeute ihre guten Dienste anzuwenden; die Königin und der Prinz von Wallis schrieben rührende Briefe an dasselbe. Vier edle Freunde Karls, deren Namen die Geschichte inämmer mit Achtung nennen wird, Richmond, Hartford, Southampton und Lindsey, seine ehemaligen Geheimen Rätthe, stellten dem Parlement vor: auf ihren Rath allein habe Karl unternommen, weshalb er jetzt angeklagt sey, und sie wollten sich willig der Gerechtigkeit übergeben, um nur dies kostbare Leben zu erhalten &c. Unzählliche Bitten um Erhaltung des Lebens des Königs liefen ein; aber alles umsonst; nichts war im Stande, die blutigen Hände der Mörder zurückzuhalten. — Kerner bezeigte sich bey dem ganzen Proceße geschäftiger und mit mehr als teuflischem Leichtsin, als Cromwell. Ist es nicht fast ungläublich, daß es diesem Manne in demselben Augenblicke, da er das Todesurtheil unterschrieb, in einem Augenblicke, der für ihn hätte schauderhaft seyn müssen, noch möglich war, einen seiner Mitgenossen, aus Scherz mit derselben Feder zu bespriken, mit welcher er seinen Namen unter das Todesurtheil eines Gerechten schrieb? Und doch versichern mehrere englische Schriftsteller die Wahrheit dieser Anekdote als einen Beweis der fürchterlichen Verfertigungen, in denen sich das menschliche Herz verlieren kann.

Den bewilligten Zwischenraum von drey Tagen, zwischen Urtheil und Exekution, brachte Karl in der größten Seelenruhe, mit Lesen und Gebet beschäftigt, zu. Seine noch in England befindlichen Kinder, die Prinzessin Elisabeth und der Herzog von Gloucester hatten freyen Zutritt zu ihm. Der Prinzessin trug er auf, der Königin zu sagen: daß er ihr in seinem ganzen Leben, selbst nicht einmal in Gedanken untreu gewesen, und daß seine eheliche Zärtlichkeit nur mit seinem Leben sich endigen werde. Den Prinz nahm er auf den Schooß und sagte zu ihm: „höre, mein Kind, was ich dir sage, sie wollen deinem Vater den Kopf abschlagen und vielleicht dich zum Könige machen. Aber nimm ja wohl in acht, was ich dir sage: du darfst nicht König seyn, so lange deine Brüder Karl und Jacob leben. Sie werden auch deinen Brüdern die Köpfe abschlagen lassen, wenn sie sie in ihre Hände bekommen können, und am Ende vielleicht werden sie ihn dir auch abschauen. Darum bitte ich dich, leide es ja nicht, daß sie dich zum Könige machen.“ Der Prinz stieß einen Seufzer aus und antwortete: „Eher will ich mich in Stücke zerreißen lassen!“ Eine solche Antwort bey einem so zarten Alter rührte den König, und seine Augen flossen über von Thränen der Freude und Bewunderung. Er befehlet seinen gewöhnlichen tiefen Schlaf, ungeachtet das Geräusch der Arbeiter, die Tag und Nacht das Schaffot zu errichten beschäftigt waren, beständig in seine Ohren tönte. Am Morgen des unglücklichen Tages stand er frühe auf, und

und befahl, mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, auf seinen Anzug zu wenden. Man hatte hämischer Weise die StraÙe, die an den Pallast Whitehall stößt, zur Hinrichtung gewählt, damit der Triumph der Volks-Justiz über die Königl.che Mäjestät im Angesicht seines eigenen Pallastes sich recht auffallend zeigte. Als er aufs Schaffot kam und wegen des Geräusches, das die Soldaten zu machen beordert waren, nicht hoffen konnte, vom Volke gehört zu werden, sprach er nur noch einige Worte zum Obrist Tomlinson, der ihn bisher bewacht hatte, worin er nochmals seine Unschuld behauptete. Er verzieh allen seinen Feinden ohne Ausnahme, aber er ermahnte sie und die ganze Nation, den Frieden herzustellen und seinem Sohn und Nachfolger den Gehorsam zu leisten, den sie ihm, als ihrem gesetzmäßigen Souverän, schuldig wären; und indem er den Kopf auf den Bloß legen wollte, sagte er: „Ich verlasse eine vergängliche Krone, um eine unverwelkliche zu erhalten, die ich ganz gewiß ohne Störung besitzen werde.“ Ein verlarvter Kerl endigte sein Leben mit dem Beil, und ein anderer ebenfalls verummter, hielt den von Blut triefenden Kopf in die Höhe und rief aus: „Das ist der Kopf eines Verräthers!“

So starb ein König, der ein besseres Schicksal verdient hätte!

Wie durch ein Wunderwerk waren auf einmal der ganzen Nation die Augen geöffnet, ihre Gesinnung geändert, und es ist unmöglich, den Schmerz,

den

N 4

Unwillen

Unwillen, die tiefste Traurigkeit und das Mitleiden zu beschreiben, die nicht allein bey den Zuschauern, sondern im ganzen Reiche, sobald die schreckliche Nachricht sich verbreitete, an die Stelle jener heftigen Verwünschungen traten. Niemals konnte ein Monarch im vollem Triumph des Glücks und Sieges seinem Volke theurer gewesen seyn, als dieser unglückliche Fürst durch seine Widerwärtigkeiten, Geduld und Frömmigkeit geworden war. Jeder warf sich mit Bitterkeit entweder wirkliche Untreue, oder nicht genugsamem Eifer in Vertheidigung seines Herrn vor. Mit einem Wort, man verabscheuete die heuchlerischen grausamen Königsräuber, die ihre Verrätherey lange unter heiligem Vorwande versteckt hatten, und die durch die letzte schwarze Ungerechtigkeit auf die Nation einen unauslöschlichen Schandfleck warfen.

Kromwell gestand nach der Hinrichtung des Königs frey heraus: Karl hätte länger leben können, wenn er kein König gewesen wäre. Fünf Tage nachher ward das Oberhaus aufgehoben und ein Staatsrath von solchen Leuten ernannt, die Kromwell mit Leib und Seel ergeben waren. Einige auführerische Bewegungen im Heere wußte er theils durch Arglist, theils durch Gewalt und Hinrichtungen zu dämpfen. Nun war freylich England dem Parlamente völlig unterworfen, aber in Irland herrschte noch eine, mit demselben unzufriedene mächtige Parthey. Diese zu demüthigen gieng Kromwell unter dem Titel eines Lordlieutenants mit 17000 Mann dahin ab und
nach

nach einer Zeit von neun Monaten, im Heumonath 1650, war fast die ganze Insel unterjocht. Er kehrte hierauf, indem er seinem Schwegersohn Greyston die Fortsetzung des Krieges überließ, nach England zurück, zog in London im Triumph ein und alles beeiferte sich, dem furchtbaren Tyrannen seine Ehrebiegung zu beweisen. Eben damals droheten die Schotten, welche Karl den zweyten zu ihrem Könige ausgerufen hatten, mit einem Einfalle in England. Cromwell führte also, da Fairfax das Kommando niederlegte, eine Armee von 20000 Mann nach Schottland zu eben der Zeit, als König Karl der zweyte daselbst öffentlich austrat. Beynabe wäre sie durch einen wüthenden nächtlichen Ueberfall von Seiten der Schotten und durch Mangel an Lebensmitteln aufgerieben worden. Indessen entging Cromwell durch seine klugen Maßregeln diesem Schicksale und es kam bald hernach, am dritten October 1650, zwischen beyden Armeen bey Dunbar zu einer Schlacht, in welcher der junge König geschlagen wurde. Der Krieg war aber damit nicht geendtget, sondern mußte den Winter durch und im nächsten Frühlinge und Sommer, da sich Karl den englischen Grenzen mit schnellen Schritten näherte, fortgesetzt werden. Die Schlacht bey Worcester am dritten September 1651 war völlig entscheidend und Karl durch ihren Verlust auffer Stand gesetzt, sich fürs erste wieder im Felde zu zeigen. Cromwell zog bald darauf im Triumph in London ein, ein allgemeines Dankfest wurde wegen des lez-

tern Sieges angeordnet und dem Sieger neben dem Titel eines Generalhauptmanns und obersten Befehlshabers in England, eine abermalige ansehnliche Summe jährlicher Einkünfte aus den confiscirten Gütern des Herzogs von Buckingham und anderer bewilliget. Noch hielt der Lord General es nicht für zuträglich, seine eigentliche Absicht, Alleinherrscher von England zu seyn, öffentlich zu deklariren: er hatte noch manche Schwierigkeit zu bekämpfen und sahe voraus, daß er nur nach und nach zum Ziele gelangen könne. Der Winter des Jahrs 1652 gieng unter allerley Streitigkeiten der verschiedenen Partheyen und unter Berathschlagungen des Parlaments hin. Als sich aber diese Versammlung in der Folge zu viele Macht zuzueignen schien, so gieng Cromwell ohne weitere Umstände mit einigen hundert Soldaten gerade nach Westminster und erklärte laut, daß die Ehre Gottes — mit welchem er in einem langen Gebete gekämpft habe — und das Beste der Nation ihn auffordre, das Parlament zu trennen. Bey der erfolgten Widersehung rief er seine Soldaten herbey, und diese mußten alle Mitglieder dieser hohen Versammlung ohne Umstände aus dem Hause jagen. Der Staatsrath ward gleichfalls abgesetzt. Ehre Gottes und das Beste der Nation war seine Losung, und diese Worte führte er bey jedem sich erhebenden Widerspruche im Munde; was Flotte und Heer bewilligte, wurde Stimme der Nation genannt. Es kam zwar eine neue Versammlung von 142 Personen zu Stande, diese war

war aber von der Art, daß sie sich selbst bald wieder trennen mußte. Bald erhob sich indessen eine andere mächtigere Versammlung, die aus den Befehlshabern des Heeres bestand, und erklärte Se. Excellenz, den Lordgeneral zum Protector des englischen Freystaats mit dem Titel Hoheit. Mit dieser Würde, die er in der That schon einige Jahre bekleidet hatte, wurde er den 16ten December 1653 mit den größten Feyerlichkeiten bekleidet.

Kromwell war damals 54 Jahr alt, und ob ihn gleich von allen Seiten Gefahr umgab — denn unzählige, die sonst seine Freunde gewesen waren, haßten, verabscheuten und beneideten ihn — so wußte er dieser nicht nur glücklich zu entgehen, sondern auch sein Ansehen und seine höchste Gewalt mit einer solchen Klugheit zu behaupten, daß seinen Feinden jedes Mittel, ihn zu stürzen, fehl schlug. Er richtete nunmehr seine Hauptsofage auf die Einrichtung und Verwaltung der öffentlichen Geschäfte, so wohl der einheimischen als auswärtigen. Die Holländer brachte er zu einem für seine Nation rühmlichen Frieden. Frankreich und Spanien wußte er nach und nach solche Begriffe von der Wichtigkeit seiner Freundschaft bezubringen, daß beyde Kronen mit einer Hestigkeit darum wetteiferten, die sie in den Augen der Vernünftigen nur lächerlich und zum Gegenstand der Satyre machte. In Schriften, Kupferstichen und Münzen ward auf diese Bemühungen der beyden Könige häufig angespielt. Den
Titel

Titel Vetter, den ihm der König von Frankreich gab, schlug er aus, weil er den Titel Bruder erwartete.

Unter die guten und lobenswürdigen Veranstaltungen des neuen Beherrschers der drey verbundenen Reiche gehört auch, daß er Ruhe und Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft und Gerechtigkeitspflege wieder herstellte. Die sparsame Anwendung des öffentlichen Schazes versorgte ihn stets mit hinlänglichem Gelde, und sein wachsender, geschäftiger und entschlossener Geist war überall, besonders in dem 1655 angefangenen Kriege mit Spanien, und wo sonst die Ehre der Nation und seiner Regierung es forderte, bereit, mit Nachdruck zu handeln. Die Einschränkungen, unter welchen er regieren sollte, besonders das freye Parlament, welches er nach derselben Akte, die ihn zum Protektor erklärte, alle drey Jahre zusammen zu rufen schuldig war, konnten seinen Unternehmungen keine große Hindernisse in den Weg legen, da ihm stets ein geübtes starkes Kriegsheer zu Gebote stand. Auf die Kriegsmacht sowohl zu Lande als zu See, richtete er seine ganze Sorgfalt, daher machte er auch die Nation, die unter den vorigen Unruhen in ihrem Ansehen bey den Ausländern gelitten hatte, wieder furchtbar. Dünkirchen ward ihm von Frankreich und das durch den Admiral Penn eroberte Jamaika, von Spanien abgetreten. Im Jahr 1657 bot ihm das Parlament den Titel eines Königs von England, Schottland und Irland an. Gern, sehr gern hätten sich

Se.

Se. Hoheit diese Ehre gefallen lassen; als er aber sahe, daß einige seiner besten Freunde und nächsten Verwandten äusserst dagegen waren, und ihre Widersetzung so weit trieben, eine Bitte von der Armee an das Parlement gegen dieses Vorhaben eingeben zu lassen, so mußte er die hohe Würde, nach welcher er sich so oft und lange gesehnt hatte, wiewohl höchst ungern, ausschlagen. Er wurde aber am 26ten Junimonat 1657 in Westminsterhall mit aller erfinnlichen Pracht und Herrlichkeit einer Königskrönung nochmals feyerlich als Protektor von England, Schottland und Irland bestätiget.

Und so sahe sich Cromwell ausser dem Titel eines Königs im Besiz alles dessen, was er als König nur hätte erhalten können. Indessen konnten seine hervorstechenden Talente, vorzüglich seine ausgebreitete und ausserordentliche Menschenkenntniß, Standhaftigkeit und List ihn nicht vor den traurigen Folgen, welche so oft den mächtigsten Fürsten begleiteten, wenn er durch Ungerechtigkeit, arglistige Kunstgriffe und Grausamkeiten seine Hoheit erreicht hat, schützen. Er mußte nach und nach mit Schrecken erfahren, daß er fast jedem seiner Unterthanen verhaßt, in ihren Augen verabscheuungswürdig sey: den Königlichgestimten, weil er Karl den ersten ermordet und die Königliche Regierung vernichtet hatte, den Republikanern, weil sie unter seiner Regierung unter dem Joche, das er ihnen durch ein bewaffnetes Heer auflegte, mehr Bedrückungen erfahren mußten,

als

als sie dem hingerichteten Monarchen je vorgeworfen hatten. Kurz, der Protektor war mitten unter seinem anscheinenden glänzenden Glücke in der That höchst unglücklich. Das erste Parlament mußte er, weil es sich deutlich genug merken ließ, daß das ihm auferlegte Joch ihm fühlbar und verhaßt sey, mit vielem Verdrusse aus einander gehen lassen. Täglich entstanden unter den zahlreichen Anhängern des Königs neue Verschwörungen, die er zwar durch seine allenthalben anaestheten schwer besoldeten Kundschafter zeitig genug entdeckte, aber nie ganz unterdrücken konnte. Selbst seine Töchter waren für die Sache des Königs eingenommen. Die geliebteste unter ihnen Lady Cleypole, warf ihm noch kurz vor seinem Tode alle seine blutdürstigen und ehrgeizigen Handlungen vor. Selbst in der Armee hatte er immer Meutereyen vorzubeugen und kein Freund war da, der mit Theilnehmung und wahrem Mitempfinden seine Klagen gehört hätte, dem er sich hätte entdecken und anvertrauen können. So von allen Seiten mit Feinden umgeben, stets von banger Furcht vor einem Angriffe auf sein Leben und seine Regierung gequält, konnte er nicht mehr die folternde Angst und die bittern Qualen seines Gewissens verbergen. Starke Wachen mußten ihn allenthalben begleiten, unter seinen Kleidern trug er allemal einen Harnisch und überdem Waffen bey sich; gieng von keinem Orte auf dem geraden Wege zurück; reisete in der größten Eile, schlief selten drey Nächte hintereinander in einer Kammer, ließ es auch niemand mehr

mehr wissen, wo er schlafen würde, und war überhaupt gegen jedes fremde Gesicht argwöhnisch. Alle diese Kummer und Traurigkeit verursachenden Vorfälle, besonders, als er das allgemeine Misvergnügen der Nation, die immer größer werdende Abgeneigtheit des Heeres und die Uneinigkeit, Kälte und Zurückziehung seiner bisherigen Lieblinge bemerkte, setzten ihn in eine solche schreckliche Unruhe, daß er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, und welches fürchterliche Schicksal ihm noch bevorstände. Sein Körper mußte zuletzt den quälenden Empfindungen, von welchen seine Seele Tag und Nacht gemartert wurde, unterliegen. Er verfiel, als er gerade zu Hamptoncourt war, in ein langsames Fieber, ließ sich von da nach London bringen und starb hier den dritten September 1658 in seinem sechszigsten Jahre. In einigen Nachrichten als in Wood's Athen. Oxon. B. 2. S. 424 und in Charls History of England S. 862 wird behauptet, Cromwell sey an einem ihm beygebrachten Gifte gestorben, indessen hieran lassen theils die Berichte, welche in Fleetwoods, Fauconbergs und Thurlon's Briefen enthalten sind, theils die Beschaffenheit seiner Krankheit, noch mehr aber das Resultat der an seinem Körper vorgenommenen Untersuchungen der Aerzte noch immer zweifeln. Sein Leichenbegängniß wurde auf öffentliche Kosten veranstaltet und mit mehr als Königlichem Pompe vollzogen; aber drey Jahre nachher ward seine Leiche wieder dem Schoße der Erde entrissen, und öffentlich an
den

den Galgen gehängt. Eine Menge Gebrüder von den berühmtesten Männern, einem Waller, Sprat, Dryden, und andern ertönten zum Lobe der großen Thaten des Verstorbenen. Man findet sie alle gesammelt in Francis Pect's Memoirs of the Life and Actions of O. Cromwell, London 1740. Eine Menge Schriften für und wider den Protektor verließen seitdem die Presse, unter welchen Cowley's Werke in zwey Bänden alle andere sowohl in Absicht des Inhalts, als auch der Art, seine Handlungen und sein Verfahren bey dem verschiedenen Licht des Ruhms und Tadels vorzustellen, ohne Widerrede den Vorzug verdienen. Der Graf Clarenton nennt ihn in seiner History of the Rebellion einen tapfern Bösewicht, da er aber unstrittig noch größere Eigenschaften, als die Tapferkeit ist, besaß, so möchte dieses wohl ein sehr mangelhaftes Bild seyn. Burnet, dieser scharfsinnige Prälat, in der History of his own times B. 1. S. 70 macht über seinen Tod eine sinnreiche Anmerkung; indem er sagt: Sein Leben und seine Kunstgriffe wurden zugleich erschöpft, und wenn er länger gelebt hätte, so würde er kaum im Stande gewesen seyn, seine Macht zu erhalten. —

Cromwell hinterließ sechs Kinder. Richard der älteste Sohn folgte ihm in der Würde eines Protektors der drey Nationen nach; doch er, als ein Mann von geringer Thätigkeit, sanft und friedfertig und ohne Ehrgeiz, legte, da er schon von Gewalt

Gewaltthätigkeiten bedrohet wurde, die Regierung, welche er noch kein Jahr geführt hatte, nieder, und lebte auf seinem väterlichen Gute noch funfzig Jahre ganz ungestört, weil er niemals jemand beleidiget hatte, und weit glücklicher, als sein Vater, dem zum königlichen Ansehn nur noch dieser Name fehlte. Von der Maria, der dritten Tochter Cromwells, die an den Lord Fauconberg vermählt war, einer Dame von ausnehmender Schönheit und hellem Verstande, glaubt man, daß sie vorzüglich die Wiedereinführung des Königs, Karl des Zweenen, welche im Jahr 1660 erfolgte, betrieben habe.

6.

Kurze Darstellung des Floris der Wissenschaften in Athen.

Athen scheint schon bey seiner Gründung zu einer Pflanzstadt der Wissenschaften und zur allgemeinen Lehrerin des menschlichen Geschlechts bestimmt worden zu seyn. Ihre Einwohner suchten diese Bestimmung durch die Sage zu beweisen, daß Pallas, indem sie mit dem Neptun bey der Stiftung dieser Stadt darüber stritt, ob sie mehr durch die Handlung und den Krieg, oder durch die Künste des Friedens emporsteigen sollte, diesen Streit durch Hervorbringung des Delbaums für das letztere entschied, und ihr ihren Namen beylegte. Sie sprachen dem Phönizischen Cadmus die Erfindung der Buchstaben, als der Anfangsgründe aller Wissenschaften ab, oder wollten solche doch von allen Griechen zuerst angenommen haben. Ohne dieses Geschenk würden ihnen die göttlichen Gefänge unnütz geworden seyn, welche nicht lange hernach Musaeus der Sohn des Cymolpus, den Orpheus in der Kunst seines Vaters des Apollo unterwiesen hatte, von dem nach ihm genannten Hügel herab tönen ließ, und durch deren Anmuth er 500 Jahre vorher, ehe Hesiodus in den Gegenden von Asara die Landleute in dem Feldbau und der Göttergeschichte unterrichtete, Griechenthaland

chenland entzückte. Dieser treffliche Mann bereicherte die Attischen Einwohner ausser der Poesie und Musik, noch mit der Kenntniß von den Wirkungen der Kräuter und den Geheimnissen der Arzneykunst. Er brachte den Gottesdienst der Eleusinischen Götter in bessere Ordnung, welcher die Ausübung der Keuschheit, der Frömmigkeit und der Gültigkeit zum Grunde hatte, und so viel Verdienste um die Verbesserung der Sitten und Kenntnisse der Athener machten ihn der Verehrung würdig, die sie ihm aus Dankbarkeit widinten. Lange nach ihm wagte es niemand, die Bahn, die er mit so gutem Erfolg in der Dichtkunst gebrochen hatte, zu verfolgen, entweder weil sich niemand unter den noch ungebildeten Griechen Fähigkeiten genug zurtraute, die Harmonie seiner Töne zu erreichen, oder weil der kriegerische Geschmack und der Erleb nach Heldenthaten die Neigung zu den friedlichen Künsten unterdrückte, bis endlich Homer, unter dessen Geburtsörter sich auch Athen zählte, mit edler Kühnheit die bestaubte Leier ergriff, und die epische Poesie durch seine göttlichen Gedichte beynabe bis zur Vollendung erhob. Zweyhundert Jahre nach ihm, that sich Tyrtaeus mit nicht geringerm Glück in Elegien hervor: und legte von der Stärke und dem Feuer seiner Poesie eine ausnehmende Probe ab, indem er dadurch den sinkenden Muth der Lacedämoner, die er auf Befehl des Drakels, als Feldherr anführte, erweckte und den Ruhm ihrer Waffen wieder herstellte. Seine Gedichte sind den Versen des Draco, eines der vornehmsten

nehmsten Attischen Gesetzgeber, der kurz nach ihm lebte, wo nicht im Schwung und harmonischen Ausdruck, doch in Ansehung des nützlichen Inhalts auf die Seite zu setzen. Dieser weise Mann erfüllte sie mit den trefflichsten Lebensregeln, und trug vielleicht dadurch zu Besserung der verdorbenen Sitten seiner Zeitverwandten mehr, als durch seine scharfen Gesetze bey.

Kurz nach seinem Tode gieng für Griechenland ein neuer Zeitpunkt an. In den Provinzen desselben stunden verschiedene Weltweisen auf, welche vom Himmel als so viel Gesandte bestimmt zu seyn schienen, den überhandnehmenden Lastern zu widerstehen, und das verfallene Reich der Tugend wieder aufzurichten. Ihre erste Schule war zu Milet errichtet. Hier stiftete Thales, der sich zuerst unter den Griechen auf die Naturkunde legte, die Ionische Secte der Philosophen, und theilte den begierigen Schülern, die sich häufenweise an ihn drängten, die Schätze der Wissenschaften mit, die er in Phönizien, Creta, und Aegypten gesammelt hatte. Diese neuen Lehren aber blieben damals noch in den Gränzen dieses Theils von Asien eingeschränkt, und wurden erst von seinen Nachfolgern den Athenern mitgetheilt. Seine Kenntniß in der Physik, Weltweisheit und Geometrie erwarb ihm eine Stelle unter der Zahl der 7 Weisen, mit welchem Namen man einige damals lebende Philosophen vorzüglich bezeichnete. Unter diesen konnten sich die Athener den Solon zu eignen, der von Salamin gebürtig war. Ihm haben sie
die

die weisen Gesetze zu danken, nach denen ihre Republik regiert ward, und welche den besten Grund zu dem blühenden Zustande legten, worin sie viele Zeitalter hindurch die Bewunderung der Welt wurden. Sein Ruf breitete sich bis zu den entferntesten Nationen aus; er lockte den Anacharsis, einen Scythen, nach Athen, von da er, voll von den Lehren des Solonis, in sein Land zurück kehrte, um die rohen Sitten seines Volks durch Einführung der Attischen Sitten zu verbessern.

Zugleich mit der Weltweisheit entstand die Schauspielkunst, welche mit jener gemeinschaftlich an der Besserung der Menschen arbeitete, und solche öfters, da sie das Abscheuliche der Laster öffentlich vor Augen stellte, und die alten Helden als Beyspiele der Tugenden gleichsam wieder aus der Asche hervorzog, mit glücklicherm Erfolg bewirkte. Diese Kunst erhielt durch die Bemühungen der großen Meister, die sie bearbeiteten, in kurzer Zeit einen so unglaublichen Wachsthum, daß die Werke der Athenischen Bühne bald von allen Völkern, und endlich selbst von Italien als Muster angesehen wurden. Die ersten Comödien wurden kurz vorher, ehe Plistratus sich der Herrschaft bemächtigte, von dem Susarion und Dolon, beyde Icarier, aufgeführt, und nicht lange hernach spielten Thespis und Thyrillus die ersten Tragödien, darinnen ihnen Phrynichus, des erstern Schüler, nachfolgte. Die Art, wie diese Poeten ihre Stück: aufführten, war von

dem Schmuck, den die Tragödie in den folgenden Zeiten erhielt, noch sehr weit entfernt, und konnte fast niemand, als dem gemeinen Volke gefallen. Man weiß, daß Thespis, dessen erstes Stück Alcestis war, noch kein ordentliches Theater hatte; daß seine Stücke mehr Erzählungen alter Heldengeschichten, als Tragödien zu nennen waren, die er durch eine oder zwey Personen, die sich das Gesicht mit Pafen bestreichen hatten, und zwar auf einem Wagen herfahren ließ, um die bey den Bacchus- und Weinesfesten gewöhnlichen Gesänge und Tänze durch etwas lehrreiches abzuwechseln.

Die folgenden Zeiten aber, welche man die goldene Periode des Perikles nennt, brachten so wie alle andere Künste, also auch die Schauspielkunst zur Vollkommenheit. Denn damals thaten sich in der Comödie, die man zum Unterschied der vom Menander eingeführten Verbesserung, die alte nennt, Cratinus, der den Preis in dem theatralischen Wettstreit neunmal erhielt, und Eupolis hervor. Sie schilderten die Sitten ihres Volks mit der größten Freymüchigkeit, und hatten Kühnheit genug, die Häupter von Athen auf der Schaubühne aufzuführen, und das tadelnswürdige ihrer Aufführung öffentlich lächerlich zu machen. Fast in eben diesem, von den Muses begünstigten Zeitpunkte und kurz vor der Erhöhung des Perikles erhielt die Tragödie eine vorzügliche Verbesserung durch die Bemühung des Aeschylus. Sie war so beträchtlich, daß man ihm mit mehrerm Rechte die Ehre der Erfindung der Trauers-

Trauerſpiele, als dem Theſpis zuſchreiben konnte. Er ließ nicht allein ſeine Stücke auf einer ordentlichen Bühne aufführen, ſondern gab auch den Spielern Larven, lange Röcke und hohe Schuhe. Seine Schauſpiele waren nach gewiſſen Regeln ausgear-
beitet, und er bediente ſich in denſelben ſtatt der vor-
her gewöhnlichen poſſenhaften Reden ernſthafter und
erhabener Worte, wie ſie für die Perſonen, die er
redend einführte, und deren Charakter er nach dem
Homer abbildete, anſtändig waren. Er erhielt den
Sieg dreymal über die Nebenbuhler ſeines Ruhms,
mußte ihn aber endlich einem jüngern Poeten, dem
Sophokles abtreten, der ſein Nachfolger in der
Tragödie ward. Mit ihm zugleich erſchien Euri-
pides, und erwarb ſich den Beyfall der Kenner
eben ſo ſehr durch die zärtlichen und rührenden Sce-
nen, die er ſeinen Stücken einverlebte, als So-
phokles durch das Erhabene ſeines Ausdrucks.

Damals bereicherte Archelaus Athen zuerſt mit
den Lehrſätzen der Ionischen (phyſikaliſchen) Philoſo-
phie, die er von Milet hieher brachte, wiewohl
andere behaupten, daß die Athener dieſe Geſchenke
bereits vor ihm, ſeinem Lehrmeiſter, dem Anaxa-
goras zu danken hatten, welcher die Jugend dieſer
Stadt 30 Jahr lang unterrichtete. Er erwarb ſich
den größten Ruhm dadurch, daß er den Sokrates
bildete, der aber die Philoſophie auf ganz andere
Gegenſtände zu richten anſang, als dieſejenigen waren,
welche ſie biſher gehabt hatte. Er verachtete die

spitzfindigen Untersuchungen von der Natur der Dinge, und von dem Lauf der Gestirne, als unnütze Grübelleyen, und wendete alle seine Erforschungen auf das Innere des Menschen, auf die Kenntniß seiner Pflichten und die Beförderung der wahren Glückseligkeit. Dadurch ward er der erste Urheber der moralischen Philosophie, und sein Unterricht schaffte einen so allgemeinen Nutzen, daß er sich dadurch den Namen eines Lehrers des menschlichen Geschlechts zuwege brachte.

Neben diesen höhern Wissenschaften vergaß man auch die Redekunst, die Geschichte und die übrigen Theile der Poesie keinesweges. Die erstere hatte vornehmlich an dem Perikles ihren Urheber, und, welches zu bewundern ist, auch den größten Meister derselben, so daß die Beredsamkeit einerley Epoche ihres Anfangs und ihrer Vollkommenheit angiebt. Nach seinem Muster bildeten sich alle die größten Redner, welche sein Zeitalter hervor brachte, und die zu Mustern aller folgenden dienten. Diejenigen, welche unter ihnen die obersten Stellen behaupteten, waren Antiphon, Andocides, auf welche 20 Jahr hernach Isias folgte, der der Lehrmeister des Isäus, und dieser wieder des Demosthenes ward. Einige Zeit nach dem Isias eröffnete Sokrates seine Schule, worinnen er mit so glücklichem Erfolg lehrte, daß man sie einen Pflanzgarten nennen konnte, in welchem zum Besten Griechenlands die vortrefflichsten Männer gezogen wurden. Er widmete seine Kräfte der Republik fast bis in das hundertste

berste Jahr, in welchem er, zugleich mit der Freyheit seines Volks, starb.

Die Geschichte fand einen gründlichen Bearbeiter in der Person des Thucydides, dessen Jugendjahre in eben diese Zeiten des Perikles fallen. Unter den Athenern wagte es dieser zuerst, dem Herodot zu folgen. Er verehrte durch sein rühmliches Bemühen, die Thaten der Helden seines Vaterlandes zu verherrlichen, seinen eigenen Ruhm, und hatte auf dieser schönen Bahn den großen Xenophon zum Nachfolger, der in sich alle Eigenschaften eines Helden und Philosophen mit der Geschicklichkeit eines Geschichtschreibers verband.

Die Arzneykunst, welche man fast seit der Zeit des trojanischen Kriegs vernachlässigt hatte, erhob sich jetzt auf einmal durch die Erforschungen des Hippocrates, eines Schülers des Herodicus. Er legte von seiner tiefen Einsicht in die Beschaffenheit der menschlichen Körper, deren Krankheiten und ihre Gegenmittel eine ausnehmende Probe ab, indem er das Attische Gebiet von einer Pest befreyte, die im Anfang des Peloponnesischen Kriegs daselbst die schrecklichsten Verheerungen anrichtete; wodurch er sich in solchen Ruf setzte, daß man von ihm glaubte, es stehe nur bey ihm, den Todten das Leben wieder zu geben.

Zu gleicher Zeit blühte die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Mahlerey durch die Aufmunterung, welche Perikles geschickten Köpfen machte:

Er war es, der den Phidias, einen eben so trefflichen Mahler als Bildhauer, hervorzog, und ihm Gelegenheit verschafte, sein Talent an der herrlichen Statue der Minerva im Parthenon zu zeigen. In der Ausführung so vieler prächtigen Gebäude, womit er Athen auszierte, bediente er sich der Anordnung eben dieses geschickten Künstlers, und machte also sowohl seinem eigenen, als des letztern Geschmak Ehre. Kurz nach seiner Zeit wurden diese Künste von verschiedenen grossen Meistern fortgesetzt und theils noch höher getrieben; die Bildhauerkunst von dem Myron, der den Scopas von Paros, in gleichen den Polykletus von Sicyon zu Zeitverwandten und Mitelserern in seiner Kunst hatte: die Mahlerey aber von dem Polygnot aus Thasus, welcher als der erste bemerkt wird, der seinen Gemälden, von denen das Poecile einige darstellte, durch eine bisher unbekannte Wissenschaft ein Leben einzuflößen wußte, vom Apollodor, der in Ausscheltung des Schattens und Lichts und in dem Schimmer seiner Farben eine ausserordentliche Stärke bewies, und vom Parrhasius, einem Schüler des Weltweisen Sokrates, den einige für einen Athener, andere für einen Epheser halten, und der in genauer Beobachtung der Verhältnisse, Vollendung der Figuren, und dem Ausdruck des Lebhaften in den Gesichtern alle seine Vorgänger übertraf, und niemand als den Zeuxis von Heraclea und den Rhodischen Timanthes zu Nebenbuhlern in der Farbenmischung und Schilderung der Affekten hatte.

Die

Die Zelten der Tyrannen, die Isander 26 Jahr nach dem Tode des Perikles den Athenern aufdrang, so gefährlich sie auch ihrer Freyheit waren, hatten dennoch einen wichtigen Einfluß in die Verbesserung ihrer Schauspiele. Aristophanes, welcher um diese Zeit sich in der Comödie hervor that, hatte die Freyheit eines Sittenrichters auf das höchste gerieben, und so wenig des Volks, als der Häupter desselben geschont. Die Tyrannen unternahmen es, eine ihrer Gewalt so nachtheilige Gewohnheit einzuschränken. Sie verboten, ferner jemand auf der Bühne vorzustellen, oder auch nur bey Namen zu nennen. Die Poeten fiengen also jetzt an, sich erdichteter Namen in den Schauspielen zu bedienen, und diejenigen, deren Laster sie tabeln wollten, in anderer Gestalt, jedoch so kennlich vorzustellen, daß man sie leicht errathen konnte: und auf diese Art entstand die mittlere Comödie, welche statt der alten eingeführt ward. Unter diejenigen, welche kurz nach ihm mit dem meisten Beyfall spielten, rechnet man den Anaxandrides und Astydamus, welche den Preis in der Comödie erhielten.

Die kurz nach diesen folgenden Zeiten, in denen sich die Athener von dem Lacedämonischen Joch befreyt sahen, sind eine nicht weniger merkwürdige Epoche für die Philosophie. Denn damals wurden die meisten derjenigen Sekten gestiftet, in welche sich ihre Weltweisen theilten. Plato, der würdigste unter den Schülern des Sokrates, wählte die Akademie.

Akademie zum Schauplatz, wo er sein neues Lehrge-
 bände vortrug, das er aus den Lehrläßen des Hera-
 clitus, Pythagoras und Sokrates größtentheils
 zusammen gesetzt hatte, deren erstem er in den natür-
 lichen Dingen, dem andern in der Metaphysik, und
 dem dritten in der Moral und Politik folgte. Er
 stiftete die Sekte, die man von dem Orte, wo er
 lehrte, die der Akademiker nannte, und die sich nach-
 mals in zwey Theile theilte, indem einige seiner Nach-
 folger, Speusippus, Xenocrates, Palemon und
 Crates in seiner Schule zu lehren fortfuhren, andere
 aber im Lyceum ihren Hörsaal aufschlugen und unter
 dem Aristoteles die Sekte der Peripatetiker grün-
 deten. Andere Schüler des Sokrates brachten noch
 andere Sekten auf, als Aristippus die von seiner
 Geburtsstadt genannte Cyrenäische, welche die Wol-
 lust als das höchste Gut anpries, Euclides die Mez-
 garsche, die von Megara den Namen erhielt, wo-
 hin er nebst andern Philosophen nach dem Tode sei-
 nes Lehrmeisters geflohen war, Phädon die Eleische,
 und Antisthenes die Cynische, welche man von dem
 Cynofarges, wo er lehrte, also nannte, und wor-
 inn er den berühmten Diogenes zum Nachfolger
 hatte, der aber wahrscheinlich nicht zu Athen, son-
 dern zu Corinth seine Schule im Craneum hielt,
 zu welchen Sekten in spätern Zeiten Menedemus
 noch die Eretrische hinzu fügte.

Wir kommen jetzt auf die Zeiten Philipps und
 Alexanders, (das 13te Jharhundert nach der Er-
 bauung

bauung von Athen) dem berühmtesten Zeitpunkt der Wissenschaften nach dem Perikles. In diesem sehen wir die Schulen der Philosophen durch neue berühmte Namen verewigt, unter denen leicht Aristoteles, der Lehrmeister Alexanders, die oberste Stelle einnimmt. Dieser außerordentliche Geist that sich in allen Theilen der Weltweisheit mit gleichem Glück hervor, und bereicherte die Nachwelt mit einer großen Menge von Schriften, worin er seine neuen Entdeckungen in dem Reiche der Natur, sowohl der Thiere als der Pflanzen, ingleichen die Lehrsätze der Philosophie, der Rhetorik und Dichtkunst abgefaßt hatte. Diese Verdienste konnten ihn jedoch nicht vor dem Neide seiner Mitbürger schützen, welcher ihn im 13ten Jahr seines Lehramts aus Athen zu weichen nöthigte, nachdem er den Theophrastus zum Nachfolger im Lyceum hinterlassen hatte, welcher nach ihm daselbst mit solchem Beyfall lehrte, daß er auf 2000 Schüler, und unter ihnen den Demetrius, zählte, dem seine eilfsjährige Regierung dieser Stadt 360 Säulen, als eben so viel Zeugnisse ihrer Dankbarkeit, erwarb.

Während der Regierung des Demetrius zu Athen, in der 120 Olympiade, wirkte Sophocles, ein Sohn des Sophocles, einen Befehl aus, in welchem nicht allein untersagt ward, ohne des Volks und Raths Erlaubniß die Schulen zu öffnen, sondern auch allen Philosophen angedeutet ward, das Attische Gebiet zu räumen. Vermöge dieses Befehls mußte Theophrastus Athen verlassen; ward aber
nach

nach Ablauf eines Jahres zurück berufen; welches auch allen andern verbannten Weltweisen wiederfuhr, und Sophocles ward zu einer Geldstrafe von 5 Talenten verdammt. Nicht lange nach ihm entstanden abermals zwey neue Sekten in der Philosophie. Zeno, ein Schüler des Crates, Stilpo, Zenocrates und Palemon, stifteten die bekannte Lehre der Stoiker, die von dem bedeckten Gange, wo er lehrte, ihren Namen erhielt, und deren Grundsätze, welche eine gänzliche Verleugnung der menschlichen Empfindungen und die Beobachtung der strengsten Tugend einschärften, nachmals Ariston und Cleanthes weiter fortpflanzten.

Epicurus legte den Grund zu einer nicht weniger berühmten, und nach ihm genannten Sekte, welche das Vergnügen als das höchste Gut annahm, und machte den Anfang, ungefähr im siebenten Jahr nach dem Aristoteles, in einem zu Athen erkauften Garten. Seine neuen Lehrsätze, welche der menschlichen Neigung zur Sinnlichkeit gemäßer, als die Stoischen waren, und von ihm in 300 Büchern hinterlassen wurden, verschafften ihm ungemein viel Anhänger, und man bemerkt es als etwas Besondres an ihnen, daß sie ihre Meynungen niemals änderten, und ihren Lehrmeister ausnehmend in Ehren hielten.

Audere Weltweise machten sich eben so sehr durch Fortpflanzung der Lehren ihrer Lehrmeister, als diese durch Erfindung neuer Wahrheiten berühmt.
So

So blühte die Schule des Plato unter dem Speusippus, der ihn jedoch mehr in seiner Lehrart, als in seinen großen Talenten erreichte: ferner unter dem Xenocrates, welcher die großmüthigste Ungennüßigkeit und die untadelhafteste Keintigkeit der Sitten mit einem redlichen Eifer für die Besserung seiner Zuhörer verband, und nach diesen unter dem Polemon und seinem Nachfolger, dem Crates, neben welchem Crantor, ein noch weit würdigerer Schüler des Xenocrates, als Polemon, sich mit so unermüdetem Fleiß um die Akademie verdient machte, daß man ihn für einen der vornehmsten Pfeller der Platonischen Sekte hielt.

In der Schule der Cyniker lehrte Diogenes, welcher die Verachtung aller Reichthümer und Bequemlichkeiten des Lebens so weit trieb, daß er um seine Glückseligkeit selbst von dem Eroberer der Welt beneidet ward, und seine Lehren wurden von dem Crates und seiner Frau Hipparchia weiter ausgebreitet.

In der Megarischen Schule aber lehrte Theodor, welcher zu den schändlichen Lehrsätzen seines Meisters noch andere, nicht weniger gefährliche, hinzu setzte, wodurch er die Wirklichkeit der Gottheit leugnete. Während diese Weisen bemüht waren, die Philosophie zur Vollkommenheit zu bringen, erreichte die Comoble die höchste Stufe ihrer Vortreflichkeit, durch das glückliche Genie des Menanders. Dieser Mann hielt es für gefährlich, nachdem Alexander die
Frey-

Freiheit der Griechen fast gänzlich vernichtet hatte, seinen Vorgängern in der Kühnheit ihrer Spöttereyen nachzuahmen. Er brachte also lauter erdichtete Begebenheiten auf die Bühne, worinnen er die Sitten überhaupt schilderte, ohne gerade auf gewisse Personen Rücksicht zu nehmen. Diese Verbesserung des Lustspiels nannte man die neue Comödie. Jeder Kenner gesteht, daß er in seinen Stücken eine solche Kunst in den Affekten, in der Entwicklung, in artigen Scherzen und ausgesuchten Redensarten angebracht habe, daß er darinnen alle seine Vorgänger weit zurückließ. Dieser Vorzüge ungeachtet erhielt er bey seinen Lebzeiten den verdienten Beyfall nicht; von 30. 100 Stücken, die er aufführte, gewannen nur 8 den Preis, welchen bey den übrigen er allezeit dem Polemon, der ihm doch weit nachgieng, überlassen mußte.

Die Beredsamkeit hätte in diesem Jahrhundert eben so große Meister, als das Theater, aufzuweisen. Damals that sich Demosthenes in den trefflichen Reden hervor, welche eben so viel Beweise seiner Liebe für die Freyheit des Vaterlandes, als der Fruchtbarkeit seines Geistes sind, und erwarb sich dadurch den Namen des Vaters der Redekunst, welchen ihm niemand, als Aeschines vielleicht, streiftig machen konnte. Beyde hatten den Lycurgus, Hyperides und Dynarchus fast zu Zeitverwandten, welche zu andern Zeiten weit mehr geschimmert habet würden.

Diese

Diese Zeit ist außerdem noch durch die trefflichen Werke merkwürdig, die uns Lysippus in Erz, Praxiteles in Stein, Apelles, Aristides und Protogenes in Gemälden lieferten, welche, obwohl keiner von ihnen Athen als seine Vaterstadt ehrete, dennoch um deswillen eine Stelle unter den Athensischen Künstlern verdienen, weil sie alle nur zur Verschönerung dieser Stadt gearbeitet zu haben schienen.

Das 14te Jahrhundert, in welchem sich Aratus und Philopömen berühmt machten, ward zur Epoche der mittlern Akademie, welche den Arcesilaus, einen Schüler des Akademischen Crantor, für ihren Stifter erkannte. Dieser Philosoph folgte dem Crates, oder wie andere behaupten, dem Polemon in Plato's Schule, allein er veränderte dessen Lehrsätze in so vielen Stücken, daß er fast nichts als den Namen der Akademischen Sekte übrig ließ, deren Wahrheiten er durch die vorgegebene Zweifelhafteit aller Meinungen unkräftig machte. Seine Nachfolger waren Lachdes, der in dem Garten des Aratus lehrte, Selecles, Evander und Hegesimus, der den Carneades unterrichtete. Zu gleicher Zeit mit dem Arcesilaus lehrte Strato, des Theophrastus Schüler in dem Lyceum, nach welchem Lycon der Schule der Peripatetiker 40 Jahr lang vorstand, und den Aristo und Critolaus zu Nachfolgern hatte.

Im dem Porticus blühte Cleanthes, bey dem sein unermüdeter Fleiß den Mangel der Natur-

II. Band.

P

gaben

gaben, ausgenommen in der Beredsamkeit, ersetzte, und Chrysippus, der dadurch, daß er viel Lehrsätze von den Akademikern entlehnte, seiner eigenen Sekte nachtheilig ward, und die Meinungen seiner Gegner selbst zu unterstützen bemühet schien.

In der Schule des Epicurs aber ward Her- machus dessen Nachfolger, und dieser hatte wieder den Polystratus, Dionysius und Basilides zu Fortpflanzern seiner Lehren.

Im folgenden 17ten Jahrhundert, welches durch die endliche Zerstörung der Attischen Freyheit und den Anfang der Römischen Oberherrschaft bezeichnet ist, ward das Ansehen der Philosophischen Schulen durch drey Männer aufrecht erhalten, welche ihren Vorgängern mit Recht an die Seite gesetzt werden: denn damals lehrte Carneades in der Akademie, Crisolanus im Lyceum, und Diogenes der Babylonier, im Portikus. Ihnen haben die Römer den Geschmack zu danken, den sie von der Zeit an, da sie lebten, an der griechischen Philosophie gefunden haben. Denn da diese Weisen als Gesandten nach Rom geschickt wurden, um von den Römern die Erlassung einer, ihnen wegen der Verwüstung der Stadt Dropus auferlegten Geldbuße zu erbitten, machten ihre Lehren bey der Römischen Jugend so vielen Eindruck, daß dadurch ein außerordentlicher Trieb bey ihnen erregt wurde, den Sätzen einer Wissenschaft weiter nachzuforschen, welche die Tugend einschärft, und durch solche den Grund zur wahren Glückseligkeit

keit der Menschen legt. Der erste und vornehmste unter ihnen, Carneades stiftete die neue akademie, indem er in wenigen Lehrsäßen von dem Arcesilaus abgeng, dabey aber wie jener, die Zweifelhaftigkeit aller Wahrheiten, oder doch, daß die Schwachheit des menschlichen Verstandes nicht zulasse, das Wahre von dem Falschen mit Gewißheit zu unterscheiden, behauptete. Er war ein heftiger Feind der Stoiker, und hatte den Clitomachus, und dieser den Philo zum Nachfolger. Critolaus, des Aristo Schüler, hinterließ den Diodorus, und Diogenes der Babylonier, welcher in der Ruhe seines Gemüths und Mäßigung der Leidenschaften selbst dem Sokrates nichts nachgab, den Antipater von Sidon oder Tarsus an seiner Stelle, welchem Panaetius der Lehrer des Mnesarchus, und Posidonius nachfolgten. Beyde wurden von den Römern so sehr, als von den Griechen geschätzt: denn der erste lehrte mit dem größten Beyfall in Rom, woselbst er die Stoische Philosophie einführte, und den Lilius und Scipio unter seine Schüler zählte, und der letztere erhielt von dem Pompejus zu Rhodus, wo er Unterricht gab, außerordentliche Zeichen seiner Hochachtung. Auch der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts prangte noch mit trefflichen Weltweisen. Von diesen ward der Akademiker Antiochus, dem Theomnestes folgte, als Wiederhersteller der Platonischen Lehrsätze (welche die irrigen Meinungen des Arcesilaus und Carneades verderbt hatten) betrachtet; Cratippus hieß die Stütze

der Stoischen Philosophie, und der Sidonische Zeno die Ehre der Epikurischen Schule. Sie wurden Lehrer der Größten unter den Römern, des Cicero, Cotta, Atticus und Brutus, die von dem Ruf ihres Namens gelockt, zu ihren Vorlesungen kamen. Minder günstig waren die ersten Zeiten der Römischen Monarchie den Attischen Gelehrten, welche während der Unterdrückung der bürgerlichen Freyheit durch die Wissenschaften eine Art von Oberherrschaft über ihre Ueberwinder behielten und sie geduldet hatten, nicht nur ihre Sitten und Sprache anzunehmen, sondern auch von ihnen die Gesetze der Tugend und des sittlichen Lebens zu empfangen. Der Ruf der Lehrer zu Massilia in Gallien breitete sich dergestalt aus, daß die Römer häufig dahin zu wandern anfiengen, und die attischen Lehrsäle leer wurden.

Adrianus, der die verfallene Pracht Athens durch seine herrlichen Anlagen herstellte, erweckte auch den Ertz der Römer nach den dasigen Schulen wieder, und beförderte die Studien durch den Bau eines Gymnasiums und die dabey gestiftete Bücherammlung. Sein Nachfolger Antoninus der Philosoph folgte ihm in diesen Bemühungen, er stellte alle Arten von Lehrern daselbst an, und begabte sie mit jährlichen Besoldungen. Der Zufluß der Studirenden, unter welchen selbst die Kaiser Severus und Julianus gezählt wurden, nahm von neuem zu, und die Vorliebe der Römer

mer für die dastigen Gelehrten ward so groß, daß diejenigen, welche ihre Kinder nicht dahin schicken konnten, doch die Lehrer derselben aus dieser Stadt wählten. Der Flor der Wissenschaften erhielt sich in dieser Pflanzschule noch im 4ten Jahrhunderte nach Christus zu den Zelten des Chrysostomus und des Gregorius von Nazianz, der Athen mit dem prächtigen Beynamen Pavimentum doctrinarum bezeichnet.

G. A. von Breitenbach.

Uebersicht der Hauptsätze der Kantischen Critik der reinen Vernunft.

Mit Sicherheit kann ich wohl von einem jeden Jünglinge, der sich seiner akademischen Laufbahn nähert, die Erwartung hegen, daß ihm der Name der Kantischen Critik der reinen Vernunft nicht fremd sey. Mancher meiner jungen Leser, mag vielleicht schon an diesem, mit seltenem Tiefinn geschriebenen Werke, die Kräfte seines Nachdenkens versucht; und, entweder bey einigem glücklichen Erfolge daran Geschmack gewonnen, oder es wegen unüberwindlich scheinender Schwierigkeiten einstweilen zur Seite gelegt haben. Mancher hat wenigstens, sey es nun durch Lectüre oder durch mündliche Mittheilung, von diesem merkwürdigen Buche so viele Kunde erhalten, daß er es als ein Produkt kennt, welches in der Geschichte der Philosophie eine neue glänzende Epoche macht. Auf jeden Fall hoffe ich, daß es Ihnen, werthe Jünglinge, nicht unwillkommen seyn wird, wenn ich mich bestrebe, Ihnen über die Hauptsätze eines so berühmt gewordenen Werks, eine möglichst deutliche, und deshalb nicht zu sehr eingeschränkte, Uebersicht zu geben. Abgerechnet, daß man in den jetzigen Zeiten wohl schwerlich

schwerlich auf einige philosophische Gelehrsamkeit Anspruch machen dürfte, sobald man nicht, wenigstens von den Hauptsätzen dieses scharfsinnigen Werkes, unterrichtet wäre: so tritt schon selbst für Sie, die Sie sich auf Ihre akademischen Jahre vorzubereiten suchen, ein nicht unwichtiges Bedürfnis ein, mit dem Geiste und dem Inhalte dieses Werkes zuvor einigermaßen bekannt zu seyn. Ist der Lehrer, welchen Sie, sobald Sie die Akademie besuchen, zu Ihrem Führer in der Philosophie wählen, auf der Seite derer, welche der sogenannten Kantischen Philosophie folgen, so werden Sie seinen Vortrag um so leichter fassen und benützen können. Wäre hingegen gegen Ihr Lehrer mit den Grundsätzen dieser Philosophie nicht einverstanden, so möchten Sie schwerlich manchen Wink und Fingerzeig, der sich als Berichtigung oder Widerlegung auf die Kantische Art zu philosophiren bezöge, bemerken, und noch weniger ihn zu verstehen und zu prüfen im Stande seyn; wenn Sie ohne alle Vorkenntnisse von dem hauptsächlichsten Inhalte der Kantischen Philosophie, und vorzüglich der Critik der reinen Vernunft, zur Akademie kämen. In dem Aufsatze, den ich Ihnen gegenwärtig liefere und dem ich in dem künftigen Stücke dieser akademischen Vorübungen, mehrere mit demselben zusammenhängende Aufsätze, folgen lassen werde, schränke ich mich bloß auf die, in der Kantischen Critik der reinen Vernunft enthaltene Einleitung ein. Da diese die Idee und den Zweck dieser neuen Theorie angiebt und Sie schon ziemlich

P 4

genau

genau den Geist der Kantischen Philosophie daraus kennen lernen können, so hoffe ich, werden Sie es mir zu Gute halten, wenn ich Sie diesmal nicht weiter führe. — Jetzt zur Sache selbst!

Nach dem bisherigen Zustande der Philosophie hatte man angenommen, daß der Ursprung aller menschlichen Erkenntnisse in der Erfahrung zu suchen sey. Man war also der Meinung, daß die Seele zu allen ihren Erkenntnissen auf keine andre Art gelange, als indem sie sich, aus den, durch die äußern Gegenstände den Sinnen zugeführten Eindrücken, und den dadurch hervorgebrachten Empfindungen, vermöge der Anlagen des Verstandes und der Vernunft, dieselben erwerbe. Nach dieser Theorie entstehen folglich alle menschlichen Erkenntnisse bloß auf die Weise, daß die Seele die äußern Eindrücke der Gegenstände empfindet; sodann die Gegenstände selbst nach ihren Merkmalen beachtet, sie aussondert und wieder verbindet, und sich endlich so vermöge des Urtheilens und des Schließens die ganze Summe ihrer Erkenntnisse bereitet.

Nach der Kantischen Lehre hingegen, hebt zwar alle Erkenntnis der Zeit nach mit der Erfahrung an, allein sie entspringt darum doch eben nicht alle aus der Erfahrung. Vieles von dem, was in der menschlichen Erkenntnis ist, wird vielmehr von unserm eignen Erkenntnisvermögen hergegeben, und die sinnlichen Eindrücke kommen dabey, nicht
als

als hervorbringende Ursachen, sondern bloß als solche Veranlassungen in Betracht, welche zum Bewußtwerden desselben Gelegenheit geben.

Es ist daher ein Unterschied zu machen zwischen solchen Erkenntnissen, welche nur durch Erfahrung möglich sind, und zwischen denselben, welche schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig Statt finden. Jene erstern Erkenntnisse heißen deswegen in der Kritik der R. W. empirische, und diese letztern reine Erkenntnisse. Noch gewöhnlicher werden die erstern Erkenntnisse a posteriori und die letztern Erkenntnisse a priori genannt. Wir erkennen etwas a posteriori, heißt demnach: der Ursprung unsrer Erkenntniß (nicht der Zeit sondern dem Grunde nach) liegt in der Erfahrung oder in der, sich auf Empfindung gründenden und mit Bewußtseyn verbundenen Wahrnehmung. Wir erkennen etwas a priori, heißt hingegen: die Quelle, woraus unsere Erkenntniß hervorgehet, ist nicht die Erfahrung sondern unser eignes ursprüngliches Erkenntnißvermögen.

Um zu beurtheilen, ob ein Satz oder ein Urtheil eine Erkenntniß a posteriori oder a priori sey, dieß heißt also: ob eine Kenntniß durch Erfahrung gewonnen oder ob sie, das Erzeugniß des Erkenntnißvermögens selbst seyn müsse, darüber geben folgende Merkmale eine sichere Auskunft. Sobald wir uns, bey irgend einem Satze zu denken haben, daß er nicht als allgemein und, was ein
 P. 5 noch

noch bestimmteres Criterium ist, als strenge (absolut) nothwendig gelte, so ist dieser Satz eine Erkenntniß a posteriori. Erfahrung lehrt nämlich bloß, daß Etwas sey, und daß sich hier und da bisher noch keine Ausnahme von der Regel gefunden habe, allein es kann durch sie auf keine Weise ausgemacht werden, daß Etwas schlechterdings seyn, und so seyn müsse, wie es ist; daß es nicht anders seyn könne, und durch keine Ausnahme, in seinem Umfange, begränzt seyn werde. Wenn wir z. B. den Satz aussprechen: jeder gesunde Mensch hat fünf Sinne, so werden wir zwar von der Richtigkeit dieses Urtheils durch die Erfahrung belehrt, und selbst durch die Erfahrung zu der Bildung dieses Urtheils geleitet; allein keines Weges wird durch eben diese Erfahrung ausgemacht, daß diese Zahl der menschlichen Sinne absolut nothwendig sey und daß gerade fünf und nicht mehr, oder weniger Sinne bey dem Menschen Statt finden können und müssen. Oder wenn wir das Urtheil fällen: wenn die Sonne den Stein bescheint, so wird er warm, so sind wir zwar allerdings zu der Abfassung dieses Urtheils durch die Erfahrung berechtigt, allein wir können deshalb doch nicht behaupten, daß dieses gerade so seyn müsse und nicht anders seyn könne: sondern wir können eigentlich nur so viel sagen, daß, so viel wir bisher wahrgenommen haben, uns noch keine Ausnahme hiervon in der Erfahrung vorgekommen sey. — Sobald wir hingegen bey irgend einem Satze nicht müßig können, ihn uns als allgemein und strenge nothwen-

nothwendig zu denken, so ist er ein Urtheil a priori. Wenn wir z. B. sagen: $7 + 5 \text{ ist} = 12$ oder alles, was geschieht, hat eine Ursache, so sind dieses a priori bestehende Sätze, denn es ist uns schlechterdings unmöglich, sie uns anders als solche Sätze zu denken, welche allgemein und strenge nothwendig sind. Der Zusatz, welcher bey allen a posteriori gegründeten Urtheilen Statt findet: „daß es wohl auch anders seyn könne, oder: soviel wir bisher darüber wahrgenommen haben“ würde hier widersinnig seyn.

Allgemeinheit und strenge Nothwendigkeit sind demnach die sichern Merkmale jeder Erkenntniß a priori. Zwar giebt es empirische Sätze, denen auf gewisse Weise Allgemeinheit zukommt, wie z. B. wenn ich sage: Alle Menschen sind sterblich, allein diese Allgemeinheit ist nicht strenge und absolut. Man kann bloß sagen, daß bey diesem Satze als eine Regel betrachtet, bisher noch keine Ausnahme von dieser Regel vorgekommen sey, und deshalb nennt Kant eine solche Allgemeinheit nur eine comparative (durch Vergleichung und Zusammenstellung der mehrern Erfahrungen erzeugte) und angenommene Allgemeinheit.

Außer diesem Unterschiede der sich in der menschlichen Erkenntniß findenden Sätze und Urtheile, nach welchem sie nämlich entweder a priori (rein) oder a posteriori (empirisch) sind, ist noch ein anderer Unterschied derselben merkwürdig und wichtig, der bey

bey beyden Arten dieser Sätze in Betracht kommt. Dieser Unterschied bezieht sich auf den Grund der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte in einem ausgesagten Urtheile. Der Grund, vermöge dessen nämlich, in einem Urtheile ein Prädicat mit dem Subjecte verbunden werden kann, liegt entweder in dem Grundbegriffe des Subjectes oder außer demselben. Liegt der Grund in dem Grundbegriffe des Subjectes, so sagt das Prädicat bloß ein solches Merkmal aus, welches schon in dem Begriffe des Subjectes, sey es auch versteckter Weise, enthalten war. Wenn ich also z. B. sage: „die Körper sind ausgedehnt“ so ist in diesem Satze das Prädicat der Ausdehnung bereits in dem Grundbegriffe eines Körpers überhaupt eingeschlossen, indem man sich den Körper überhaupt als ein, der Länge, Breite und Tiefe nach, zusammengesetztes, das ist ausgedehntes Wesen denken muß. Liegt hingegen der Grund der Verbindung eines Prädicats mit dem Subjecte außer dem Grundbegriffe des Subjectes, so kann folglich das Merkmal, welches in einem Urtheile dieser Art von dem Subjecte ausgesagt wird, nicht auf die vorige Weise, als in dem Begriffe des Subjectes bereits enthalten, betrachtet werden, sondern es wird hinzugesetzt. Wenn ich z. B. sage: „dieser Tisch ist eckigt“ so liegt das Prädicat der eckigten Gestalt auf keine Weise als bestimmt in dem Begriffe eines Tisches überhaupt, denn ein Tisch kann auch oval oder rund seyn: sondern dieses Prädicat kommt als ein außer dem Begriffe des

Subjec.

Subjectes liegendes Merkmal zu dem Subjecte hinzu.

Diesentgen Sätze nun, in welchen das Prädicat bereits in dem Begriffe des Subjectes enthalten ist, heißen analytische; solche hingegen, in welchen das Prädicat in dem Begriffe des Subjectes nicht eingeschlossen ist, synthetische Urtheile. Bey den erstern Urtheilen ergiebt sich nämlich der Grund der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte aus der Zergliederung (Analysis) der dem Grundbegriffe des Subjectes zukommenden Merkmale, ohne welche also das Subject nicht als ein solches gedacht werden könnte, und mithin ohne Begriff seyn würde. Bey den Sätzen der zweyten Art hingegen, erhellt der Grund der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, auf keine Weise aus der Analyse des Grundbegriffs des Subjectes, sondern das Prädicat ist ein neuer Zusatz zu demselben, und kommt folglich durch eine Synthesis hinzu.

Die analytischen Urtheile werden deshalb auch: Erläuterungs- und die synthetischen Erweiterungs- Urtheile genannt.

Da bey den analytischen Sätzen, das Prädicat jederzeit schon in dem Grundbegriffe des Subjectes enthalten ist, so hängen sie mithin in Absicht der Prüfung und Beurtheilung ihrer Richtigkeit von dem Satze des Widerspruchs ab. So wäre es z. B. widersprechend zu sagen: „ein Körper sey nicht ausgedehnt“ weil durch ein solches verneinen
des

des Prädicat der Grundbegriff des Subjectes selbst gänzlich zernichtet und aufgehoben würde. Eben deswegen sind die analytischen Urtheile aber auch notwendige Sätze und folglich Sätze, die a priori bestehen, indem Nothwendigkeit nach dem Obigen ein Charakter der nicht empirischen Natur der Bildung eines Satzes ist.

Bei den synthetischen Urtheilen ist der Fall anders. Hier kann die Richtigkeit derselben oder die Befugniß zu ihrer Abfassung nicht nach dem Satze des Widerspruchs beurtheilt werden. So widerspricht es in dem als Beispiel bereits angeführten Satze: „dieser Tisch ist eckigt“ dem Grundbegriffe des Subjectes Tisch gar nicht, wenn ich demselben auch ein anderes Prädicat, als rund oder oval beylege oder sage: er ist nicht eckigt.

Es entsteht demnach die Frage: welches ist der Grund der Verbindung eines Prädicats mit dem Subjecte in den synthetischen Urtheilen?

Bei den a posteriori bestehenden, oder empirisch synthetischen Urtheilen ist dieser Grund nicht schwer aufzufinden. Der Grund der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte ist nämlich die Erfahrung, oder die Wahrnehmung selbst. Wenn ich z. B. das Urtheil fälle: „alle Körper sind schwer“ so liegt der Grund, warum ich das Prädicat der Schwere zu dem Subjecte hinzu zu fügen berechtigt bin, darin, daß ich aus Erfahrung weiß,
daß

daß sich das Merkmal der Schwere an jedem Körper finde und daß uns bisher, soviel wir wissen, kein Körper in der Erfahrung vorgekommen sey, bey dem sich nicht Schwere finde.

Nicht so leicht ist der Grund der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, bey den a priori bestehenden synthetischen Urtheilen ausfindig zu machen. So ist z. B. der Satz: „zwischen zwey Punkten ist die gerade Linie die kürzeste“ ein Urtheil a priori, weil dieser Satz die Merkmale der uneingeschränkten Allgemeinheit und der absoluten Nothwendigkeit mit sich fährt. Analytisch kann dieses Urtheil nicht seyn, weil das Prädicat auf keine Weise aus dem Begriffe Linie als in ihm enthalten entwickelt werden kann. Linie kann nämlich bloß als Größe gedacht werden, oder als Bewegung eines Punktes durch eine gewisse Anzahl Raumtheile. Krümmheit und Geradheit geben nicht die Größe sondern die Beschaffenheit, oder die Art und Weise der Beschreibung der Linie an. Daß also zwischen zwey Punkten die gerade Linie die kürzeste sey, folgt keinesweges aus dem Begriffe der geraden Linie, als geraden Linie, weil in diesem Begriffe die Linie nicht als bloße Quantität, sondern als eine zufällige Beschaffenheit der Quantität gedacht wird. Folglich ist dieser Satz also synthetisch und zwar synthetisch a priori.

Diesen Grund der Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte in den a priori bestehenden synthetischen Sätzen zu bestimmen, und dadurch die wichtige

wichtige und schwere Aufgabe aufzulösen: wie sind synthetische Urtheile oder Sätze a priori möglich? dieses ist nun das Hauptziel der ganzen Critik der reinen Vernunft.

Wie wichtig die Auflösung dieser Aufgabe sey, dieses läßt sich sehr bald einsehen, wenn man auf alle theoretischen Vernunftwissenschaften, die reine allgemeine Logik abgerechnet, seine Aufmerksamkeit richtet. Hier zeigt sich bey einer genauen Untersuchung, daß die Principien derselben synthetische Sätze a priori sind. So sind.

1) in der Mathematik alle Sätze synthetische Urtheile a priori. Sie werden nämlich alle, nicht wie die analytischen Sätze vermöge des Principis der Identität, aus bloßen Begriffen erkannt und sind folglich synthetisch; auch tragen sie den Charakter der Allgemeinheit und der strengen Nothwendigkeit an sich und sind daher a priori. Man nehme z. B. außer dem, bereits angeführten Satze: „daß zwischen zwey Punkten die gerade Linie die kürzeste sey“ noch den Satz $3 + 6 \text{ ist} = 11$. Hier entscheidet die, sich bey diesem Satze findende Allgemeinheit und Nothwendigkeit für die a priori gegründete Natur, oder für die Priorität desselben. Daß dieses Urtheil zugleich aber auch synthetisch sey, erhellt daraus, daß in der Vorstellung des Zusammennehmens der Zahl 5 und der Zahl 6, noch gar nicht daran gedacht wird, welches die einzige Zahl sey,

sey, die jene beyden Zahlen in sich begriffe.
Das Prädicat = 11 ist daher ein keines Weges
aus der Zergliederung des Subjectes 5 + 6 ent-
stehender Zusatz. Was bey diesen angegebenen
Beyspielen der Fall ist, das ist nun überhaupt
auch der Fall bey allen geometrischen, und bey
allen Sätzen der reinen Arithmetik und der
allgemeinen Mathesis überhaupt. *)

2) sind auch in der Naturwissenschaft (Physik)
synthetische Urtheile a priori als Principien ent-
halten. Man setzt darin z. B. die strenge all-
gemeinen und nothwendigen, solut a priori be-
stehenden Sätze: „Alles was geschieht hat
eine Ursache“ und: „Jeder Wechsel fordert
etwas Bestimmtes, wovon der Wechsel aus-
geht“ als apodictisch gewisse Principien voraus.
Daß diese Sätze synthetisch sind, ergiebt sich dar-
aus, weil sich eb-n so wenig aus dem Begriffe des
Subjectes: Alles was geschieht, das Prädicat
der Ursache, als aus dem Begriffe des Subjectes:
Wechsel, das Prädicat der Beharrlichkeit her-
auswickeln läßt.

3) sind endlich besonders in der Metaphysik syn-
thetische Sätze a priori enthalten. Ja die Me-
taphysik ist sogar ganz eine reine aus lauter syn-
thetischen

*) Die allgemeine Mathesis beschäftigt sich mit dem
Quantis überhaupt, ohne auf irgend eine besonders
Art derselben Rücksicht zu nehmen.

thetischen Sätzen a priori bestehende Wissenschaft.
Die Theile der Metaphysik sind nemlich:

- a) Ontologie, diese soll lehren, was jedem Dinge überhaupt als Ding betrachtet absolut nothwendig zukomme.
- b) Cosmologie, diese soll zeigen, was einer Welt überhaupt —
- c) Psychologie, diese soll bestimmen, was einem denkenden Wesen als einem solchen — und
- d) natürliche Theologie, diese soll angeben, was dem allervollkommensten Wesen als einem solchen für absolut nothwendige Prädicate beygelegt werden müssen.

Hier ist nun bey der Bestimmung dessen, was allen diesen angegebenen Subjecten zukomme, gar nicht auf solche Prädicate Rücksicht zu nehmen, welche sich aus den Begriffen dieser Subjecte, durch ihre Zergliederung entwickeln lassen. Hierdurch würden nämlich alle unsre, dadurch erhaltenen Erkenntnisse, nichts weiter, als bloße Gedankendinge, und als das Spiel unsrer eignen Vorstellungen seyn. Damit wäre uns aber, wenn wir in Absicht der übersinnlichen Geaenstände uns irgend einige reelle und nicht bloß ideale Erkenntnisse verschaffen wollen, wenig geholfen. Die Frage ist vielmehr die: ob die Prädicate, die wir jenen Objecten beylegen, denselben auch wirklich außer unsrer Vorstellung zukommen, und ob sie nicht etwa außerhalb unsrer Vor-

Vorstellung für uns ein Nichts oder = 0 sind?
 Hieraus fließt dann aber auch die Folge, daß die Me-
 taphysik, wenn sie nicht anders ein bloßes Gedan-
 kenspiel seyn, sondern, wie es ihr Zweck erfordert,
 uns mit Gewißheit belehren soll, daß unsre Begriffe
 von den Gegenständen ihnen auch wirklich correspon-
 diren, nicht bloße Analysis der Begriffe seyn, son-
 dern ihrem wesentlichsten Theile nach aus lauter
 synthetischen Sätzen a priori bestehen müsse. Müs-
 sen daher die Sätze der Metaphysik synthetisch und
 zugleich von der Art seyn, daß sie, eben weil sie so
 ganz außer dem Felde aller möglichen Erfahrung lie-
 gen, (z. B. „unsre Seele hat Freyheit und Un-
 sterblichkeit; das notwendige Urwesen existirt
 wirklich“) a priori seyn müsse: so erhebt hier-
 durch die wichtige Frage: ob auch überhaupt so
 etwas als Metaphysik möglich sey?

Auf die Beantwortung dieser Frage bezieht sich
 der vorzügliche Inhalt der Critik der reinen
 Vernunft.

Nach diesem allen, ist es das einzige Geschäft
 der Critik der R. V. zu untersuchen: ob und in
 welcher Art synthetische Erkenntnisse a priori
 möglich sind und wie man dieselben bloß a priori
 auf Gegenstände anwenden könne? Sie heißt
 Critik der reinen Vernunft, weil sie nicht eine Ver-
 urtheilung philosophischer Systeme, sondern weil
 ihr Object die Vernunft selbst ist und untersucht
 werden soll: wie die Vernunft vermögend und be-
 fugt

fugt sey, unabhängig von aller Erfahrung, Begriffe mit einander zu verknüpfen, welche an sich einander ganz fremd sind, oder mit einem Worte: synthetische Sätze a priori zu erzeugen.

Erkenntnisse, wodurch man in den Stand gesetzt ist zu beurtheilen: ob und in welcher Art sie als a priori synthetisch möglich und wie sie bloß a priori auf Gegenstände anwendbar sind, heißen: transcendente Erkenntnisse.

Was endlich die Eintheilung der Critik der reinen Vernunft betrifft, so ist sie:

- 1) in die reine Elementarlehre und in die Methodenlehre abgetheilt.
- 2) in Ansehung des gedoppelten Gebrauchs der Vernunft ist sie eine Critik der speculativen und eine Critik der praktischen Vernunft.

Die Elementarlehre theilt sich, nach den zwey Hauptquellen der menschlichen Erkenntniß, als der Sinnlichkeit und dem Verstande, in die transcendente Sinneslehre oder Aesthetik und in die transcendente Verstandeslehre oder Logik.

Dieses wäre nun der hauptsächlichste Inhalt der Einleitung in die Kantische Critik der reinen Vernunft. Vielleicht möchte Ihnen der, hier mitgetheilte erläuternde Auszug aus derselben, vorzüglich am Schlusse dieses Aufsatzes noch nicht deutlich

deutlich genug seyn. Erwarten Sie indeß die
deutlichere Darstellung z. B. von dem, was Sie
sich eigentlich von Elementar- und Methodenlehre
u. s. w. vorzustellen haben, von der künftigen Aus-
einandersetzung dieser Lehren selbst. Jetzt war es
mir nur darum zu thun, Ihnen von dem Inhalte
der Critik der N. B. am Schlusse dieses Aufsatzes
die Skizze mitzutheilen. Der im nächsten Stücke
dieser Vorübungen folgende Aufsatz wird der Dar-
stellung der transcendentalen Aesthetik gewid-
met seyn.

8.

Wer hat Beruf, sich dem Studiren und
dem gelehrten Stande zu widmen?

Vom Konrektor Richter.

Vorerinnerung.

Diese Abhandlung hat meinen verstorbenen Freund, Johann Gottfried Richter, zum Verfasser, der sie zunächst einer periodischen Schrift „Für Jünglinge vom reiferem Alter“ bestimmte, welche er eben in Gesellschaft mehrerer Gelehrten anfangen wollte, als er, zu früh für seine Freunde und für die Wissenschaften, in seinem dreißigsten Jahre starb. Als Lehrer am Pädagogium zu Halle, dann als Konrektor an der Oberschule in Bernigerode hatte er sich fruchtbare Erfahrungen gesammelt, deren Resultate in Hinsicht auf eine so bedeutende Frage man hier gern und mit Achtung gegen den trefflichen Mann lesen wird. — Er hat außerdem noch eine Anzahl philosophischer und pädagogischer Aufsätze, von seltenem Werthe, handschriftlich hinterlassen, welche ich nächstens mit einigen schon gedruckten, unter dem Titel: Johann Gottfried Richter's literarischer Nachlaß, herausgeben werde. Vielleicht dient die
gegen

gegenwärtige Probe dazu, noch mehr Aufmerksamkeit für diese Sammlung zu erwecken. Ich werde ihr Richters Biographie voransetzen, eines Mannes von den herrlichsten Geistes- und Herzensvorzügen. Wenn es mir gelingt, ihn ganz so zu charakterisiren, wie er mir während der letzten Jahre seines Lebens, in welchen ich gemeinschaftlich mit ihm an der Erziehung der jüngeren Reichsgrafen von Stolberg-Wernigerode arbeitete, in einer ununterbrochenen Vertraulichkeit erschien; so wird man, glaube ich, gestehen, daß die Trauer der Freundschaft um seinen Verlust eine Angelegenheit des ganzen Publikums sey. —

Stettin,

am 7. Januar 1793.

Dr. Karl Reinhard,

Sobald Menschen zu größern oder kleinern Gesellschaften sich vereinigen und zu einem gemeinsamen Ganzen bilden; so erzeu't diese Vereinigung zugleich die mannigfaltigen Modifikationen der in diesem Ganzen enthaltenen physischen und geistigen Kräfte, und es entstehen die verschiedenen Arten von Beschäftigungen, Arbeiten, Lebensarten und bürgerlichen Verhältnissen. Eine Organisation, welche dem Auge des Beobachters ein schön geordnetes, durch unsichtbare Bande zusammengehaltenes Ganze darstellt.

In solchen Organisationen sollten Menschen sich bilden. Dies war unverkennbarer Plan und Wille der schöpferischen Natur, zu deren Erfüllung ihre Kinder durch Gefühl des Bedürfnisses hingeleitet wurden. Mit weiser Hand hat sie selbst dazu vorbereitet, und wirkt zur Haltbarkeit und Vollendung ihres Werkes täglich fort. Wozu wäre die bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit in der Antheilung ihrer Gaben, in dem Maße der physischen und moralischen Kräfte ein so ausnahmsloses Gesetz, daß sich ihre Weisheit und Macht in der Beobachtung desselben noch nie erschöpfte? Wozu anders, als daß aus ihrer harmonischen Vereinigung die höchste Vollkommenheit und Schönheit ihres Meisterwerks hervorgehen sollten?

Keine, auch die kleinste Kraft ist umsonst und entbehrlich. In dem großen Erbeverke der Maschinen ist irgendwo eine Lücke, die ihrer bedarf,

um

um der Bewegung des Ganzen Nachdruck oder Leichtigkeit zu geben. Wie würde das Wohlseyn der menschlichen Gesellschaft bestehen, wenn alle Theile nach einem Plage streben, und allen, dahin zu streben, Vermögen geworden wäre?

Durch das Maß von geistiger und körperlicher Kraft, welches die Natur verlieh, bestimmte sie jedem Individuum die Stelle, wo es mit dem besten und glücklichsten Erfolge wirken sollte. Es gezeigte ihrem edlern Sohne nicht, gewaltsam, wie durch Vulkane ein Gebleg — oder zufällig, wie durch den Flug eines Vogels der Saamen zum schattenden Baum — hingeworfen zu seyn an den Ort, wo er stehen sollte. Ihm gab sie Gefühl seiner Kraft, und Freiheit zu wählen. So sollte er suchen — und Umstände, durch die sie ihn leitet, lassen ihn finden.

Es mag seyn, daß zuweilen ein gewaltsames Hinwerfen, oder ein zufälliges Hinwerfen gerade zu dem bestimmten Plage bringt. Es bleibt doch nur Ausnahme von dem, was, in der Regel, Folge des richtigen Gefühls unserer Kräfte und Neigungen, der eignen Ueberlegung und der freyen Wahl seyn soll.

Diese Wahl einer Lebensart, die wir ergreifen, eines Standes, für den wir uns bestimmen, hat einen zu großen Einfluß auf die Zufriedenheit und Glückseligkeit unsers ganzen Lebens, als daß wir dabey nicht mit dem bedachtamsten Nachdenken und der reifsten Ueberlegung verfahren sollten. Denn

es steht, wenn wir einmal unglücklich gewählt haben, so selten in unsrer Gewalt, ohne großen Nachtheil zurück zu gehen. Und doch ist nicht nur der Gesellschaft, sondern unsrer eignen Wohlfahrt alles daran gelegen, ob wir die Stelle ausfüllen, an der wir stehen, ob es uns zukam, da Platz zu nehmen, wo wir uns hinstellten.

Leider liegen freylich in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie gegenwärtig sind, manche Hindernisse, welche die Sache erschweren, und entweder unsre Ueberlegung irre leiten, oder unsre Freyheit beschränken. Wir müssen gemeinlich in einem Alter wählen, in welchem wir weder ein richtiges Gefühl unsrer Kräfte, noch deutliche Begriffe von den Erfordernissen der Bestimmung, welche uns vorschwebt, haben können. Unsre Berechnung muß daher nothwendig unsicher ausfallen, weil der Maßstab unrichtig war, den wir anlegten. Und es ist nicht zu läuanen, daß die Wahl der meisten jungen Leute, die sich zu irgend einer Lebensart entschließen, mehr durch gewisse geheime Neigungen und dunkle Gefühle, als durch reifes Nachdenken geleitet wird, und daß selbst diese angeblichen Neigungen an so manche Zufälligkeiten sich hängen.

Die schöne Uniform oder das muthige Pferd machen den künftigen Soldaten; der ehrwürdige Doctor und die Achtungsbezeichnungen, die den Geistlichen begleiten, entflammen zu dem Wunsche, der Kirche zu dienen; das Beyspiel des Vaters, die
Leichtig:

Reichthum, womit diese und jene Aemter ihren Mann zu nähren scheinen; das Gepränge oder die Bequemlichkeit, die sie versprechen, und tausend andere Reize, die nicht so sonderbar gedacht werden können, als sie in dem Auge des Kindes und der Seele des Jünglings sich mahlen, geben Neigung und sind nicht selten das Gewicht, welches der Waage den Ausschlag giebt. Denn die Vorbereitung, die nun einmal schon so früh darauf zugeschnitten werden muß, macht es nothwendig, schon jetzt den Ausschlag zu geben.

Eine andere Frage ist es, ob dies nicht anders seyn könnte? Ob es nicht zweckmäßiger wäre, das frühere Jugendalter überall nur durch solche Vorübungschulen gehen zu lassen, die, abgesehen von jeder besondern Bestimmung, den Menschen für jede künftige Lage, allgemein und unmittelbar seiner Menschenbestimmung näher brächten, und im eigentlichen Sinne gemeinnützlich wären. Mir wenigstens, scheint es, daß jede besondere Vorbereitung zu einer nachmals gewählten Lebensart, durch diese allgemeine Bildung zur Humanität nichts versöre; vielmehr durch eine auf diese Weise bewirkte Entwicklung aller Anlagen und Kräfte unglaublich begünstigt und beschleunigt werden müßte. Unter ihr reifte denn auch der Geist der bedächtigen Ueberlegung entgegen, die über sein künftiges bürgerliches Verhältniß entschiede.

Da es indessen nicht bey uns steht, über die Umstände zu gebieten; so haben wir es als Wohlthat

zu betrachten, daß wir dasjenige, was uns selbst noch an Einsicht und Verstandesreise gebricht, oft durch die Einsichten und den Rath verständiger Personen ersetzen können. Und wer könnte mehr Recht dazu haben, sich einen Einfluß auf die Richtung unsrer Neigungen und die Leitung unsres Willens zuzueignen, und unsre eigne Freyheit zu beschränken, als diejenigen, von welchen unsre Jugend, durch die Bande der Natur und der Fürsorge abhängig ist, und welche zugleich die meiste Gelegenheit haben, unsre Kräfte zu würdigen, und ihre Richtung zu beobachten? Sind es ihre überlegenen Einsichten in die Natur des zu wählenden Standes und ihre richtigere Beurtheilung des Maßes unsrer Kräfte; so sind wir weniger in Gefahr durch ihren Rath, als durch unsern eignen, oft noch sehr kindischen Willen, gemisletet zu werden; und unsre Freyheit wird durch sie, wie durch jedes weise Gesetz, zu unserm Vortheil beschränkt.

Allein es bedarf wohl keines Beweises, daß auch der Wille der Aeltern in Absicht der künftigen Bestimmung ihrer Kinder nicht immer auf Einsicht und vernünftige Ueberlegung gebauet ist, und sich, wenn gleich nicht von den Neigungen des Kindes, doch von dem Willen der Natur oft in gerader Richtung entfernt.

Denn, diejenigen Aeltern abgerechnet, welche über die Anlagen ihrer Kinder und ihre Tauglichkeit zu gewissen Bestimmungen gar nicht urtheilen können;

so

So ist es ja so ungewöhnlich nicht, zu hören, wie hier eine Mutter den Sohn schon der Kirche gelobte, da sie ihn noch unter ihrem Herze trug; eine andre den ihrigen dem geistlichen Rednerstuhle schuldig glaubte, weil er noch im Flügelkleide sich eine Kanzel von Stühlen zusammen baute, und sich gefiel, wenn Mutter und Wärterin seinen Kindereyen stauend horchten; wie dort ein Vater seinen Sohn zu keiner andern Lebensart lassen will, als zu der, wo bey er sich selbst wohl befindet, indem ein anderer, der sich in seinem Stande nicht gefällt, den Sohn bey Verlust seines Erbtheils zwingt, sich einen andern zu wählen.

Und doch kann es nicht anders seyn; wir müssen von unserm eignen Wohlbefinden in dem Grade aufopfern, in welchem wir uns von der Natur und ihrem Rufe entfernen. Daher kommt es denn auch, daß es in allen Ständen, Lagen und Verhältnissen des Lebens so viel unzufriedene und unglückliche Menschen giebt, weil so viele, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtseyn, es fühlen, sie stehen nicht an ihrem rechten Platze, ohne doch süglich einen andern einnehmen zu können.

Häufiger vielleicht, als unter andern Ständen und Lebensarten, ist dies der Fall in dem gelehrten Stande, oder — um nicht mißverstanden zu werden — in denselbigen Posten und Aemtern, welche durch Studirte besetzt werden. Und es ist leicht zu begreifen, daß der Grund davon nicht sowohl in der Natur

Natur der Lebensart und der Geschäfte selbst, als vielmehr darin liege, daß man sich fast zu keinem Stande so unbefonnen, unberufen, und ungeprüft hindrängt, als zu diesem.

„Ich kann meinen Sohn zu keiner gemeinen Lebensart erniedrigen“, ist die Sprache so vieler Väter und Mütter, die auf ihren Vorzug vor den geringern Ständen stolz sind. „Ich kann meinen Sohn kein Handwerk oder eine Kunst lernen lassen“, spricht mancher ärmerer Bürger, ich kann weder das Lehrgeld aufbringen, noch ihn erhalten, noch ihm nachher eine Anlage geben, sich niederzulassen; auf der Schule erhält er sich selbst, verdient sich Geld im Chor, und von der Universität — ist schon so mancher herunter gekommen, der nichts mit dahin genommen hat. — Andere: „das Kind ist schwächlich, es muß studiren.“ Oder: „Es ist ein stiller, frommer Bursche, und kann so gut behalten, er muß ein Pastor werden!“ „Meines Nachbarn Sohn ist Superintendent geworden, das kann mein Sohn auch werden!“ Und wer dagegen spricht, wird wohl gar für neidisch und mißgünstig gehalten.

So müssen hundert junge Leute studiren, denen kein Gedanke daran in den Sinn gekommen wäre, wenn nicht Unverstand der Aeltern ihn herein gebracht hätte. Und hundert andre, die auch nicht müssen, wollen studiren. Was der Vater ist, will gewöhnlich der Sohn seyn. Mancher Knabe gefäht sich schon zum voraus in der Perücke, und dem Kragen

Kragen seines Vaters, und kann sich im Spiegel nicht satt sehen. Es ist doch ehrenvoller zu studiren, als ein Gewerbe oder eine Kunst zu treiben. Studiren ist leichter, als mit der Hand sein Brod verdienen. Es macht nicht viel Mühe, im Gericht zu sitzen, in der Woche ein paarmal zu predigen, Besuche bey Kranken und Gesunden zu machen &c. und — nährt doch so gut!

Dies sind bey nicht wenigen Jünglingen die Ursachen, warum sie studiren wollen. Und es wäre leicht, noch eine Menge ähnlicher Beweisgründe aufzuzählen, womit mancher junge Menschen seine Ansprüche auf das Studiren rechtskräftig zu machen weiß.

Niemand hat häufiger Gelegenheit diese Bemerkung zu machen, als der Schulmann. Ist er edelmüthig genug, die Vollzählichkeit seiner Klasse, gegen sein Interesse, dadurch zu verringern, daß er Unfähige von ihrem Entschlusse durch Vorstellungen abzubringen sucht, so läuft er Gefahr bey manchen Aeltern und Patronen all seinen Kredit zu verlieren. Ein Vater, dem ich einst meine Bedenlichkeiten über die Tauglichkeit seines Sohns zum Studiren äusserte, meinte: Es könne doch wohl ein zweyter Luther aus ihm werden! — Ein andermal, da ich einen Jüngling von entschiedener Unfähigkeit für jede wissenschaftliche Bildung davon zu überzeugen suchte, daß er sich irgend eine andre Lebensart wählen müsse: nahm sich einer seiner Tischpatronen mit sehr warmen Eifer seiner an, und versicherte,

er

er habe ihn genau geprüft, und finde das ganz anders. Und wenn ich ja geglaubt habe, ihn vom Studiren abrathen zu müssen, warum ich dies nicht schon vor einem Jahr gethan hätte, da er in meine Klasse gekommen sey? — Naiver erklärte sich doch noch ein Kaufmann in einer nahhaften Stadt über seine beyden Söhne, wovon er den einen, der ein guter Kopf war, in die Handlung nahm, und in Absicht des andern hinzusetzte: „der ist dumm; zur Handlung kann ich ihn nicht brauchen; er muß studiren!“ Um Jemanden für ein Gewerbe oder Handwerk zu bestimmen, pflegt man doch wenigstens seinen Knochenbau in Anschlag zu bringen. Zum Studiren hingegen glaubt man Alles tauglich, so verkrüppelt an Leib und Seele es seyn mag. Darf man sich denn wundern, wenn man nun gerade in diesem Stande am häufigsten auf Stümper stößt, die ihrer Bestimmung so wenig genügen, die von alle dem, was sie geben sollten, nichts geben können, die auch nicht den geringsten Posten ausfüllen; Leute, die entweder, wenn sie lange genug die Bänke der Schulen und Akademien gedruckt haben, brodtlos in der Welt herum laufen, oder wenn es ihnen gelungen ist, durch kriechende Schmeicheley und jedes andre niedrige Mittel in Aemter zu schleichen, den ganzen Stand, dem sie sich aufgedrungen haben, mit Verachtung und Schande brandmarken.

Wenn wir aber auch von dieser Klasse für jede Geistesarbeit durchaus untauglicher Menschen, deren Körperkraft an ihrem rechten Platze, recht nützlich hätte

hätte werden können, absehen: so findet sich unter der Zahl der Studirten noch ein großer Theil, welcher nach der Absicht der Natur nicht durch körperliche Thätigkeit allein zum gemeinen Wohl mitwirken sollte, sondern Anlagen zu mancherley Geistesarbeiten empfiehet. Allein die besondere Art von Beschäftigungen, auf welche die Wahl solcher Menschen fiel, war nicht für sie bestimmt. Sie gerieten in ein Fach, wofür ihnen die Natur Talente versagte. Daher so viele, die sich in keiner Lage, welche ihr einmal gewähltes Fach ihnen geben kann, gefallen, die sich in keinem Zweige ihrer Kenntnisse hervorthun, denen keine ihrer Berufsarbeiten gelingt, und die sich mit den Geschäften, welche sie nun einmal treiben müssen, ihr ganzes Leben hindurch martern. So gieng vielleicht in manchem Pfarrer ein trefflicher Jäger und Forstmann verlohren, der auch jetzt, wenn ihn das Geläute zur Kirche ruft, lieber auf dem Anstande wäre; in manchem unbrauchbaren Geschäftsmann ein großer Kathederdocent. Der ungeschickte Jurist hätte oft den tüchtigsten Oekonom, der schlechte Theolog den gründlichsten Bauverständigen, der erbärmliche Schulmann den speculativsten Denker gegeben.

Fürwahr ein unglückliches Loos, unter welchem Zufriedenheit des Lebens und froher Muth eben so wenig als der Erfolg unsrer Arbeiten gedeihen können! Denn ich kann mir nicht leicht einen traurigern Zustand denken, als den, sich auf sein ganzes Leben zu einer Bestimmung verdammt zu sehen, für

die man weder Sinn mitbrachte, noch in ihrer Vollbringung Befriedigung seiner Neigungen und seines Geschmacks findet; Arbeiten zu übernehmen, denen weder Kraft noch Geschicklichkeit gleich gewogen ist; Geschäfte zu treiben, in denen wir nie mit Leichtigkeit und glücklichem Erfolge unsre Kräfte versuchen, wo uns jeder Morgen zu einem Tagewerke weckt, an welches wir nie anders, als mit dem peinlichen Gefühle seiner drückenden Last denken können.

Die bisherigen Bemerkungen, so leicht sie sich noch weiter verfolgen ließen, mögen genug seyn, um es Jünglingen, die noch am Scheidewege ihrer Bestimmung stehen, fühlbar zu machen, wie wichtig die Wahl sey, die vor ihnen liegt, und wie entscheidend für ihr künftiges Glück oder Unglück — wie nothwendig, wenn ihnen zwischen der Fortsetzung ihrer Studien und dem Uebergange zu irgend einer andern Lebensart die Wahl gelassen ist, auf das bedachtsamste zu prüfen, ob sie Beruf dazu haben, sich dem gelehrten Stande zu widmen.

Um ihnen diese Prüfung zu erleichtern, und ihr Nachdenken auf sich selbst, und die vor ihnen liegende Bestimmung richtiger zu leiten, will ich ihnen einige Gedanken darüber mittheilen, wovon ich wünsche, daß sie den Weg zu ihrem Verstande finden mögen. Es kann also hier nicht die Absicht seyn, diesen Gegenstand von der Seite zu beleuchten, wie fern es Sache des Staats sey, Veranstellungen zu treffen, wodurch der unberufenen und unbefugten Ankömmlinge
in

in die Republik der Gelehrten weniger würden, noch auch, Eltern darüber Winke zu geben, daß sie mit weniger Vorurtheil, Uebereilung und Leichtsinne über die künftige Bestimmung ihrer Kinder entscheiden möchten.

Wendes liegt außer den Gränzen dieser Schrift, wiewohl vielleicht die letztern auch aus dem hier gesagten Anlaß zu mancher fruchtbaren Verrachtung hernehmen könnten, wenn es zufällig in ihre Hände gerkäme.

So häufig die Beispiele auch seyn mögen, daß Eltern ihre natürlichen Rechte über ihre Kinder zu unvernünftigem Zwange mißbrauchen: so häufig ist doch auch der entgegengesetzte Fall, da es der eignen Wahl des Jünglings überlassen bleibt, sein künftiges Schicksal zu bestimmen, und den Willen der Eltern von dem Seinigen abhängig zu machen. Und dann bleibt ihm doch wohl keine wichtigere Frage, als die: Gab mir die Natur Veruf dazu, mich dem Studiren zu widmen? oder war es ihre Absicht, daß meine Kräfte in irgend einer andern Lage zur Beförderung des gemeinen Wohls mitwirken sollten?

Unmittelbar gelehret darüber, wie wir oben bemerkten, die Stimme der Gottheit nicht. Aber sie läßt ihm durch Vernunft und Umstände ihren Willen entdecken, damit er seines Glückes, als eines selbst erworbenen Gutes, sich freue. — Richtige Einsichten und Begriffe von der Bestimmung des gelehrten Standes überhaupt, und einzelner Klassen desselben

N 2

insbeson

insbesondere, von dem Maße des Talents, der Kenntnisse, Geschicklichkeiten und Hülfsmittel, welche dazu gehören, um dieser Bestimmung zu genügen — diese geben ihm den Maßstab, an welchen er das, was ihm, nach einem unpartheyischen Selbstgefühl, von Anlagen, Kräften und Hülfsmitteln zu Theil wurde, halten, und aus dieser Vergleichung zu einer vernünftigen, freien Wahl geleitet werden muß.

Und was wäre denn die Bestimmung des gelehrten Standes überhaupt? Sie läßt sich im Allgemeinen vielleicht nicht richtiger angeben, als wenn wir behaupten: sie sey keine andere, als die, die übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft zu leiten und zu führen. — Wir würden sagen: die Welt zu regieren, wenn wir nicht fürchten müßten, mißverstanden zu werden. Und es würde, wenn wir Lust hätten, über Worte zu streiten, nicht schwer seyn, selbst diese letzte, Manchem vielleicht anstößige Behauptung auf Thatfachen zu gründen. Denn wir dürften untre Gegner unter andern nur an Aristoteles, den Verfasser des Pseudisidor, und die Jesuiten erinnern, deren Weltregimente schwerlich irgend ein andres an Umfang und Dauer verglichen werden kann, wenn wir nicht, um mancher anderer Ursachen willen, die Ehre, uns zu diesem Orden zu zählen, verbitten müßten. — Doch wir wollen, des weisen Pythagoras eingedenk, uns gern des anmaßenden Namens bescheiden, und um Worte nicht rechten. Nannten sich doch die alten Könige lieber Hirten
und

und Führer der Völker, welche sie doch nicht minder beherrschen, als ihre Enkel, die vom Wesen der Sache oft um so weniger haben, je stolzere Namen sie führen.

Was dem Menschen die Herrschaft über die ganze sichtbare Schöpfung erwirbt, ist seine Vernunft. Durch sie mag er über Kräfte gebieten, denen sein physisches Vermögen gar nicht verglichen werden kann. Und wie ihn die Vernunft zum Herren über Alles, was ihrer entbehrt, erhebt: so giebt ein größeres Maß oder eine höhere Ausbildung derselben, ihm auch die Ueberlegenheit über Wesen seiner Art. Je nachdem er seinen Verstand, seine Einsichten, seine Erfahrung und Geschicklichkeit über andre geltend zu machen weiß; je nachdem ist er im Stande sich Andere zu unterwerfen, sich auf ihren Verstand, ihren Willen und ihre Handlungen Einfluß zu verschaffen.

Tausendfach verschieden sind freylich die Gestalten, unter welchen die überlegene Kraft ihr Recht auf die untergeordneten Kräfte ausübt, und eben so verschieden die Mittel, durch welche sie ihre Absicht erreicht. In vielen Fällen und Verhältnissen des Lebens ist es sichtbar und anerkannt, daß der Verständigere und Klügere den, der es weniger ist, leitet und führet. In noch mehrern fällt, was geschieht, weniger ins Auge, und wird nur von dem bemerkt, der gewohnt ist, überall von der letzten Wirkung bis zur ersten Ursache hinaufzusteigen, und auf den verborgenern Zusammenhang der Dinge zu achten. Nicht selten geschieht es am nachdrücklichsten da, wo

der geleitete Theil der festen Ueberzeugung ist, das Nuder selbst in Händen zu haben, und es mag oft die höchste Ueberlegenheit des Klügeren seyn, ihn dies im ganzen Ernste glauben zu machen. Denn so oft auch Menschenhände die Ordnung der Natur verkehren mögen; so ist sie es doch, die das ganze Gewebe an unsichtbaren Fäden hält, und ihrer Absicht nie verfehlt. Ihre Rangordnung ist eine andre, als die der bürgerlichen Verhältnisse, und der Weise hat nicht Ursache darüber zu murren, wenn er sich auch in der letztern, nur etliche Stufen zu tief gestellt finden sollte. Denn es ist nicht immer der Name, Rang und Titel, welche wirken, sondern die Kraft. Und wer die Jahrbücher der Welt nur durchblättert, und dem täglichen Gange der Dinge um sich her mit Aufmerksamkeit zusieht, kommt überall mit der Wahrheit zurück: daß der Geist über die Materien gebietet, daß durch seine Ueberlegenheit jede andere Kraft, Spannung und Richtung, Wirksamkeit und Nachdruck erhält.

Wohle aber als durch irgend eine andere Kraftäußerung erwirbt sich der menschliche Geist durch Erfindung, Vermehrung und Ausbreitung der Wahrheit, Einfluß und Herrschaft. Was der Mensch wollen und thun soll, hängt endlich doch fast allein von den Begriffen und Vorstellungen ab, die er für wahr hält. Dadurch werden oft neue Kräfte in ihm geweckt, seine Leidenschaften entflammt, und alle seine Thätigkeit nach einem Ziele gerichtet.

Welche

Welche weltliche Macht hat je die Menschen so tyrannisiert, so die Kräfte ganzer Nationen zu einem Zwecke vereinigt, als die Macht gewisser allgemein verbreiteter Vorstellungsarten, Lehrsätze und Meinungen, die für Wahrheit galten? Möchten sie noch so wenig Wahrheit im strengern Sinne enthalten, so brachten sie doch, so lange man sie dafür hielt, Wirkungen ohne Gleichen hervor. *) Denn selbst die größte Lüge, das dummste Vorurtheil ist Wahrheit für den, der daran glaubt. Nur daß diese, Irrthum und Wahn, so ausgebreitet sie oft ihre Herrschaft üben mögen, ihre Zerstörung in der Zeit finden, und ihr Gebäude über kurz oder lang in Trümmern hinfällt; wenn die reinere Wahrheit unerschüttert in eigener Kraft da steht, und durch jedes künftige Zeitalter gerechtfertigt und bestätigt wird.

Wirksamkeit für das Reich der Wahrheit ist nicht nur Wirksamkeit der edelsten Art, sondern sichert uns auch den dauerhaftesten Einfluß. Jeder also, der durch die Ueberlegenheit, oder höhere Ausbildung seines Verstandes, und den daraus hervorgehenden Gewinn an Wahrheit und Weisheit, sich über Andere erhebet, und sein erworbenes Eloenhum zum gemeinen Nutzen verwendet, darf hoffen, daß er sich früher oder später — denn oft braucht der Saame

N 4

Zeit,

*) Ich nenne nur Orakel — Ablas und Unfehlbarkeit des Papstes — Magie — als Beispiele, zu denen sich Jeder leicht noch eine Menge anderer hinzudenken wird.

Zeit, um zu keimen und aufzugehen. — Anhänger sammle, welche, durch ihn erleuchtet und gebessert, erweckt und gestärkt, ihre Kräfte zu den seinigen bringen, und, vielleicht unbewußt, seine Zwecke befördern, solallch durch ihn geführt und geleitet werden. Jedes Vorurtheil, das er vertilgt, jede neue Wahrheit, die er findet, und jede alte, die er bestätigt, verdeutlicht, verbreitet, ist Erweiterung seines Wirkungskreises, erobert ihm Land, wo, wenn er auch nicht mehr ist, künftige Geschlechter ihm huldigen, und seinem Gedächtniß den Tribut der Dankbarkeit bringen. Nur Ein großer Mann sey hier statt aller genannt, Luthers Name, den Jeder dankbar verehrt, welcher sich des Guten freut, was unser Zeitalter durch ihn genest.

So wenig nun aber Erkenntniß der Wahrheit, Geisteskultur und Gelehrsamkeit, Monopol irgend eines Standes sind, und ihrer Natur nach seyn können: so fällt es doch in die Augen, daß keine andre Klasse von Menschen es in der Art zu ihrem eigentlichsten Geschäft macht, Wahrheit zu suchen, und zu ihrem vornehmsten Beruf, Wahrheit auszubreiten, als diejenige, welche sich dem Studiren gewidmet hat. Denn wie verschieden auch ihre besondern Bestimmungen, wie ungleichartig die mechanischen Thätigkeiten ihrer einzelnen Fächer beym ersten Anblick sind; so läßt sich doch der Geist ihrer Beschäftigungen bald unmittelbarer bald mittelbarer auf jenen Hauptzweck zurück führen. Der speculative Denker, welcher

welcher scharfsinnige Theorien erfindet, und der ängstliche Kritiker, welcher Varianten aussucht; der unermüdete Sammler, und der, welcher die chaotische Masse sichtet und ordnet; der Dichter, wie der Redner; der Rathherbdocent, wie der Landprediger; der Gesetzgeber, wie der Amtmann; der Naturforscher, wie der praktische Arzt — sie alle arbeiten auf den verschiedensten Wegen zu einem großen Zwecke. Ein Anderer erfindet; ein Anderer verarbeitet; ein Anderer bringt, was Jene arbeiten, in Umlauf, und wuchert mit dem erworbenen Gute.

Ein großer Theil des gelehrten Standes hat es zum einzigen Geschäft, den Geist der Menschen zu bilden, und es hängt unleugbar hauptsächlich von dem eigentlichen Lehrstande ab, wie die übrigen Menschen denken, wollen und handeln sollen. Denn die Lehrer des Volkes und der Jugend sind es, welche der Entwicklung des Geistes die erste Richtung geben, welche die wichtigsten Begriffe und Vorstellungen mittheilen und ausbreiten, und durch die Art, wie sie dies thun, es einem großen Theile nach in ihrer Gewalt haben, aus dem Menschen zu machen was sie wollen; daher sie auch vielleicht mehr als Andre es sich zueignen dürfen, Leiter und Führer der zahlreichsten Menschenklasse zu seyn.

Die Beweise zu dieser Behauptung liegen zu deutlich in der Geschichte, als daß sie erst angeführt werden dürften. Und wenn gleich dieser Einfluß einer besondern Klasse von Studirten in den neuern

Zeiten sichtbar abzunehmen scheint; so ist dies unstreitig mehr eine Folge der schlechten Erfüllung ihrer Bestimmung, als daß in der Natur derselben weniger enthalten sey, was einen so mächtigen Einfluß begründen könnte. Er mußte freylich in solchen Zeitaltern sichtbar seyn, wo Kenntniß und Wissenschaft ein ausschließendes Eigenthum der Geistlichkeit waren; wo, so dick auch unter ihnen selbst die Finsterniß war, die übrigen Klassen in noch weit tieferer Nacht lagen; wo eben daher auch alle wichtige politische Angelegenheiten durch ihre Hände giengen, und äußeres Ansehen zu innerer Wichtigkeit sich gesellte. Dies mußte natürlich in dem Maße abnehmen, in welchem Gelehrsamkeit und Kultur allgemeiner verbreitet wurden, und eine große Anzahl ihres Ordens durch Unwissenheit untauglich wurde, seiner Bestimmung zu genügen. Diese bleibt ihrer Natur nach immer dieselbe, Andre zu leiten und zu führen, und wenn sie es weniger thun, so liegt die Schuld nicht in ihrer Bestimmung, sondern in ihrer Unwissenheit und Unfähigkeit.

Was indessen auch Einer Klasse der Gelehrten an Wirksamkeit auf die Denk- und Handlungsweise der Menschen abgegangen seyn mag, das fällt doch dem ganzen Stande durch den Weg der öffentlichen schriftlichen Belehrung doppelt zurück, die fast allein in den Händen der Gelehrten ist. Wer muß nicht bey den Gedanken der Wirkungen erstaunen, welche die Schriftstellerey durch den allgemeinen Umlauf gewisser Wahrheiten hervorgebracht hat, seitdem
 sie

sie insbesondere durch die Buchdruckerkunst so sehr erleichtert und begünstigt ist? — Welche Revolutionen in der moralischen und politischen Welt haben, z. B. Luthers Schriften und Bibelübersetzung, Chemnitz*) und Thomasius Werke u. a. m. hervorgebracht! Niemand wird die zufälligen Uebel, welche aus dieser Verächtlichkeit des Ideenlaufs zugleich mit entstanden sind, verkennen, und den Mißbrauch ableugnen, wodurch nicht selten unächte Waare, Irrthum und Täuschung, eben so schnell abgesetzt und verbreitet wird. Aber wo ist die gute Sache, die nie gemißbraucht wurde? Wo irgend ein noch so wohlthätiges Mittel, das nicht in der Hand des Thoren, des Leichtsinrigen und Boshaften zum Verderben gebraucht werden könnte? Auch die Wahrheit muß — wie alles Große und Edle durch Kämpfe gehen, und sie geht aus ihnen reiner und herrlicher hervor. Wer nun Wahrheit lehrt, darf seines endlichen Einflusses gewiß seyn, um desto gewisser, je mehr er sie mit Weisheit lehrte. Ihren Lauf dämmen weder Gesetze noch Nachsprüche ein; sie gewinnt unvermerkt Boden, in welchen sie eindringt;

*) Unter dem Namen Hippolitus a Lapide de ratione status — ein Buch, welches den dreißigjährigen Krieg erzeugte, und welches den westphälischen Frieden dictirte. Junge Leser, die die Wichtigkeit und die Wirkungen dieses Buchs weniger kennen, als die der übrigen genannten, können sich darüber z. B. aus Pütters Entwicklung der Staatsverfassung des deutschen Reichs, Theil II. S. 42. f. der ersten Ausgabe, unterrichten.

bringt; durchlockert allmählig die Schichten aller gegen sie aufgethürmten Vollwerke, und bringt oft in spätern Jahrhunderten tausendfältige Frucht.

Sind die bisherigen Betrachtungen gegründet — und ich zweifle daß man sie ungegründet findet kann — so geben sie zugleich der Bestimmung des gelehrten Standes eine Wichtigkeit und Größe, welche sehr natürlich zu der Ueberzeugung führen muß, daß es mit dem Entschlusse, sich dem Studiren zu widmen, doch etwas mehr auf sich habe, als mit der Wahl mancher andern Lebensart. Und wie sehr wäre es zu wünschen, daß man davon allgemeiner überzeugt seyn möchte, als es bey einem großen Theile von Aeltern und jungen Leuten der Fall zu seyn scheint, welche diese Sache völlig so gleichgültig ansehen, als es etwa seyn mag, ob ein junger Bauer sich bey die Pferde giebt, oder sich mit Holzhauen nährt — ob Jemand die Profession eines Leinwebers, oder eines Bürstenbinders ergreift — blos als eine gewisse Art sich Lebensunterhalt zu verschaffen. —

Denn, wenn es wahr ist, daß der Studirende die Bestimmung hat, Andre zu leiten und zu führen; und es eben so wahr ist, daß dazu nur Ueberlegenheit des Verstandes, der Einsichten und Geschicklichkeiten ein Recht geben kann; so ergiebt sich daraus von selbst, daß stumpfe, geistlose, für Verstandesarbeiten unfähige Köpfe, keinen Verus dazu haben können, weil weder eigener Fleiß, noch fremde Kunst etwas geben können, was die Natur versagte, und
Aus,

Ausbildung der Seelenkräfte immer ein gewisses Maß derselben voraussetzt.

Indessen können wir den Gesichtspunkt, wovon wir ausgingen, ganz fahren lassen, wenn es manchem Jünglinge noch zu schwer seyn sollte, ihn ganz zu fassen. Schon die mäßigste Berechnung dessen, was die gemeinsten Ämter, welche von Studirten bekleidet werden, die Geschäfte eines Juristen, Arztes, Gesselsichen, Schulmanns ic. an Kenntnissen und Geschicklichkeiten erfordern und voraussetzen, giebt dem Jünglinge von entschieden schwachen und stumpfen Geistesanlagen die Warnung, nicht nach einem Ziele zu streben, welches die Natur ihm nicht steckt.

Wenn dir also, o Jüngling! deine tägliche Erfahrung sagt, daß du so weit hinter andern, die deines Alters sind, und gleichen Unterricht mit dir genießen, zurückbleibst; wenn du bey aller deiner Mühe so langsam in deinen Kenntnissen fortrückst, wenn du dich tagelang mit demjenigen martern mußt, was Andre in einer Stunde fassen und begreifen; wenn dein Herz von dem, was groß, edel, und schön ist, nicht anders als langsam und schwach gerührt wird; wenn die frappantesten Wirkungen des Scharffsinnes und Wizes unbemerkt und unverstanden an deinem Ohre und deiner Seele hingleiten; wenn es dir so schwer wird, deine eigenen Ideen mit einander zu vergleichen und zu verbinden, und daraus auf neue Gedanken geleitet zu werden; wenn du auch den deutlichsten Vortrag, den Andre mit Leichtigkeit

tigkeit folgen, nicht fassen, nicht verstehen kannst; wenn es dir nicht gelingen will, fremde Gedanken dir selbst weiter zu entwickeln, zu ordnen, sie zu verarbeiten und zweckmäßig anzuwenden; wenn du immer mit dem zufrieden bist, was man dir vorsagt, und es dir so selten einfällt, nach Grund und Ursach zu fragen, Zweifel zu äußern, und mit eignen Augen sehen zu wollen; wenn du solche Beweise von Unvermögen deiner geistigen Kräfte, ungeachtet der redlichen Bemühung, sie anzustrengen, bey dir findest; — o, so bescheide dich deines Looses; murre nicht gegen die Natur, die, was Andern wurde, dir versagte. Sie wollte dadurch dein Unglück nicht machen. Sie hatte dir nur irgend eine andre Sphäre bestimmt, in welcher du ein nützliches und glückliches Glied der Gesellschaft seyn kannst, und seyn wirst, wenn du nur willst. Du würdest dann nur unglücklich seyn müssen, wenn du thöricht genug seyn könntest, dir, gegen ihre Absicht, eine Bestimmung zu wählen, zu deren Erfüllung du keine Kräfte empfiengest. Fürchte nicht, daß dir dies Geständniß zur Schande gereiche. Der Vernünftige wird Niemand darum verachten, weil er ein geringeres Maß natürliche Anlagen erblet, aber er müßte denjenigen wenigstens bedauern, der aus Verblendung oder Eigendünkel Ansprüche geltend machen wollte, wozu ihm die Belege fehlten. Die wahrste Ehre bleibt immer die, wenn man nicht mehr seyn will, als man ist, und seyn kann. Denn auch bey dem angestrengtesten Fleiße würdest du doch nie zu derjenigen

wissen.

Wissenschaftlichen Bildung und Geschäftlichkeit gelangen, mit welcher man in irgend einem gelehrten Fache seinem Posten gegnügt; und dieß Gefühl würde selbst dann, wenn du zufällig darauf zu stehen kämst, dein Unglück machen, und du wärdest dann zu spät deine Unbesonnenheit bereuen.

Der entschieden schlechte Kopf sollte sich also durchaus des Studirens begeben. Aber auch der mittelmäßige kann nach der Lage unsrer Zeiten schwerlich seine Rechnung bey dem Studiren finden. Ich meine den, welcher zwar nicht, wie jener, für geistige Arbeiten völlig untauglich ist; aber doch nur langsam und mit großer Anstrengung Geistesarbeiten verrichtet; es darinn nie zu einem gewissen Grade von Leichtigkeit und Vollkommenheit bringen kann; dessen Arbeiten nie das Gepräge einer gewissen eigenthümlichen Kraft und eigenen Blickes an sich tragen.

Denn so wahr es auch seyn mag, daß nicht alle Aemter, die mit Studirten besetzt werden, ein gleiches Maß von Genie und Kenntnissen verlangen, und manche mehr mechanische als eigentlich geistige Beschäftigungen auslegen, für welche ein sehr mittelmäßiges Talent hinzureichen scheint; so glaub ich doch, daß man das, was in dieser Behauptung wahr ist, ja nicht zu weit ausdehnen müsse. Manche Geschäfte scheinen obenhin betrachtet, mechanisch, die es nicht sind; und solche, die es wirklich sind, sind jetzt seltener in den Händen der Studirten, als ehedem.

ehedem — Es scheint vielmehr, daß mangelhafte Begriffe von den Erfordernissen zu gewissen Aemtern, und von dem Umfange und der Beschaffenheit der Wissenschaften bey Vielen zum Grunde liegen, welche die Verwaltung mancher Aemter für die Sache eines sehr mittelmäßigen Kopfes halten. Insbesondere aber vergißt man dabey die Rücksicht auf unfre jetzigen Zeiten, welche offenbar weit größere Forderungen machen, als die vorigen. —

Welche Veränderungen hat das Gebiet der Gelehrsamkeit in Absicht auf Ausdehnung und Beschaffenheit seiner einzelnen Felder seit funfzig Jahren erfahren! Wie viel mäßiger waren die Anforderungen an einen Gelehrten und Studirenden ehedem, als sie jetzt sind! Es war also leichter, auch mit weniger natürlichem Talent sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, und es bedurfte weniger, um auf der gelehrten Liste eine ehrenvolle Rolle zu spielen. In unsern Zeiten haben sich nicht nur die Gegenstände des gelehrten Wissens, Sprachen und Wissenschaften, ungemein vervielfältigt; sondern auch die ganze Art zu studiren ist so verändert, die Bearbeitung jedes einzelnen Faches hat ein so ganz anderes Ansehen gewonnen, daß der mittelmäßige Kopf mit weit unglücklicherem Erfolge darin arbeiten kann, als sonst. Man kann sich durch die Einsicht in die Lehrbücher der Wissenschaften aus den ältern Zeiten sehr leicht davon überzeugen, wie jene ältere Behandlungsart den Verstand weniger beschäftigte,

rigte, als das Gedächtniß; Untersuchungsgeist und Geschmack weniger bedurfte, als Fleiß und Beharrlichkeit. Unſre Zeiten geben ein umgekehrtes Verhältniß. Es iſt alſo natürlich, daß der mittelmäßige Kopf, der Gedächtniß und Fleiß haben kann, dem aber allemal ein höherer Grad von Unterſuchungsgeiſt, Beurtheilungskraft und Geſchmack fehlt, für die Wiſſenſchaften immer weniger tauglich werden mußte. Man erinnere ſich nur z. B. wie viel mehr Sprachſtudium, hiſtoriſche und philoſophiſche Kenntniß der Theolog gegenwärtig nöthig hat, um nur ſeine Dogmatik oder Religionstheorie ſo zu ſtudiren, daß er ſich ſelbſt und andern Rechenschaft von ſeinem Glauben geben kann; — wie viel mehr, als ſonſt, um in ſeinen öffentlichen Vorträgen die Bedürfniſſe ſeiner kultivirten Zuhörer zu befriedigen; wie viel mehr überhaupt an Verſtandeskultur und allgemeinen brauchbaren Kenntniſſen, welche man von jedem Studiren um ſo billiger erwartet, je allgemeiner ſie ſich unter die übrigen Klaffen verbreitet haben, und wo er, bey der Unbekanntschaft mit ihnen, einer gewiſſen Verachtung nicht entgehen kann.

So konnte, um ein andres Beyſpiel zu geben, vor funfzig Jahren der Schulmann, bey ungleich weniger Talent, allen damaligen Forderungen, welche man bey der Erklärung der Alten, bey dem Vortrage der hiſtoriſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften machte, leichter genügen, als jetzt, da ſich Geiſt und Methode des Unterrichts ſo unglaublich

verändert haben. Und diese höhern Forderungen werden durch den etwanigen Erlaß der Kunst, griechische und lateinische Verse zu machen, sicher nicht ausgeglichen. Und so ließe es sich in Beziehung aller Fächer sehr einleuchtend darstellen, wie durch die veränderte Beschaffenheit der gelehrten Studien mehr als mittelmäßiges Talent dazu gehöre, um auf irgend einer gelehrten Laufbahn sein Glück zu machen. Insbesondere muß ich hier des sehr trrigen Wahns gedenken, in welchem viele junge Leute stehen, die es wohl fühlen, daß sie es einmal in den Wissenschaften nicht sehr weit bringen werden. Sie wollen nur einmal Landprediger werden, und beruhigen sich bey diesem; ihrer Meinung nach, bescheiden gesteckten Ziele um so lieber, je weniger Talent und Kenntniß sie dazu nothwendig glauben, und jemehr die mit diesem Amte gewöhnlich verbundene gemächliche Lebensart Netz für sie hat. Ich gestehe es gern zu, daß die nächste Bestimmung eines Landpredigers manche gelehrte Kenntniß ohne Nachtheil entbehren läßt, welche andre Posten erfordern; nur möchte ich nicht gern, daß man zur Erfüllung derselben einen guten und glücklichen Kopf entbehrlich glaube.

Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich auch die gemeine Meinung von den nöthigen Kenntnissen eines Landgeistlichen zu berichtigen suchte. Davon vielleicht ein andermal. Nur in Ansehung der natürlichen Geistesanlagen getraue ich mir zu behaupten, daß ein guter, glücklicher Kopf gerade eine sehr wesent-

wesentliche Anforderung an den Landprediger sey. Denn es gehört, wie mich dünkt, nicht wenig glückliches Talent dazu, in der Religionswissenschaft selbst richtig zu unterscheiden, was gelehrte Speculation, zufällige menschliche Vorstellungsart — was hingegen allgemeine verständliche, anwendbare, praktische Religionswahrheit sey, die allein für seine Zuhörer gehört; nicht wenig Urtheilskraft, um sich diejenige Lehrweisheit zu erwerben, welche die Religion den jedesmaligen Bedürfnissen der Menschen anpaßt, allgemeine Wahrheiten hinlänglich verdeutlicht, verständlich, und sie ihnen zur Ueberzeugung und Befolgung andringt; nicht wenig Verstand und Klugheit, sich mit der Denkungsart des gemeinen Mannes bekannt zu machen, sich sein Vertrauen zu erwerben, Berather und Freund seiner Gemeinde in den mannigfaltigen Anliegen zu werden, womit sich gerade der Landmann am häufigsten an seinen Prediger wendet.

Ueberall aber glaube ich, daß kein einziges Amt, dessen eigentlichstes Geschäft im Lehren und Unterrichten besteht, selbst das eines unstudirten Lehrers in deutschen Schulen, einen guten Kopf ohne Nachtheil entbehren könne; daß es ihn weit weniger entbehren könne, als manches andre Amt, wobey es mehr auf das Sammeln von Materialen, als auf ihre Verarbeitung ankommt.

Gesetzt aber auch, daß der bloß mittelmäßige Kopf durch Fleiß und Beharrlichkeit dahin gelangen könnte, sich in irgend einem einzelnen Fache oder

Zweige der Wissenschaften die hinlängliche Ausbildung und Geschicklichkeit zu erwerben, so muß man doch nicht vergessen, wie selten der Fall eintritt, daß ein junger Mann sogleich von einem Posten, dem er allenfalls gewachsen wäre, Besiz nehmen kann. Dieser Fall fände sich wohl nur da, wo Jemand durch sein Vermögen oder anderweitige besondere Verhältnisse in den Stand gesetzt ist, sich den Platz genau vorher zu bestimmen, zu welchem er sich vorbesreitet, und seine Erledigung ruhig abzuwarten. Und wie selten ist dieser Fall! Die allermeisten jungen Männer müssen studiren, ohne einen solchen festen Punkt im Auge zu haben, ohne zu wissen, wie der Gang ihres Lebens seyn wird; die meisten haben eine Zwischenbestimmung vor sich, durch welche sie sich erst den Weg in bestimmte Aemter bahnen, und sich einstellungen ernähren müssen — ich meine, die Bestimmung eines Hauslehrers, welche noch eine Menge von Kenntnissen und Geschicklichkeiten nothwendig macht. Vieles, was der junge Mann um des künftigen Amtes willen vielleicht nicht zu wissen braucht, muß er um der Condition willen gelernt haben. Und wer sieht nicht auch in Hinsicht dieser Forderungen den Abtich unsrer Zeiten, gegen die vorigen? Diction, Schreiben, Rechnen, Latein — waren ehemals fast die einzigen Ansprüche, welche der Prinzpal an seinen Hauslehrer machte. Jetzt verlangt man einen in omni scibili bewanderten Mann. Wo man auch seine Forderungen nicht auf Zeichnen, Musik, Fechten, Tanzen ic. ausdehnt, da sieht man doch

doch oft neuere Sprachen, Geschichte, Mathematik, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Philosophie, Heraldik, Genealogie, schöne Wissenschaften u. d. gl. als sehr billige Forderungen an, bey welchen eine gehäufte Stundenzahl und ein sehr nothdürftiges Gehalt auch die Möglichkeit, sich dergleichen Kenntnisse noch zu erwerben, unmöglich machen, so wie sie dem jungen Manne selbst weder Hülfsmittel, noch Zeit und Kraft zur Fortsetzung seiner eignen Studien übrig lassen.

Endlich übersehe man auch den Umstand nicht, daß der Studirte gegenwärtig selbst um des guten Tons willen manches wissen muß, woran man ehe dem nicht dachte, um sich aus der ganzen Lage unsres Zeitalters davon zu überzeugen, daß es für den bloß mittelmäßigen Kopf immer mißlicher wird, bey der Wahl einer gelehrten Lebensart sich wohl zu befinden, und daß nur der gute, glückliche Kopf Beruf dazu habe, sich den Wissenschaften zu bestimmen.

Ich nenne denjenigen einen guten, oder glücklichen Kopf, welchen die Natur in Absicht keiner einzigen Seelenkraft ganz vernachlässigte; der mit Lebhaftigkeit empfindet; rege Wißbegierde zeigt; mitgetheilte Ideen leicht auffaßt; sie mit eigenem Nachdenken weiter verfolgt, und zu seinem Eigenthum macht; Uebereinstimmung und Widerspruch leicht gewahr wird, sich seine Begriffe gern verdeutlicht, berichtigt, und das, was er weiß, in vorkommenden Fällen schicklich anzuwenden versteht.

Ohne eine gewisse Lebhaftigkeit des Empfindungsvermögens läßt sich eine glückliche wissenschaftliche Ausbildung schwerlich denken. Empfindungen liefern uns nicht nur den größten Theil unsrer Ideen, und sind die Grundlage einer fruchtbaren Einbildungskraft; sondern die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit dieses Vermögens ist es auch allein, wodurch wir das, was wir wissen, genießen, und des erworbenen Eigenthums wirklich froh werden. Nur dadurch schliessen wir uns an große und schöne Gegenstände, Gedanken und Empfindungen mit Innigkeit an; erhalten wir Spannung, Wärme und Leben, werden nur dadurch fähig, auch bey Andern Interesse und Sinn für das Wahre und Gute zu wecken, auf ihre Empfindungen und Leidenschaften und dadurch auf ihre Handlungen zu wirken. Nur dadurch erhalten Wissenschaften und Künste selbst auf die Cultur unsrer Sitten ihren wohlthätigen Einfluß.

Gedächtniskraft ist eine zweyte Eigenschaft eines glücklichen Kopfes und eine nothwendige Bedingung zur Tauglichkeit für die Wissenschaften. Zwar kann diese Anlage allein, selbst da, wo sie in einem vorzüglichen Grade vorhanden ist, noch keinen Anspruch darauf geben, weil sie zuweilen mit einem hohen Grade von Schwäche der übrigen Kräfte verbunden seyn kann, und dann grade die unbrauchbarsten Menschen für die Wissenschaften bleibt. Eben darum ist es ein höchst verkehrter Maßstab, wenn Jemand, wie es häufig geschieht, aus dem Grunde für das
 Studij

Studiren tauglich gehalten wird, weil er gut behalten und auswendig lernen kann. Aber eben so wahr ist es, daß wir niemals hoffen können, mit glücklichem Erfolge zu studiren, wenn es uns auch an dem mäßigsten Grade desselben fehlt. Ohne die Fertigkeit, Begriffe und selbst einzelne Wörter, bald zu fassen, dauerhaft zu erhalten, und mit Leichtigkeit wieder hervorzurufen, sind weder in Sprachen noch Wissenschaften Fortschritte möglich, und eigentliche Gelehrsamkeit hat sich noch nie Jemand ohne eine vorzügliche Stärke desselben erworben; da ja der größte Theil unsers Wissens in dem besteht, was andre wußten, und der größte Verstand ohne einen reichlichen Vorrath von Materialien, die ihm sein Gedächtniß liefert, wenig ausrichten kann. Denn es gehört Stoff und Masse dazu, um ordnen, verarbeiten und auf neue Resultate kommen zu können.

Eine lebhafte und fruchtbare Phantasie geht aus der glücklichen Vereinigung der beyden angezeigten Fähigkeiten so natürlich hervor, daß ich ihrer nicht besonders zu gedenken brauche.

Was aber den guten Kopf ganz vorzüglich charakterisirt, ist Verstand und Beurtheilungskraft. Mögen wir die größte Anzahl von Ideen in unserm Gedächtnisse haben, mag unsre Empfindung noch so lebhaft, unsre Phantasie noch so fruchtbar seyn: alle diese gehäuftten Materialien bleiben eine chaotische, uns selbst und andern unnütze Masse, wenn sich damit nicht die Fähigkeit vereinigt, Ideen unter einan-

der schnell zu vergleichen, sie zu verbinden oder zu trennen, je nachdem wir unter ihnen Uebereinstimmung oder Widerspruch wahrnehmen; sie mit unsern übrigen Ideen zu verknüpfen, durch eignes Nachdenken zu verarbeiten, zu erweitern, und dadurch zu neuen Ideen geleitet zu werden, und dasjenige, was wir wissen, zu rechter Zeit und am rechten Orte anzuwenden. Je glücklicher sich die Seele des Kindes und Jünglings von dieser Seite entwickelt, und je mehr sich damit Wißbegierde, freywilliger Trieb und Beharrlichkeit verbindet: desto mehr ist von ihm für jede wissenschaftliche Bildung zu hoffen.

Und sollte es wohl dem Jünglinge, der anfängt über sich selbst und den Plan seines Lebens nachzudenken, so schwer seyn, das Maß seiner geistigen Anlagen zu prüfen und kennen zu lernen, und sich danach die Frage: ob er Verus zum Studiren habe, zu beantworten? Ich dünkte nicht. Hast du Sinn für Schönheit und Harmonie, welche dir aus den Werken der Natur und Kunst entgegen spricht; läßt dich der Anblick einer reizenden Gegend, die Pracht des gestirnten Himmels, das Rieseln der Quelle, das Rauschen des Bachs, die Melodie des Gesanges — nicht kalt vorüber gehen; fühlst du große Empfindungen in dir erwachen, wenn du bey ihnen verweilst; flammen große Gedanken zu großen Bestimmungen, edle Thaten zu edler Nachseiferung dich an; fesselt dich der Zauber der Dichtkunst und Beredsamkeit in den Meisterwerken der ältern und neuern Zeit;

Zeit; machst dir deine Phantasie die Bilder der Vergangenheit und Zukunft mit lebendigen Farben; wird es dir nicht zu schwer, das, was du liest und hörst, aufzufassen, zu behalten, und auch nach längerer Zeit wieder hervorzurufen; fühlst du den Trieb der Thätigkeit, edle Wißbegierde regsam und lebhaft in dir; spornst dich jede neue Kenntniß, die du erhältst, zu weiterem Streben an; fragst du bey allem, was dir vorkommt, gern nach Absicht und Ursach; möchtest du gern mit Deutlichkeit und Gewißheit wissen, was du erfährst; wirst du durch jeden Ausloß zum eignen Nachdenken getrieben; findest du in der Beschäftigung mit den Wissenschaften Befriedigung deiner Neigungen und Bedürfnisse; siehst du deinen Fleiß durch merkbare Fortschritte belohnt; hast du endlich bey Allem, was du thust, den Geist der Stetigkeit, Beharrlichkeit und des unverdroßnen Muthes, der sich nicht durch jede Schwierigkeit abschrecken läßt, nicht bey einer mißlungenen Anstrengung erschlaft, vielmehr aus jedem Hindernisse, das er bestiegte, sich neue Kräfte sammlet: — dann hast du unstreitig Veruß dich dem gelehrten Stande zu widmen, dann darfst du hoffen durch die höhere Ausbildung deiner geistigen Kräfte einst in dem Fache, zu welchem dich deine Neigung hinzieht, nützlich zu werden, und dich selbst wohl dabey zu befinden, wofern nicht äußere Umstände die Ausführbarkeit deines Entschlusses zweifelhaft machen.

Denn heffentlich wird doch Niemand die Hauptung, daß der gute und glückliche Kopf sich mit

Nicht dem Studiren widmen könne, so verstehen, daß jeder gute Kopf nothwendig studiren müsse. Dies wäre in der That die unverzeihlichste Indistinktion, welche man gegen die übrigen Stände der Gesellschaft begeben könnte. Ohnehin wird nicht jeder gute Kopf studiren wollen. Wollte er es aber auch; so giebt es dennoch, bey all seinen gegründeten innern Ansprüchen, noch einige äußere Rücksichten, welche, wie mich dünkt, der reiflichsten Ueberlegung bedürfen, bevor er seine Ansprüche geltend zu machen sucht. Ist es doch im menschlichen Leben kein seltner Fall, daß wir die gerechtesten Ansprüche aufgeben müssen, weil gewisse äußere Umstände uns hindern, von dem uns zustehenden Rechte wirklich Besitz zu nehmen. Und wer weise ist, faßt seine Entschlüsse und Unternehmungen nie, ohne den Einfluß dieser Umstände mit zu berechnen. Sollten wir sie bey dem Entschlusse zu einer Lebensart allein vergessen dürfen? Gehören sie nicht in die Reihe der Dinge, durch welche die Fürsorgung ihre Absichten entdeckt, und die Schicksale der Menschen leitet. Und welches sind denn diese Umstände? — Ich denke vornehmlich: — Gesundheit und Vermögen.

Es scheint mir ein eben so irrthümlicher als gemeiner Wahn, daß ein schwächlicher und kränklicher Körper dem Studiren weniger Hindernisse in den Weg lege, als jeder andern Lebensart. Bey manchen Aeltern giebt dies Vorurtheil so gar den Ausschlag für das Studiren ihrer Kinder, welche sie sonst wohl einer andern

andern Lebensart bestimmen würden. — Das mag bey vielen wohl daher kommen, weil sie von Geistesarbeiten keine Begriffe haben, Anstrengung der Seele für keine Beschäftigung halten, wozu Gesundheit und Kraft gehöre, und mit jenem Pfarrer glauben, meditiren heiße: den Kopf in die Hand legen. Wem aber auch hier die richtigen Begriffe mangeln, der sollte doch wenigstens von Salmo gelernt haben, daß viel Predigen den Leib ermüde, und bedenken, daß in der Gerichtsstube und am Krankenbette oft eben so viel gepredigt werden müsse, als auf dem Katheder und der Kanzel. Doch der Jüngling, welcher den Anfang in den Studien gemacht hat und weiter denkt, wird sich bald davon überzeugen, daß nicht Geistesfähigkeit allein, sondern auch Körperkraft dazu gehöre, um bey einer gelehrten Lebensart auszudauern. Ihm wird es bald fühlbar werden, daß man, um etwas zu lernen, und um künftig in irgend einem Fache brauchbar zu werden, wenigstens viel sitzen, lesen und schreiben müsse. Und eine solche sitzende Lebensart erfordert vielleicht schon darum, weil sie dem Menschen nicht die natürlichste ist, die dauerhafteste Konstitution, da die schwächere bey solchen Beschäftigungen besser gedeihen muß, welche eine mäßige Anstrengung körperlicher Kräfte und mannigfaltige Bewegung, zumal in freyer Luft, mit sich bringen, wobey alle zur Ernährung und zum Leben nothwendige Verrichtungen des Körpers leichter befördert werden. Diese wird dem original-schwachen Körperbau meistens Stärke und Festig-

fest

felt geben, wenn jene durch die stets einförmige Lage des Leibes, durch den Mangel an freyer Luft und Bewegung, durch die Entbehrung mannigfaltiger Zerstreuungen, und eine Anstrengung des Geistes, welche nach Beschaffenheit der Umstände oft nicht einmal hinlängliche Erholung durch Schlaf und Ruhe gestattet, die Kräfte des Körpers erschöpft. Auch spricht hier die Erfahrung eben so laut, als die Natur der Sache. Sie zeigt uns unter den Gelehrten eine verhältnißmäßig größere Anzahl abgezehrer, nervenschwacher, körperlichleidender Männer, welche mit den Hindernissen ihres Körpers oft noch mehr zu kämpfen haben, als mit den Schwierigkeiten in den Wissenschaften. Man scheint dies selbst allgemein anzuerkennen, wenn man eine Art der traurigsten körperlichen Zustände, die Hypochondrie, mit dem Namen der Gelehrtenkrankheit beehrt. Ja, wir werden durch die Geschichte auf die Bemerkung geleitet, daß Männer, welche sich durch einen vorzüglichen Grad ausgebreiteter Gelehrsamkeit, die nie bloß Werk des Kopfes, sondern auch des Fleisches ist, auszeichneten, meist einen originellfesten und eisernen Körperbau von der Natur zur Mitgift erhalten hatten.*)

Zu einer guten Gesundheit gehört indessen nicht gerade ein vierschrötiger Bau und Riesenstärke; vielmehr kann oft der zärtlere Körperbau, wenn er unverletzte edlere Theile mit starken Nerven und einer lebhaft

*) S. B. Leibnitz, Ernesti, u. A.

lebhaften Thätigkeit seiner natürlichen Verrichtungen vereinigt, längere und sicherere Gesundheit gewähren, als jener.

Ein anderer, eben so äußerer Umstand, der bey dem Entschlusse zu studiren, in Anschlag gebracht zu werden verdient, sind die erforderlichen Kosten. Auch hierinn pflegt man so wenig Rücksicht auf die Lage unsres Zeitalters zu nehmen. Bey unsrem immer steigenden Luxus, dessen Einschränkung nicht einmal immer von unsrer Freyheit abhängt, bey den, durch unsre ganze Erziehung und Lebensweise vervielfältigten Bedürfnissen, und ihrem erhöhten Preise, ist es unläugbar, daß der zum Studiren erforderliche Aufwand um mehr als die Hälfte erhöht ist. Wer vor funfzig Jahren auf der Universität seine Bedürfnisse mit 100 Rthlen. bestreiten konnte, bestreitet sie gegenwärtig nicht mit 200 Rthlen. Wer daher nicht entweder durch eignes Vermögen, oder durch sichere Unterstützung Anderer im Stande ist, sich ohne Nahrungsorgen in seinen Vorbereitungs Jahren auf der Schule und Akademie zu erhalten, sollte billig die Hindernisse bedenken, welche ihm durch seine Dürftigkeit für eine glückliche Ausbildung zum gelehrten Stande in den Weg gelegt sind.

Er mag, wie dies in vielen Städten der Fall ist, noch auf Schulen Gelegenheit finden, sich durch Freystiche, Chor-singen und Unterricht hinlänglichen Unterhalt zu verschaffen; wie viel Hindernisse liegen in diesen Wohlthaten zugleich für seine Bildung!

Er

Er muß sich dadurch die Zeit rauben, welche ihm zum eignen Fleiß, und zur stärkenden Erholung übrig bliebe. Er muß der mannigfaltigen Hülfsmittel entbehren, wodurch andere sich ihr Studiren erleichtern, da er sich oft nicht die unentbehrlichsten Lehrbücher anschaffen kann. Er hat, um seiner Dürftigkeit willen, weniger Gelegenheit an der Politur seines Charakters und seiner Sitten zu gewinnen, da ihm der Zutritt zu gebildeten Gesellschaften versagt ist. Dagegen hat er die häufigste Versuchung, sich an eine niedrige Denkart und ein kriechendes Betragen zu gewöhnen, welches ihm seine Abhängigkeit von Patronen nicht selten zur Pflicht macht, und das sich seinem ganzen Betragen oft in dem Grade mittheilt, daß er sich in seinem ganzen Leben nicht wieder davon losmachen kann.

Ein noch ungünstigeres Schicksal erwartet ihn auf der Akademie. Hier gelingt ihm seine Mühe, sich durch Unterrichte fortzuhelfen, seltener. Es ist ihm oft schon schwer die allernothwendigsten Collegia frey zu erhalten; was nicht umsonst zu haben ist, gehört nicht für ihn. Hier ist niemand, der sich für ihn interessirt. Er hat nicht nur mit den Schwierigkeiten der Wissenschaften, er hat im eigentlichsten Sinne mit Mangel an Brod, Kleidung und Wärme zu kämpfen. Wenn Andre sich durch Gesellschaft und Zerstreuungen zu neuer Arbeit stärken; geht ihm unter dem Druck der gegenwärtigen Armuth und vor dem Dunkel einer, durch keine Aussicht erhelterten Zukunft, jeder frohe Muth und jede Heiterkeit

terkeit verlohren, und jeder Blick auf seine Lage muß ihn in eine Stimmung verkehren, mit der es sich schwerlich glücklich studiren läßt. Wie mancher mag in solchen Augenblicken sich in eine Werkstätte gewünscht haben, wo er, vor Manael geschützt, seines Lebens froh genießen, und vielleicht schon in einem Wohlstande leben könnte, wozu er jetzt noch keinen Schimmer von Hoffnung fassen darf. Glücklich genug, wenn er endlich eine ähnliche Informatorstelle erhält, die ihn wenigstens vor Hunger und Blöße sichert. Aber Entwicklung seiner Anlagen, Erweiterung seiner Kenntnisse, deren Lücken er nun erst gewahr wird, kann er hier selten erhalten, und die schönste Periode seines Lebens ist gewöhnlich dahin, wenn es ihm gelingt, ein Plätzchen zu erhalten, um das ihn kein fleißiger Handwerker beneidet. *)

Es ist unbegreiflich, wie leicht viele Kestern und junge Leute sich das Studiren in Ansehung der dazu erforderlichen Kosten vorstellen. In vielen Gegenden Deutschlands hat das Waisenhaus zu Halle dies Vorurtheil zufällig veranlaßt und unterhalten. Ich sage zufällig. Denn es war gewiß die Absicht dieser

*) Eine sehr lebendige Darstellung des traurigen Loos's solcher dürftigen Studirenden fand ich, da diese Abhandlung schon fertig lag, im März-Stück des Braunschweigisch. Journals 1791. Es war mir angenehm, mit dem Verfasser des Aufsatzes: „Wer soll studiren?“ in so vielen Punkten zusammen zu treffen, und ich muß meine jungen Leser bitten, jenen Aufsatz nicht ungelesen zu lassen,

dieser ehrwürdigen und wohlthätigen Stiftung nicht, Unfähige dadurch zum Studiren aufzumuntern, welche ihr selbst unbrauchbar sind. — Es war eine Zeit, da diese Anstalt um ihrer großen Frequenz willen auch eine große Anzahl von Arbeitern brauchte, welche durch ihre Theilnehmung an dem Unterrichte und der Aufsicht zugleich eine Erleichterung nicht nur ihres Aufenthalts auf der Akademie, sondern auch ihres künftigen Fortkommens fanden; weil es eine Zeit gab, da man geschickte und fromme Männer fast nur in Halle suchte. Diese Umstände haben sich gegenwärtig in mancher Hinsicht verändert, und die Anstalt kann ihre Wohlthaten nicht mehr so weit ausdehnen, als sie es ehemals konnte. Dem ungeachtet strömen alljährlich Schaaren zu ihr hin, welche von ihr ernährt seyn wollen, und sich natürlich in ihrer Rechnung betrogen finden müssen. Ich weiß, daß die Vorsteher dieser Anstalt selbst zu häufige Veranlassung finden, über den Mißbrauch ihrer wohlthätigen Absicht zu klagen, als daß ich fürchten sollte, ihnen durch diese Aeussereung mißfällig zu werden.

Wenn ich indessen behaupte, daß auch bey hinlänglichen Fähigkeiten zum Studiren die Rücksicht auf Vermögensumstände nicht vergessen werden dürfe: so versteht es sich von selbst, daß ein vorzügliches Genie, ein Jüngling, den die Natur durch große, hervorstechende Gelftesanlagen, ausgezeichnet hat, und den seine Neigung zu den Wissenschaften hinzieht, hier eine Ausnahme mache. Solche Köpfe

Köpfe, die zuweilen aus den dunkelsten Winkeln und den dürftigsten Umständen hervorgiengen, wurden dem gelehrten Stande oft die größten Zierden und ihnen verdankt die menschliche Gesellschaft ihre verdienstlichsten Wohlthäter. — Und es wäre vielleicht kein geringer Vortheil für den Staat, wenn er auch von dieser Seite seine morallischen Kräfte sorgfältiger aufsuchte, und solche vielversprechenden Köpfe durch hinlängliche Hülfsmittel aufmunterte. Sie sollten billig die Stipendien genießen, die gemeinlich von solchen an sich gerissen werden, die ihrer am wenigsten bedürfen. Wo dies aber auch nicht geschieht, da bricht sich das außerordentliche Talent seine eigne Bahn. Für solche Köpfe sind die Hindernisse gewöhnlicher Menschen keine Hindernisse, sind nur Mittel ihre Entwicklung zu befördern. Gebräuche es ihnen auch an allen Empfehlungen und Unterstützungen; sie tragen ihre Empfehlung in sich selbst, und es ist irgend Einer, der sie lesen kann, und den die Fürsorge zum Vollstrecker ihrer Absicht braucht. Sie werden sich von dem gewöhnlichen Haufen leicht unterscheiden. Sie werden nicht lange suchen dürfen; man wird sie suchen und hervorziehen, und sie werden nicht verlegen um Brod seyn. Sie werden selbst das, was ihnen an äußerer Sittenbildung durch Erziehung entging, entweder durch eigne Kraft sich verschaffen, oder durch ihre übrigen Vollkommenheiten so in den Schatten stellen, daß es bey ihnen all das Unangenehme verliert, wodurch gewöhnliche Menschen von sich zurückstossen.

Nur daß sich doch ja nicht viele junge Leute für solche ausgezeichnete Genien halten mögen, und sich durch die unzweideutigsten Proben legitimiren, bevor sie sich durch die Beyspiele berühmter Männer zu einem Schritte verleiten lassen, der ihnen hinterher als die größte Unbesonnenheit erscheint, die sie dann zu spät bereuen.

Wenn nun aber der Jüngling von guten Anlagen entweder durch seine Gesundheitsbeschaffenheit, oder durch seine Vermögensumstände bestimmt, sich seiner Ansprüche auf eine gelehrte Laufbahn begiebt: so darf er ja darum nicht glauben, daß sein Talent für die menschliche Gesellschaft verloren sey. Brauchen nicht die übrigen Stände und Lebensarten auch glückliches, oft vorzügliches Talent. Und giebt nicht vielmehr unter ihnen das vorzügliche Talent weit sicherer Hoffnung zu einer vorzüglichen Geschicklichkeit, zu einem schnellern Glück und blühenderm Wohlstande? Kann nicht der Künstler, der Fabrikant, der Kaufmann, der Oekonom, der Apotheker, Chirurg u. s. w. um so leichter und früher sein Glück machen, sich Achtung und Wohlstand erwerben, je mehr er Kopf und Bildung dazu mitbringt, ohne dabey die Beschwerden des dürftigen Studirenden zu empfinden? Und ist ihm überdies, wenn er Neigung für wissenschaftliche Kenntnisse hatte, in unsern Tagen die Gelegenheit benommen, sich Kenntnisse und höhere Verstandskultur zu erwerben?

Für

Für den gelehrten Stand selbst aber wäre es in der That kein kleiner Gewinn, wenn seine Pflanzschulen bald nicht mehr so dicht, wie bisher, besetzt wären. Denn ein großer Theil seines Verlustes an Blüthe und Ansehen in unsern Tagen kommt auf die Rechnung der übergroßen Menge von Studirenden, und insbesondere der geistlichen Kandidaten, die schwerlich alle vom warmen Eifer für die Ausbreitung der Wahrheit zu ihrem Studium hingetrieben sind, und von denen viele die Würde ihrer Bestimmung durch ihre persönliche Unwürdigkeit herabsetzen.

Und wie ist es anders möglich? Wenn zu jedem noch so ärmlichen Aemtchen sich Duzende, oft Hunderte, und darüber melden; wenn kein Weg so niedrig gedacht werden kann, den man nicht geht; kein Mittel so herabwürdigend ist, das man nicht braucht; keine Bedingung schimpflich genug gemacht wird, die man nicht eingeht; so ist es natürlich, daß durch solche Leute Verachtung auf den Stand selbst fallen muß, zu dem sie sich zählen, und den sie durch jede schlechte Sitte entehren.

Man schätzt die Waare fast immer nach ihrer Seltenheit. Wenn erst Städte und Provinzen nicht mehr von Kandidaten wimmeln, die sich Haufenweise nach Einem erledigten Plaze drängen; dann wird keiner mehr nach Brode gehen dürfen. Wenn sich zu Posten, die nicht den einzelnen Mann, geschweige eine Familie zu ernähren im Stande

I 2

sind,

sind, Niemand mehr findet; dann wird man dar-
auf denken, solche Stellen durch Verbesserung an-
nämlich zu machen. Wenn es erst keinem Studir-
ten mehr einfallen kann, um Knechtsgehalt den Leh-
rer und Erzieher in einer Familie zu machen; dann
wird man auch hier billiger werden. Warum sollte
man's jetzt?

Anders und besser wird es, der Erfahrung zu
Folge, in diesen und ähnlichen Fällen nicht eher, bis
Noth und Bedürfniß es besser werden heißen!

9.

R e c h t s k u n d e.

(Fortsetzung der Abhandlung im 1sten Bande. S. 109 z 135.)

Fünftes Kapitel.

Kurze Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte.

So lange der Mensch noch außer Verbindung mit andern Menschen lebte, kannte er kein anderes Gesetz, als das, welches der Trieb zur Selbsterhaltung ihn lehrte. Nur Bedürfnisse lenkten seine Leidenschaften, ihm schien Alles sein Eigenthum, und da, wo man ihm dieses streitig machen wollte, schonte er keines Schwächern. Erst dann als er nicht mehr bloß genießen, sondern auch empfinden wollte; — als in ihm der Hang zur Geselligkeit aufwachte; — als Liebe sein Herz erwärmte, und zu milderen Sitten und sanfteren Begierden hinlenkte, — erst dann nahm er auch auf Wesen außer sich Rücksicht; es stiegen in ihm Gefühle der Schonung, des Mitleids und der Vorsorge auf, welche seine Seele nach und nach, unter der Leitung der Vernunft, aus einem, bloß sinnlichen Geschöpfe, zu einem edleren glücklichern Wesen, zum Menschen bildeten.

beten. Jetzt lernte er aus Erfahrungen Regeln für sein künftiges Verhalten ziehen, lernte den Unterschied zwischen dem Mein und Dein kennen, und fand hauptsächlich in der Verbindung mit andern seines gleichen die Mittel, sich gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen, sein Eigenthum zu schützen und das ihm entzogene wieder zu erhalten. Er fühlte aber auch, daß Einigkeit in diesen Verbindungen durchaus nöthig sey, und suchte solche daher durch Verträge zu befestigen — woraus für ihn die ersten Gesetze entstanden. Bey zunehmender Cultur und abnehmender unschuldigen Genügsamkeit der Menschen, waren indeß Gesetze nicht hinreichend, über deren Beobachtung kein Oberhaupt wachte, und welchen es daher eben so gieng, wie jener mit so vielem Pomp angekündigten Constitution der wiedergebohrnen Freyheitsmenschen Galliens, die kaum so lange bestand als ihre Entwerfung Zeit erfordert hatte. In mehreren Staaten fanden sich einsichtsvolle Männer, die nebst jenen unzulänglichen Verträgen, passliche Gesetze für ihre Mitbürger entwarfen, und denen man diese Wohlthat mit Unterwerfung und oft göttlicher Verehrung dankte. Die Macht, welche man diesen Gesetzgebern und ihren Nachfolgern ertheilte, um dadurch das Ansehen der Gesetze zu bewahren, wurde nach und nach erweitert und auch auf die Bewahrung der öffentlichen und allgemeinen Sicherheit ausgedehnt, und so entstanden aus Nichtern Fürsten und aus diesen endlich Despoten.

Die

Die verschiedenen Arten der Gesetze richteten sich nach den verschiedenen Absichten, in welchen sie gegeben wurden. Sollten sie die Rechte der Personen und deren Eigenthum gegen unbillige Ansprüche sichern, so waren es bürgerliche Gesetze; wollte man gewaltsamen Angriffen auf das Leben, die Ehre und das Vermögen der Staatsbürger vorbeugen, so gab man Strafgesetze, und hatte man die Absicht, die Verehrung des göttlichen Wesens gleichförmig und feyerlich zu machen, so entstanden aus den dahin abzweckenden Anordnungen geistliche Gesetze.

Von dem Inhalte aller dieser Gesetze unter den ersten cultivirten Völkern unseres Erdballs wissen wir wenig; nur von denen, welche Hebräer, Griechen und Römer besaßen, ist uns solcher schriftlich aufbewahrt. Die vom ersten Gesetzgeber der Israeliten, Moses, und verschiedenen Beherrschern dieses kleinen aber sehr merkwürdigen Volks, herrührenden weisen Gesetze dienten vielen Gesetzgebern anderer Völker zum Muster. Die Aegypter nahmen viele derselben an, von ihnen erhielten sie nachher die Phönizier und Griechen. So wie diese Letztern in feineren Sitten, einer weiseren Lebensphilosophie, in Ausbildung der Wissenschaften und Vervollkommnung der Künste, alle ältere Nationen übertrafen, so waren sie auch bemühet es in Vervollkommnung ihrer Gesetze weiter als alle ihre Vorgänger zu bringen. Es war ihnen nicht genug, zwey Männer wie Solon und Lykurg, als ihre Gesetzgeber verehren zu

können; sie fuhren auch fort die Geseze derselben dem Zeitalter anzupassen, durch Philosophie von allen mystischen Auswüchsen und darin oft liegenden Unbilligkeiten zu reinigen, und dabey ihren Richtern eine solche Macht und Würde zu geben, welche gleich weit von Despotismus und Schwäche entfernt war. Sehr natürlich, daß dieses Aufmerksamkeit und Nachahmung bey allen Nachbarn Ertrichenlandes bewirkte, und auch die ersten Erbauer Roms bewog, die rohen Einwohner ihres Anfangs kleinen Staates nach griechischen Mustern zu bilden und nach griechischen Gesezen zu richten. Durch die nachmalige Vereinigung mit den Sabinern, als einer griechischen Colonie, fiel ihnen dieses sehr leicht. Unter Romulus Nachfolgern erreichten die angenommenen Geseze durch mehrere Zusätze einen ziemlichen Grad von Vollkommenheit, allein ihr ganzes Ansehen gieng bey Abschaffung der Königswürde, 244 Jahr nach Roms Erbauung wieder verlohren. Der Haß, welchen die damaligen Römer gegen alles hegten was Königlich hieß, und der gerechter war, als jener Wahnsinn, welcher die Neufranken zu so vielen bürgerlichen Handlungen und zu so unverantwortlichen Grausamkeiten gegen den gutmüthigen Ludwig hinriß, bewog sie, diese königlichen Geseze ganz abzuschaffen, und nur die nöthigsten als Gewohnheitsrechte beyzubehalten. Die anfänglichen häufigen Unruhen in der hierauf errichteten Republik, und die Streitigkeiten zwischen dem Adel und Wolfe, ließen die Römer auf keine Vermehrung jener

jener noch beybehaltenen Gesetze denken. Indes sahen sie bald die Nothwendigkeit hiervon ein, wagten es aber nicht, bey dem Mangel der zu Gesetzgebern tauglichen Männer, sich selbst Gesetze zu geben.

In dieser Verlegenheit nahm man nochmals zu den Griechen seine Zuflucht, und schickte 300 Jahr nach Roms Erbauung drey Gesandten nach Athen, um sich dort nebst andern auch Solons welse Gesetze auszubitten. Die Athentenser waren zu galant, ein ohnehin sie so sehr schmeichelndes Begehren abzuschlagen, und ahndeten nicht, daß die Nation, welche jetzt bey ihnen um Gesetze bat, einst ihre Beherrscherin werden würde. Diese aus Griechenland von neuem erhaltenen Gesetze wurden zu Rom durch zehn Kommissarien in Ordnung gebracht, durch selbige der Verfassung des Staates gemäß abgeändert, mit verschiedenen vaterländischen Gesetzen vermehrt, und zusammen in zwölf eberne Tafeln eingegraben.

Sothane Gesetzen der 12 Tafeln, waren die Grundlage des nachher aufgeführten ungeheuern Gebäudes der römischen Rechtswissenschaft, und die Norm, nach welcher anfangs zehn Männer das römische Volk regieren und dessen Streitigkeiten schlichten mußten. Allein das Reich dieser Decemviren dauerte nicht lange; durch Uneinigkeiten und begangene Unbilligkeiten machten sie sich dem Volke verhaßt, welches ihnen alle Gewalt wieder nahm und selbige zweyen Konsulen übertrug, die jedes Jahr von

zwey Neugewählten abgelöst wurden. Fanden diese neue Gesetze für nöthig, so mußten sie solche dem versammelten Volke vortragen, welches sie verwerfen oder genehmigen und ihnen dadurch gesetzliche Kraft ertheilen konnte. Nach mannigfaltigen Streitigkeiten zwischen dem Adel und Plebejern erlangten letztere die Freyheit sich selbst, ohne jener Zustimmung, Gesetze geben zu können, die am Ende auch so gar der Adel gegen sich anwenden lassen mußte.

Nach und nach nahm nun die Summe der von einander abweichenden, oft sich widersprechenden und zerstreuten Gesetze so überhand, daß schon Cicero eine Sammlung und Abkürzung derselben für sehr nöthig hielt; allein er so wenig wie Pompejus und Cäsar, konnten ihren Wunsch erreichen, solche zu ordnen. August, glücklicher als seine Vorgänger, in Wiederherstellung der monarchischen Regierungsform, bekümmerte sich wenig um die Verbesserung der Rechtspflege und Gesetzgebung, sondern überließ diese nach dem Wunsche des Volks dem Senate. Allein auch dieser Schatten ehemaliger Gewalt wurde den ehrwürdigen Vätern des Volks durch die nachherigen Kaiser nach und nach entzogen, bis endlich Hadrian als unumschränkter Despot, die Macht der Gesetzgebung ganz an sich riß und seinen Willen den Römern zum einzigen Gesetze machte.

Auf dessen Befehl brachte Salvius Iulianus (i. J. der St. 385) die erste Sammlung von Senatsverordnungen zu Stande, als welcher er fortdauernde Gesetze

gefesliche Kraft beylegte. Die Gesetze der nachherigen Kaiser, vorzüglich diejenigen, in welchen Konstantin über die Einrichtung des christlichen Gottesdienstes verordnet hatte, wurden von Gregorian und Hermogenian, in einem nach ihnen benannten Werke, gesammelt. Indes fiel nach dieser Zeit die Rechtskunde so sehr in ihrem Ansehn, daß sich nur noch Freygelassene und Sklaven damit beschäftigen wollten, wodurch denn so wohl, als durch die zunehmende Anzahl der von jenen schwachen und tyrannischen orientalischen Kaisern herrührenden, oft widerständigen Gesetze, eine solche Verwirrung in alles was zur Rechtspflege gehörte, einriß, daß die häufigen Klagen darüber endlich das Ohr eines sich von seinen Vorgängern auszeichnenden Regenten erreichen mußten. Theodosius den Großen brachten sie nämlich dahin, eine abermaltge Sammlung der besten Verordnungen zu veranstalten, die schlechten und widersprechenden aber aufzuheben, und eine genauere und vernünftiger Ordnung in Entscheidung gerichtlicher Streitigkeiten einzuführen. Das diesem gemäß im Jahr 438 unserer Zeitrechnung bekannt gemachte Theodosianische Gesetzbuch wurde, seiner Vorzüge wegen, selbst von Völkern, die nicht dem römischen Zepter unterworfen waren, mit Beyfall aufgenommen, und ist auch noch für uns nicht ohne Nutzen. Es war jedoch nicht hinreichend, um alle die großen Schwierigkeiten, mit welchen die damaligen Rechtskundigen zu kämpfen hatten, zu heben, indem diese noch aus mehr den 2000 Schriften älterer

Rechts:

Rechtsgelehrten, und aus' den drey vorhin angeführten Gesetzbüchern, ihre Kenntnisse zusammenholen mußten. Hiezu kam, daß die dennoch in allen diesen herrschenden Verwirrungen und Widersprüche, der Chikane einen ungeheuren Wirkungskreis überließen, und die unglücklichen Bürger der Raubsuchfeller Richter Preis gaben. Eine neue und vollständigere Revolution in diesem Fache der Staatskunst, war daher um so viel nöthiger, und wurde auch auf das dringendste von den römischen Unterthanen gewünscht. Diese wohlthätige Revolution zu bewirken, war einem Kaiser vorbehalten, der eben dadurch nicht nur Seegen über seine Völker verbreitete, sondern sich auch der Nachwelt unvergesslicher machte, als er durch die größten Siege und Eroberungen gethan haben würde.

Flavius Justinian, dessen Charakter und Regierung gleichzeitige Geschichtschreiber sehr verschieden schildern, wurde den 5. May. 482 nach Christi Geburt, zu Tauris in Illyrien geboren. Sein Oheim, Kaiser Justin, ließ ihn erziehen, nahm ihn an Kindesstatt und endlich so gar zum Mitregenten an. Nach dem Tode desselben trat Justinian im Jahr 527 die Regierung allein an, und wandte seine erste Sorgfalt sogleich auf Verbesserung der Rechtspflege. Schon im folgenden Jahre gab er Befehl, aus den älteren angeführten Gesetzsammlungen und den neueren kaiserlichen Verordnungen ein Gesetzbuch zusammen zu tragen, und unter seiner Autorität bekannt zu machen, welches auch im Jahr 529 den 7. April wirk-

wirklich zu Stande kam. In diesem Alter nach Justinian benannten Koder, hatte man sich auf Entscheidung der in so vielen Werken enthaltenen streitigen Meynungen der Rechtsgelehrten nicht eingelassen, welchem Mangel aber nöthwendig abgeholfen werden mußte, wenn man der Chifane endlich Grenzen setzen wollte. Der Minister Tribonian erhielt daher Auftrag, mit Hilfe mehrerer Rechtsgelehrten, die besten der vielen sich durchkreuzenden Meynungen über jeden Rechtsfall zu sammeln, und in einem wohlgeordneten Werke zusammenzutragen. Justinian, welcher die großen Schwierigkeiten bey einer so wichtigen Arbeit kannte, bestimmte zu deren Beendigung eine Frist von zehn Jahren. Hätte man diesen Zeitraum benutzt, so würde gewiß ein ungleich vollkommeneres und besser geordnetes Werk, als die, ihres die ganze Rechtswissenschaft umfassenden Inhaltes wegen so genannten, Pandekten sind, zum Vorschein gekommen seyn. Allein um sich dem Kaiser durch schnelle Befolgung seiner Befehle zu empfehlen, überreichte man ihm schon nach drey Jahren die fertige Arbeit. Dieser bemerkte bald die darin aus Eilfertigkeit zurückgebliebene Unordnung in Zusammenstellung der abgehandelten Materien; indeß war er zu nachsichtsvoll, als dieses Mangels wegen das Ganze nochmals umschmelzen zu lassen. Er befahl daher dem Tribonian, Theophilus und Dorotheus, eine kurze natürlich geordnete Einleitung in die damalige Rechtswissenschaft zu entwerfen, und dem größern Werke vorangehen zu lassen. Diese sogenannten

sogenannten Institutionen wurden am 21ten November 529, und die Pandekten am 16ten December desselben Jahres unter kaiserlicher Bestätigung den Unterthanen bekannt gemacht. Hiemit war aber noch nicht Alles geschehen. Die Geschwindigkeit, mit der sowohl die Pandekten, als jener ältere Codex zusammengetragen worden, war Schuld, daß man noch viele streitige Meinungen alter Rechtsgelehrten unentschieden gelassen, und häufige Widersprüche nicht vermieden hatte, die zu heben und zu vereinigen man nicht unterlassen durfte, wenn anders diese mühevollen Arbeit Vollkommenheit erhalten sollte.

Justinian ließ daher noch 50 Entscheidungen über streitige Materien entwerfen, fügte denselben viele eigne Verordnungen hinzu, und befahl daraus und aus dem älteren Codex, dessen Gesezskraft wieder aufgehoben wurde, ein neues Gesezbuch zu bearbeiten, welches auch als der noch vorhandene Codex (repetitae praelectionis) am 16ten Dec. 529 erschien. Nach Beendigung dieses wichtigen Werkes, lebte der Schöpfer desselben, Justinian noch bis zum 14ten Decemb. 565, in welchem Zeitraume von 30 Jahren er mehrere Verordnungen erließ, die Zusätze und Abänderungen jener gesammelten Geseze enthielten, und nach seinem Tode zusammengetragen dem Codex beygefügt wurden. Diese sogenannten Novellen machen den letzten Theil des bis auf unsere Zeiten gekommenen, und noch bey uns geltenden Justinianischen Gesezbuches aus. Ein solches in seiner Art einziges Werk verdiente die

die allgemeine Achtung, mit der man es in Orteschenland und Italien aufnahm, es verdiente seines reichhaltigen, vortrefflichen Inhaltes wegen, alle die nachherigen großen Revolutionen unsers Erdkreises zu überleben, das Muster für die meisten spätern Gesetzbücher und die Norm bey Ausübung der Gerechtigkeit zu werden.

Nach Deutschlands erster und vielleicht größter Kaiser Karl, der in allen Anordnungen originell seyn, und allen bezwungenen Völkern Gesetze geben wollte, schafte dieses römische Gesetzbuch im eroberten Italien nicht ab, sondern ließ so wohl darnach, als nach denen mit dahin gebrachten deutschen Rechten, bürgerliche Streitigkeiten entscheiden.

Durch das rastlose Bestreben dieses großen Regenten fieng auch in unserem Vaterlande die Morgenröthe eines schönen Tages an aufzugehen. Nicht genug daß er unsere Vorfahren aus ihrer tiefen Barbarey zu reißen suchte; nicht genug daß er einem großen Theile derselben zuerst die beglückende Moral des Christenthums — freylich nach damaligen Begriffen, und nach damaliger Art — predigen ließ; — er wollte auch eines jeden Eigenthum sichern und ihnen reinere Begriffe von Recht und Gerechtigkeit beybringen. Doch bevor ich seine desfalligen Bemühungen anführe, und in der Geschichte des römischen Rechts weiter fortfahre, werden es meine jungen Leser nicht ungern sehen, wenn ich einige Augenblicke bey dem frühesten uns bekannten Zustande Deutschlands

landes verweile, und nur ein schwaches Bild der ersten Rechtspflege seiner Bewohner entwerfe.

Den Römern war Deutschland nicht lange vor Christi Geburt recht bekannt geworden. Sie schildern es, als ein mit entsetzlichen Wäldungen und Sümpfen angefülltes Land, dessen Bewohner eben so rauh waren, als die Luft, welche sie einathmeten; allein deren einfache Lebensart, ihre geringen Bedürfnisse, ihre Gemüthsamkeit und ihr ehrlicher Charakter, machten ihnen eine Summe von Gesetzen sehr entbehrlich. Sitten und hergebrachte Gewohnheiten bestimmten ihr gegenseitiges Verhalten. Die wenigen in ihren Versammlungen gemachten Gesetze kamen durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachkommen. Ihre Barden sangen nicht nur die Thaten der Götter und Helden, sondern auch die in Reime gebrachten Gesetze; welche eben der Melodie oder Weise wegen, nach welcher sie abgesungen wurden, Sez oder Weise hießen. — Sobald indeß die Deutschen mit den gelehrten und gebildeten Römern bekannter wurden, häufig ihre dunklen Wälder verließen, nach Gallien und Italien giengen, hier Künste und Wissenschaften zu treiben begannen, so machten sie auch mit Aufzeichnung ihrer Gesetze den Anfang. Die Salier, eine fränkische Nation, thaten dieses, nachdem sie Gallien erobert hatten, zuerst, und machten ums Jahr 422 eine Sammlung ihrer Gesetze in lateinischer Sprache, welche damals in Gallien am gewöhnlichsten war, bekannt.

Diesem

Diesem Beispiele folgten die am Rhein wohnenden Ripuarier, deren Gesetze Theodorich König der Franken, im Jahr 481 zusammentragen ließ. Eben das geschah auch 490 mit den Gewohnheitsrechten der von ihm besiegten Baiern. Bald fiengen nun auch die Sachsen, Friesen, Anglen und Wisigothen an, schriftliche Sammlungen ihrer hergebrachten Gesetze und Gewohnheitsrechte zu veranstalten.

Indeß enthielten alle diese Gesetzbücher mehr peinliche als bürgerliche Verordnungen; die natürliche Folge des Charakters eines armen aber rauhen Volkes. Karl der Große, auf den ich jetzt zurückkomme, bestätigte nicht nur diese Gesetzsammlungen, sondern fügte sowohl wie seine Nachfolger selbigen mehrere Verordnungen hinzu, die unter der Benennung, Capitularien, bis auf unsere Zeiten gekommen sind.

Deutschland, welches sich unter jenem großen Regenten aus seiner Dunkelheit und Einfalt zu erheben angefangen hatte, fiel bald durch den selbst von Priestern genährten Aberglauben, durch die Schwäche und Uneinigkeiten der folgenden Kaiser, in eine noch tiefere Finsterniß, und gleichsam dumme Fühllosigkeit zurück. Man dachte wenig an Gesetze und Rechtspflege, sondern ein jeder suchte sich soviel möglich selbst zu helfen.

Die herrschsüchtigen Päbste bemerkten diese Lage der Deutschen mit Vergnügen, und versuchten nicht solche zur Ausbreitung ihrer Macht zu benutzen.

II. Band.

U

Schon

Schon lange hatten sie angefangen ihren Pfaffen und Priestern besondere Gesetze zu geben, und solche dadurch der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen; nun giengen Sie in Ausführung ihrer Absichten weiter, und suchten ihren Gesetzen auch bey den weltlichen Gerichten Eingang zu verschaffen. In Deutschland glaubte man dieses zwar dadurch zu hindern, daß man die alten vaterländischen Rechte wieder hervor suchte und in Sprichwörter brachte, um sie dadurch bestimmter und bekannter zu machen; allein im 11ten und 12ten Jahrhundert behauptete dennoch das päpstliche und nachher auch das römische Recht die Oberhand. Lezteres war zwar in Italien und Griechenland nie ganz vergessen, doch aber sehr entstellt und verdorben gelehrt, bis Werner, ein geborner Deutscher, solches zu Anfang des 11ten Jahrhunderts in seiner alten Reinigkeit wieder herzustellen und darüber zu Bologna zu lesen anfieng. Der Beyfall, mit welchem man solches aufnahm, verbreitete es bald durch Deutschland, Frankreich und England, wo solches auf allen Akademien gelehrt wurde.

Die Päbste, welche nichts mehr wünschten als ihren Gesetzen allgemeines Ansehn zu verschaffen, wurden über die Ausbreitung des Justinianischen Rechts sehr eifersüchtig, verboten daher schon 1163 den Gelehrten, solches zu studiren, und 1220 befahl Honorius so gar, daß es auf den Akademien in Italien gar nicht weiter gelehrt werden sollte, wogegen er das Studium der von Gratian geordneten Sammlung

lung päpstlicher Verordnungen sehr empfahl. Dieses *Decretum Gratiani* erhielt schon 1180 durch päpstliche Bestätigung gesetzliche Kraft.

Die nachfolgenden Bischöfe von Rom fuhren nach dem Muster desselben fort, ebenfalls Sammlungen ihrer Gesetze zu veranstalten, die unter Gregor dem VIII. durch Reimund in ein Werk gebracht und 1230 unter dem Titel *Decretalien* mit päpstlicher Autorität bekannt gemacht wurden. Sie machen den zweyten Theil des kanonischen Gesetzbuchs aus, welchem in der Folge noch viele Verordnungen der nachherigen Päpste angehängt sind.

Die Einführung dieser fremden Rechte fand jedoch bey den deutschen Gerichten anfangs vielen Widerstand. Es traten mehrere Patrioten auf, welche die zerstreueten und größtentheils vergessenen alten Rechte und Gewohnheiten wieder aufsuchten und zusammentrugen. Ein anhaltischer Edelmann, Epfow von Repfow, machte die erste Sammlung sächsischer Rechte 1235 bekannt, und nannte solche den *Sachsenspiegel*; indem man hierin, wie er sich ausdrückte, Recht und Unrecht beschauen, und von einander unterscheiden lernen sollte. Diesem folgte der *Schwabenspiegel*, und mehrere andere Sammlungen deutscher Gesetze, die zwar alle keine Landesherliche Bestätigung erhielten, aber doch eine Zeitlang in den Gerichten angenommen wurden, bis sie das demohngeachtet immer mehr verbreitete fremde Recht wieder daraus verdrängte. Dieses bewirkte

der Ruf, in welchem damals die italkänischen Akademien standen, und auf welchen jene Rechte gelehrt wurden; dieser zog auch aus Deutschland alle diejenigen, so die Rechtswissenschaft studiren wollten, an sich, die denn mit denen dort gesammelten Kenntnissen zurückkehrten, und die Grundsätze des römischen und kanonischen Rechts in denen mit ihnen besetzten Gerichtshöfen einführten. Auch die Bemühungen verschiedener Städte, dieses durch selbst entworfne Stadtrechte zu hemmen, waren vergeblich, da die Unvollständigkeit derselben die Vorzüge, besonders des Justinianischen Gesetzbuchs nicht zu verdunkeln vermochten.

Am traurigsten und schrecklichsten sah es jedoch damals um die Form des peinlichen Verfahrens, und um das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen, aus. Ein Gemisch fremder und einheimischer Gesetze, der Willkür oft grausamer und unverständiger Richter überlassen, die so wenig Begriffe von Untersuchungen als vollständigen Verweisen hatten, machte die Gerichtshöfe spanischen Inquisitionen gleich, welche auf geringe Anzeigen, Vermuthungen, und darauf angestellte Feuer, oder Wasserproben (die man göttliche Urtheile nannte, und die statt aller Beweise dienen mußten,) oft den Unschuldigsten verdammt und den dreisten Verbrecher lossprach. Eine so elende Verfassung der ordentlichen Inquisitionsgerichte, hob das Ansehn und die im finstern schleichende Macht der schon durch Karl den Großen begünstigten Fehmgerichte,

richte, welche in Westphalen entstanden und daher auch Westphälische Gerichte hießen. Diese suchten ihre, anfangs sehr ehrwürdige und sich fürchterlich gemachte Gewalt, zuletzt über ganz Deutschland, über Fürsten und Unterthanen auszudehnen, und jedes anscheinende Verbrechen zu bestrafen. Solchem Unwesen zu steuern, schränkte Kaiser Max. der erste die Macht derselben sehr ein, nahm auch in Rücksicht der peinlichen Gerichte mehrere Reformen vor, und hob die für Deutschland so gefährlich gewesene Zweykämpfe und Befehdungen auf. Bey Entscheidung der bürgerlichen Streitigkeiten suchte er die Verwirrung der fremden und einheimischen Rechte dadurch zu endigen, daß er dem 1495 von ihm errichteten Reichskammergerichte, folgende Ordnung in Anwendung der verschiedenen Rechte zu beobachten vorschrieb. Zuerst sollte man nämlich bey Rechtsprüchen auf die Statuten einzelner Orte und auf allgemeine deutsche Gewohnheiten sehen, sodann den allgemeinen Reichsgesetzen folgen, und wo beyde nichts verordneten, erst die fremden Rechte zu Hülfe nehmen. Wie indeß auf den inländischen Akademien blos römisches und kanonisches Recht, das vaterländische aber gar nicht gelehrt wurde, so kam dieses aufs neue in Vergessenheit, und mit selbigem zugleich jene von Max vorgeschriebene Ordnung.

Karl der 5te fand, daß die Einschränkung der Lehngerichte wenig zur Verbesserung des peinlichen Verfahrens beygetragen hatte, und suchte daher die schon von Max beabsichtigte peinliche Ge-

Gerichtsordnung zu Stande zu bringen. Ein Unternehmen, das mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft war, das nur mit Einwilligung sämtlicher Reichsstände eingeführt werden konnte, und welches über Leben und Freyheit der Unterthanen dereinst entscheiden sollte, hatte bey seiner Ausführung die größte Behutsamkeit nöthig.

Der von einem gewissen von Schwarzeberg gemachte Entwurf eines peinlichen Gesetzbuchs, wurde nach vielen Prüfungen und Verbesserungen, den Reichsständen zu Regensburg 1532 vom Kaiser vorgelegt, durch selbige allgemein genehmigt, und darauf dem ganzen deutschen Reiche zur Nachachtung bekannt gemacht. Diese nach Karl 5. genannte peinliche oder Halsgerichtsordnung, hob nicht allein die noch immer geduldete, obgleich beschränkte Gewalt der Westphältschen Gerichte völlig auf, sondern führte vornämlich ein vernünftigeres, menschlicheres, auf gesunde Rechtslehre gebautes Verfahren bey peinlichen Untersuchungen ein, und beobachtete hauptsächlich in Bestimmung der Strafen ein billigeres Verhältniß gegen die dadurch zu hemmenden Verbrechen.

Das durch rastloses Streben des römischen Clerus errungene Ansehn des kanonischen Rechts, erhielt in Deutschland durch Luthers glückliche Bekämpfung der päpstlichen Macht einen heftigen Stoß und viele waren bemühet, es hierauf ganz aus den protestantischen Gerichten zu verdrängen. Wie in
des

deß die Anwendbarkeit desselben bey Entscheidung verschiedener Fälle, worüber von Justinian kein deutliches Urtheil gefällt war, nicht verkannt werden konnte, so befiel man es nicht nur in den protestantischen Gerichten bey, sondern zog es sogar da, wo es dem neuern Zustande und Verhältniß der Deutschen angemessener war, jenem vor.

Unser vaterländisches Recht, für dessen Aufrechthaltung man sich, wie ich angeführt habe, zu verschiedenen Zeiten viel Mühe gegeben hatte, war demohingeachtet in dieser Periode ganz wieder vernachlässigt und größtentheils vergessen. Auf den Akademien kannte man nicht einmal den Namen desselben, und folglich studirte auch kein Deutscher deutsches Recht. Diese Vernachlässigung desselben wurde jedoch bey solchen Fällen sehr empfunden, auf die sich die fremden Rechte, der Veränderung des bürgerlichen Verhältnisses wegen, entweder nicht schicklich anwenden ließen, oder worüber solche gar nichts bestimmten.

Hermann Conring, Lehrer der Rechte zu Helmstädt, dadurch aufmerksam gemacht, suchte als gelehrter Patriot, einem solchen, die Deutschen selbst beschimpfenden und beynah allgemein geglaubten Mangel einheimischer Gesetze abzuhelpfen. Er suchte deren Quellen in alten Werken und den litterarischen Schätzen der Archive und Klöster auf, entwarf hiernach ein System und las darüber, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zuerst deutsches Recht.

Sobald er die Bahn gebrochen hatte, fehlte es nicht an Männern, die in seine Fußstapfen traten, eine Menge der sehr verschiedenen einheimischen Gesetze wider aus ihrer Dunkelheit hervorzogen, und ihnen das Ansehn von neuem zu verschaffen suchten, welches schon May I denselben eingeräumt hatte.

Das heutige deutsche Recht besteht nun, zum Theil aus besondern hergebrachten Gewohnheiten, Statuten und Landesgesetzen, die bey der Mannigfaltigkeit deutscher Regierungen sehr verschieden sind; zum Theil aus allgemeinen Reichsgesetzen, die vom Kaiser und Reich herühren, und durch ganz Deutschland gelten. Diejenigen Rechte hingegen, welche in den alten Sammlungen derselben, als: dem Sachsenspiegel, Schwabenspiegel, so wie in dem sogenannten Kaiserrechte aufbewahrt, oder in Form alter Sprichwörter auf uns gekommen sind, gehn nur alsdenn den fremden Rechten vor, wenn sie durch eine neuere Verordnung bestätigt sind, oder wenn sie der Gerichtsbrauch von neuem eingeführt hat.

Hier hätten nun meine Leser eine kurze, und als solche in dieser Schrift allein zweckmäßige Geschichte des römischen, kanonischen und deutschen Rechts. Die Geschichte des Lehnrechts, Staatsrechts, Wechselrechts, werde ich in einem der folgenden Bände nachliefern. Ueberhaupt ist es meine Absicht, dem angehenden Rechtsgelehrten eine möglichst vollständige, zusammengedrückte Uebersicht
von

von seiner Wissenschaft zu geben. Ich hoffe diese Absicht vermittelst der tabellarischen Form am besten erreichen zu können. Sind gleich Arbeiten dieser Art, in Rücksicht der Gegenstände, die sie behandeln, nichts weniger als angenehm für ihren Verfasser, oder für den Fremdling in seiner Wissenschaft, so sind sie doch gewiß nicht undankbar in Rücksicht derer, die sich ihrer zur gründlichen Vorbereitung auf die Rechtswissenschaft bedienen wollen. Ein Gedanke, der mir das Unangenehme bey der Abfassung meiner Beyträge sehr versüßen muß.

 R e c h t s f u n d e .

Erster Theil.

Das in Deutschland geltende Privatrecht.

Theoretischer Theil.

Erster Abschnitt.

Vom Rechte der Personen.

Erstes Kapitel.

Der Mensch als Mitglied eines Staats, in seinen natürlichen und bürgerlichen Verhältnissen betrachtet.

Nach physischen Begriffen ist der Mensch (Homo) ein Wesen, welches aus einem organisirten Körper und einer vernünftigen Seele besteht; im juristischen Sinn aber, eine lebende Geburt mit einem menschlichen Kopfe versehen. Befindet sich derselbe in einer gewissen Verbindung mit andern Menschen, und nimmt darin einen eigenen Platz oder Standpunkt ein, so heißt er eine Person (Persona). Vermöge dieses Standes (Status) stehen

stehen ihm gewisse Rechte zu, welche sich darnach unterscheiden, ob er schon von Natur, oder aber erst durch bürgerliche Verbindung in denselben eingetreten ist. In den natürlichen Stand (Statu naturali) tritt der Mensch, entweder schon vor, oder erst nach seiner Geburt. Ist diesem nach das Kind als Embryo (nasciturus s. venter) schon Mensch, so müssen es auch die Gesetze gleich einem Unmündigen in seinen Rechten schützen. Bey allen Vorfällen, die zu seinem Vortheile gereichen, wird es daher einem gebornen Menschen gleich gesetzt; soll es aber zum Genuß der ihm vorbehaltenen Rechte gelangen, so muß dasselbe lebendig und vollkommen zur Welt kommen. Dann erst erwirbt und vererbt ein solches Kind die ihm unter einem gesetzten Vormunde aufbewahrten Güter; wird dasselbe hingegen nicht lebendig oder unvollkommen geboren, so ist es in Rücksicht dieser so gut als wenn es gar nicht geboren wäre.

Eine unvollkommne Geburt oder ein Monstrum hießen die Römer ein Kind, das keinen menschlichen Kopf hatte, als welchen man für den Sitz der Seele und des Verstandes hielt. Andere so genannte Misgeburten (Ostenta), die nur an einigen Theilen des Körpers ungestaltet sind, genießen hingegen mit vollkommenen Kindern gleiche Rechte.

Nach der Geburt werden die Kinder, als rechtmäßig und als unrechtmäßig geboren betrachtet.

Die

Die rechtmäßig gebornen (*legitime nati*) müssen entweder in einer nach den Gesetzen geschlossenen Ehe (*ex iustis nuptiis nati*) oder doch dem kanonischen Rechte zufolge in keiner gesetzwidrigen Ehe (*ex iniustis nuptiis*) erzeugt, oder von einer Braut nach feyerlich vollzogen gewesenen Verlöbniß geboren seyn. Jedoch muß sodann die Braut auf Vollziehung der Ehe geklagt haben, der entwichene Verlobte nicht erschienen, und darauf die Ehe für vollzogen erklärt seyn. Auch gehören noch die legitimirten, und an Kindesstatt angenommenen Kinder hieher: davon weiter unten mehr gesagt werden wird.

Die unrechtmäßig oder außer der Ehe erzeugten Kinder (*illegitimi*) sind

- 1) Die sogenannten natürlichen Kinder (*naturales, nothi* s. *bastardi*), welche keine rechtmäßige Gattin zur Mutter hatten (*ex concubitu nati*).
- 2) *Spurii*, die mit einer geliebten, sonst nicht übel berücktigten Person gezeugt waren.
- 3) Hurkinder, (*vulgo quaesiti* s. *ex fornicatione nati*).
- 4) Von den nächsten Blutsverwandten erzeugte (*incestuosi*).
- 5) Die, welche durch einen Ehebruch ihr Daseyn erhielten (*adulterini*). Hier kann entweder der Vater oder die Mutter in einer andern, oder auch beyde in verschiedenen Ehen gelebt haben.

Im

Im natürlichen Stande sind die Menschen ferner in Rücksicht ihres Geschlechts verschieden, und zwar entweder, männlich (masculi) oder weiblich (feminae). Eine dritte Gattung (hermaphroditi) nehmen die Rechte nicht an, und wenn sich der gleichen finden sollten, so werden sie nach dem Zeugnisse des Arztes entweder zum männlichen oder weiblichen Geschlechte gerechnet. — Im allgemeinen haben beyde Geschlechter sich gleicher Rechte zu erfreuen; jedoch giebt es Fälle, wo das eine mehr wie das andere durch die Geseze begünstigt wird.

Die Eintheilung der Menschen in Gesunde und Kranke, ist wenig erheblich, jedoch enthalten einige deutsche Geseze verschiedenes zum Nachtheil der letztern.

Im bürgerlichen Stande (statu civili) wird der Mensch als Mitglied eines Staats betrachtet. Als ein solches steht er mit andern Gliedern desselben in gewissen Verhältnissen, woraus die, ihm in diesem Stande zustehende Rechte fließen. Der Bürger oder Bewohner eines Staats überhaupt, hat besondere Rechte im Stande der Freyheit, und besondere in dem der häuslichen Verbindung. Die Römer unterschieden noch die eigentlichen römischen Bürger, von den übrigen Bewohnern ihres Staats, und ertheilten jenen vor diesen wichtige Vorzüge; bey uns sind die Vorrechte derer, welche in Städten das Bürgerrecht erlangt haben, nicht von so großem Umfange und solcher Wichtigkeit, um
des

deshalb eine besondere Eintheilung annehmen zu müssen, daher wir sie bloß in jenen beyden Ständen der Freyheit und der häuslichen Verbindung betrachten (statu libertatis et familiae.)

Zweytes Kapitel.

Vom Menschen im Stande der Freyheit.

Freyheit ist nach deutschen, juristischen und vernünftigen Begriffen, nicht Zügellosigkeit, nicht Befreyung von allem Zwang der Gesetze, von allem, den Regenten des Staats schuldigen, Gehorsam; sondern derjenige Zustand des Menschen, in welchem er nicht als ein Eigenthum des von ihm bewohnten Landes, oder des darüber herrschenden Regenten angesehen wird. Diesemnach sind die Bewohner Deutschlands entweder Freye oder Unfreye.

Den freyen Personen ist es erlaubt, so lange sie den Gesetzen gemäß leben, sich in einem Lande aufzuhalten wo es ihnen beliebt, jede Handthierung und Gewerbe zu treiben, die ihnen zuträglich scheint, und den Gesetzen nicht entgegen ist, das erworbene Eigenthum nach Gefallen zu benutzen, und das Land überhaupt zu verlassen, so bald sie solches nöthig finden und sich den Gesetzen desselben nicht länger fügen wollen.

Zu den Freyen gehören, Freygeborne und Freygelassene. Jene sind entweder Adliche oder Unadliche, die Adlichen entweder vom hohen oder nie-

niedern Adel, die unablischen aber theils Bürger theils Bauern. Von den eigentlichen Bürgern werden noch die übrigen Einwohner unterschieden, welche das Bürgerrecht in den Städten nicht gewonnen oder ererbt haben.

A) Die Personen des hohen Adels hießen im alten Deutschland, schlechweg Adliche (Nobiles). Nachher eigneten sich die Freygebornen wegen geleisteter Kriegesdienste ebenfalls diesen Titel an, welchen ihnen die Kaiser auch nachher zu führen gestatteten. Um sich von diesen zu unterscheiden, nannten sich nun die vom alten Adel, erlauchte Personen (Illustres), wozu alle deutsche sowohl geistliche als weltliche Landesregenten gehören, deren Rechte und Vorzüge in Rücksicht ihrer Verhältnisse zum deutschen Staatskörper, im deutschen Staatsrechte aus einander gesetzt werden. Hier sind sie nur als Privatpersonen merkwürdig, denen sie, sobald es auf Verträge und Eigenthum ankommt, bey Anwendung der Gesetze gleich geachtet werden.

An der Spitze aller deutschen Fürsten oder Landesregenten, steht als erstes Oberhaupt, Lehnsherr und König von Deutschland, der zu solchem erwählte und gekrönte Kaiser. In den frühesten Zeiten war dieser unumschränkter Regent über ganz Deutschland, allein in der Folge wurde seine Macht immer mehr begränzt, welches gewöhnlich in einem Wahlreiche der Fall zu seyn pflegt, wo die Stände bey jedem Regierungswechsel nach einer sicherern Verwahrung

zung ihres Ansehens zu streben Gelegenheit haben. Jetzt kann der Kaiser ohne Zuziehung der Reichsstände nur noch wenige Vorrechte ausüben, und ist nicht viel mehr als bloßer Direktor des Reichskollegiums.

Zu den geistlichen erlauchten Personen und Reichsständen gehören

- 1) die Erzbischöffe, deren ehemals in Deutschland acht waren, davon aber verschiedene abgegangen sind.
- 2) Der deutsche Ordensmeister.
- 3) Die Bischöffe.
- 4) Aebte und Aebtissinnen.
- 5) Die Prälaten. Diese haben sämmtlich, so wohl Katholische als Protestanten, unter Vorsitz des Erzbischofs von Mainz, Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Der der Würde dieser hohen Personen anlebende hohe Adel, ist nicht erblich, sondern wird durch Wahl und Ruf ertheilt, und erlischt wieder mit ihrem Tode. Die Rechte und Pflichten derselben als Oberhäupter der Kirche, sind im kanonischen Rechte bestimmt.

Die weltlichen erlauchten Personen in Deutschland sind

- 1) die Kurfürsten. Diese nehmen, nachdem die übrigen Fürsten davon ausgeschlossen sind, allein Theil an der Wahl des Kaisers. Anfangs gab es sieben Kurfürsten in Deutschland; als drey geistliche

liche von Mainz, Erzer und Köln, und vier weltliche, nämlich, von Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg. Hiezu kamen in der Folge noch Pfalz und Hannover, von welchen jenes ansezt wieder mit Baiern vrrreinigt ist.

- 2) Die Erzherzoge von Oesterreich. Diese Würde bekam das Haus Oesterreich 1156 zum Erbsatz für die Abtretung Baierns an Herzog Heinrich den Löwen von Braunschweig. — Baiern ist den Herzögen von Braunschweig nachher wieder genommen, allein jene Würde ist geblieben.
- 3) Die Herzöge. Diese waren bey den alten kriegerischen Deutschen die einzigen Fürsten, welches sie durch Tapferkeit und Klugheit als die ersten Anführer im Kriege wurden, und die zur Belohnung ihrer der Nation geleisteten Dienste erhaltenen Ländereyen, theils als Lehnräger theils als Eigenthümer behielten, und deren Bewohner sie in der Folge als Landesregenten beherrschten.
- 4) Pfalzgrafen; waren ehemals nichts als weltliche Richter am kaiserlichen Hofe, die gewisse Länder zu Lehn bekamen, woraus sie ihren Unterhalt zogen.
- 5) Landgrafen; Statthalter des Kaisers in deutschen Provinzen, die sie sich bey den allgemeinen Unruhen in Deutschland zuerzogen.
- 6) Markgrafen, die zur Beschützung der Gränzprovinzen bestimmte waren, und solche ebenfalls in Besitz behielten.

II. Band.

Æ

7) Burg-

- 7) Burggrafen, sonst nichts als Commandanten und Richter in deutschen Festungen.
- 8) Fürsten, (in engerer Bedeutung des Wortes) bey welchen in Ansehung des Alters ihrer Würde ein großer Unterschied ist. Die ältern oder sogenannten Reichsfürsten, haben Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und besitzen ihre Länder in Deutschland, als Landesregenten. Die neuern in den Fürstenstand erhobenen Adeltichen hingegen besitzen diese Rechte der Reichsstände nicht.
- 9) Reichsgrafen, ebenfalls Stände des Reichs, welches die neueren Grafen nicht sind.
- 10) Dynasten, große Herren oder Reichsbarone; welche Würde jetzt ausgestorben ist.

Ueber die meisten Länder der verschiedenen Reichsfürsten besitzt der Kaiser die Ober- oder Lehns-herrschaft. Die daraus entstehenden Rechte und Verhältnisse, des Lehnsheeren und der Lehnsträger oder Vasallen, nebst den Pflichten, welche beyde gegen einander zu beobachten haben, werden im Lehnrecht näher bestimmt. Außer den Ländern, welche die deutschen Fürsten als Reichslehne besitzen, gehören ihnen auch noch gewisse Kammer- und Stammgüter, wovon sie unumschränkte Eigenthümer sind, und über die sie daher auch frey disponiren können, welches bey den Lehngütern nicht der Fall ist.

B) Der Stand des niederen Adels in Deutschland ist entweder persönlich oder erblich. Jener, welcher mit gewissen Würden verknüpft ist, hört mit dem

Dem Tode der ihn besitzenden Personen wieder auf. Hierzu gehören die Officiere, Reichshofräthe, Kammergerichtsassessoren, und Doktoren der Rechte. Das Ansehen der letztern ist durch die Käuflichkeit der Doctorwürde sehr gesunken, indeß werden sie doch noch bey einigen Stiftern als Adliche angenommen.

Der erbliche oder Geschlechtsadel, theilt sich wieder in den alten und neuen.

Der alte Adel (*ingenita nobilitas*) entsprang schon sehr früh unter den sich im Kriege auszeichnenden Freygebornen. Wenn diese zur Belohnung ihrer Dienste gewisse Güter zur Lehne erhielten, so konnten sie sich den Adel anmaßen, auch, um sich von den übrigen, bürgerliche Nahrung treibenden Freyen zu unterscheiden, ihre Namen verändern, und auf ihren Wappenschildern offne Helme führen.

Der neuere oder Briefadel (*nobilitas diplomatica*) wird vom Kaiser durch Adelsbriefe ertheilt, und unterscheidet sich wieder nach Anzahl der adlichen Vorfahren oder Ahnen, in den Turnier oder Stifsfähigen, und den ganz neuen Adel, zu welchem auch die gerechnet werden, welche zwar einen adlichen Vater aber keine adliche Mutter haben. Die Mutter hingegen kann ohne einen adlichen Gatten den Adel nicht fortpflanzen.

Der niedere Adel, theilt sich ferner in den unmittelbaren oder Reichsadel, welcher als Vasall des Reichs bloß dem Kaiser unterworfen ist, und

Sitz und Stimme auf dem Reichstage hat, und den mittelbaren oder Landadel, der andere Reichsstände für seine Lehns Herren erkennt, und sich den Gesetzen und der Canzley derselben unterwerfen muß. Dieser mittelbare Adel gehört entweder zum Landsässigen oder Schriftsässigen. Der letztere besitzt keine Güter im Lande, ist aber nur allein den höheren oder adlichen Gerichten unterworfen, und heißt daher auch der Canzleysässige. Der Landsässige Adel besitzt entweder das vollkommene Landsassenrecht, vermöge dessen er nur da belangt werden kann, wo seine Güter liegen, oder er besitzt dieses nicht: alsdenn muß er zwar in Rücksicht seines Güter da belangt werden, wo selbige liegen; in Betref seiner Person aber kann man ihn in jedem Orte seines Aufenthaltes angreifen. Der Landsässige Adel hat Sitz und Stimme bey den Landtagen, und macht einen Theil der Landstände aus.

C) Die Patrizier machten bey den Römern die höchste Klasse des Adels aus, und stammten von den ältesten Geschlechtern ab. In Deutschland stiftete sie Kaiser Heinrich I. Dieser bewog nämlich viele vom Landadel, sich in Städten niederzulassen, die dadurch mehr in Aufnahme kamen, und deren Magistrat späterhin aus ihrer Mitte gewöhnlich besetzt wurde. In vielen Städten erhielten sie sogar beträchtliche Vorzüge vor dem Landadel, die auch denen, welche aus alten Familien abstammen, und sich blos mit Patrizier Töchtern verheirathet haben, noch eigen

elgen sind. An andern Orten aber, wo die alten Familien ausgestorben sind, die Neuere aber sich mit Bürgerlichen verheirathet haben, stehen sie unter dem Vrtzafadel, und sind dem Stadtmagistrate unterworfen.

In eintgen Reichstädten, zum Beyspiel in Nürnberg, ist der Adel dieser Familien, so wie ihr Antheil an der Regierung, vom Kaiser bestätigt, in andern aber haben die Bürger selbigen von der Regierung ausgeschlossen. Dem Kaiser so wohl, als dem Rathe jener Städte, steht zuweilen das Recht zu, neue Rathsfähige Familien statt abgegangener zu erwählen; welche dann gleich dem übrigen Adel auf ihren Wappen offne Helme führen dürfen.

Durch Treibung bürgerlicher Nahrung und Gewerbe, und durch die meisten infamirenden Verbrechen geht der Adel verloren, welchen allein der Kaiser wieder herstellen kann. Handlung freylich beschimpft jetzt den Adel an den meisten Orten nicht, wie ehemals.

D) Die Personen bürgerlichen Standes unterscheiden sich theils durch ihren Wohnplatz, theils durch ihre Handthierungen vom Landmann. Bürger (Cives) waren bey den Römern anfangs blos die freyen Bewohner von Rom; in der Folge aber erhielten auch die Einwohner der übrigen Städte Italiens das römische Bürgerrecht, wodurch sie viele Vorzüge vor Ausländern und andern fremden Einwohnern erhielten. In Deutschland stieg das

Ansehen der Bürger mit der durch Helarich den I. so sehr beförderten Aufnahme der Städte. Dieser große Kaiser suchte durch den Anbau fester Wohnorte und deren Bevölkerung nicht nur den damaligen Streifereyen der Ungarn Einhalt zu thun, sondern hauptsächlich den rauhen Charakter der Deutschen milder und gesitteter zu machen, sie zu mehrerer Thätigkeit und Industrie zu gewöhnen, den Künsten und Wissenschaften, so wie dem Handlungsgeiste bey ihnen mehr Eingang zu verschaffen, und sie dadurch von den ewigen Kriegen mit den wilden Ehleren und Nachbarn abzuziehen. — Der bald aufblühende Wohlstand der Städter krönte die rastlosen Bemühungen und klugen Absichten dieses Regenten. Hauptsächlich aber erreichten, in den mitlern unruhigen Zeiten, die deutschen Städte durch die vermöge der Handlung erworbenen Reichthümer, und durch unter sich errichtete Verbindung einen solchen Grad von Ansehen und Macht, daß sie nicht nur anfangen ihren Landesregenten Gesetze vorzuschreiben, sondern sich auch häufig dessen Oberherrschaft zu entziehen, und zu unmittelbaren oder Reichsstädten aufzuwerfen.

Der dadurch entstandene Unterschied zwischen Reichs- und Landstädten hat auch auf die Bewohner derselben Einfluß. Die Reichsbürger stehen unmittelbar unter dem Kaiser, und haben vermöge ihrer Repräsentanten, Sitz und Stimme auf dem Reichstage. — Die Bürger in den Land- oder Provinzialstädten hingegen, sind einem geistlichen oder weltlichen

den Fürsten unterworfen, und haben in den meisten Ländern durch ihre Abgeordneten Sitz und Stimme auf den Landtagen.

Die Stadteinwohner nebst denen, welche dazu gerechnet werden, heißen zwar alle Bürgerliche, allein sie sind doch sehr von einander unterschieden. Jeder, der in einer Stadt oder deren Gebiet irgend ein Grundstück erwerben und als Eigenthümer besitzen will, muß das Bürgerrecht gewinnen, wenn ihm solches nicht angeboren ist. Vermöge dieses Bürgerrechts erlangen die, eigentlichen Bürger (Municipes) die Freiheit allerley bürgerliche Nahrung, Handlung, Brauerey, Handhierungen u. d. gl. treiben zu dürfen, und sind der Gerichtsbarkeit eines für ihr Bestes und für innere Eintracht sorgenden Magistrats unterworfen. Sie heißen entweder geborne Bürger (Originarii) oder neue Bürger (Novitii s. Adscriptitii), welche nach geleistetem Bürgereide aufgenommen worden.

Von diesen unterscheiden sich

- 1) Die Vorstädter (Suburbani), die außer den Stadtmauern und Vorstädten Häuser besitzen, und nicht aller Rechte der eigentlichen Bürger theilhaftig werden, ob sie gleich zuweilen Handwerke treiben dürfen.
- 2) Die Pfsalbürger; welche auch ehemals vor der Stadt in einem eingepfälten Bezirk wohnten, wegen der aber oft von ihnen angestifteten Unruhen auf die nahegelegenen Dörfern verwiesen wurden.

§ 4

3) Auß-

- 3) Ausbürger, Ausleute, Ausgefessene, sind entweder solche, die gewöhnlich auf ihren Landgütern wohnen, und sich nur zuweilen in der Stadt aufhalten, oder solche, die in zwey Städten zugleich das Bürgerrecht besitzen; diese sind für diejenige Stadt, in welcher sie sich nicht gewöhnlich aufhalten, Ausbürger, müssen aber in beyden Städten gleich andern Bürger, die öffentlichen Lasten tragen.
- 4) Klavenbürger, (von Klav, eine Lanze) waren dazu bestimmt, die Thore und Wachen in den Städten zu besetzen. Thaten sie aber diesen Dienst nicht selbst, sondern schickten an ihren Platz andere Leute, welche sie dafür bezahlten, so nannte man solche Spießbürger, die auch zuweilen im ordentlichen Solde standen, und wenn sie zehn Jahre gedient hatten, das Klavenbürgerrecht erhielten.
- 5) Ehrenbürger sind solche, denen das Bürgerrecht als eine Ehrenbezeugung geschenkt war, und die sich demohngeachtet aufhalten konnten, wo es ihnen beliebte.

Außer den Bürgern wohnen in den Städten auch noch so genannte Weisassen (Incolae), welche zwar dem Stadtmagistrate unterworfen sind, aber vor Gewinnung des Bürgerrechts, weder Handlung noch bürgerliche Nahrung treiben dürfen; und endlich noch solche Personen, die, wenn sie gleich Bürger sind, doch nur lediglich in Rücksicht ihrer Grundstücke

stücke dem Magistrate zu gehorchen brauchen (Exeinti) als Abgesandte, Adliche, Professoren, und alle, welche zum Hofe des Fürsten und zum Militär desselben gehören. Fremde und Reisende, die sich nur eine Zeitlang in dieser oder jener Stadt aufhalten, werden zwar nicht als Mitglieder des Staats angesehen, demohngeachtet aber müssen sie sich nach den Gesetzen desjenigen Ortes richten, wo sie verweilen, und der ordentlichen Obrigkeit desselben, so lange sie da sind, gehorsamen. Denn wessen Lust man athmet, dem ist man unterworfen.

Das erlangte oder geerbte Bürgerrecht geht wieder verloren, wenn man freywillig und ausdrücklich erklärt, sich desselben nicht länger bedienen zu wollen; wenn man mit Hab und Gütern die Stadt verläßt; wenn einem, begangener Verbrechen wegen, dasselbe genommen wird (h. e. capitis deminutio media); durch ewige Verweisung (relegatio perpetua); und endlich durch den Verlust des ehrlichen Namens (privatio famae). Der gute Ruf oder ehrliche Name eines Menschen besteht in der günstigen Meinung anderer von dessen Charakter, und dem unverletzten Ansehn von Ehrliche, weshalb man ihn unter die Zahl der Bürger zu rechnen für würdig hielt. — Es wird hier nicht am unrichtigen Ort seyn, wenn ich etwas über die verschiedene Art und Weise, wie der ehrliche Name eines Menschen verloren gehen kann, anführe. Derselbe kann entweder, bloß eines herrschenden Vorurtheils wegen,

für ehrlos oder infam gehalten werden; oder er hat wirklich Handlungen unternommen, welche die Infamie nach sich ziehen. In jenem Fall gründet sich der ihm anklebende Schandfleck oder Makel (*levis notae macula*) auf eine von ihm getriebene Handthierung, welche man für schimpfend hielt. Dergleichen waren ehemals, die der Klopfsechter, Marktbrüder, Schalksnarren, Pfeifer und Spielleute, Katzenritter, Hundebelßer, Schäfer, Müller, Hutmacher, Väder, Schweinschneider und Schinder. Allen diesen ist aber, außer den Schindern und deren Kindern, durch ein Reichsgesetz der ihrer Handthierung anklebende Schandfleck genommen; daher sie denn jetzt andern ehrlichen Bürgern völlig gleich geachtet werden sollen.

Hat einer aber sich durch unternommene Handlungen die eigentliche Ehrlosigkeit (*infamia proprietatis*) zugezogen; so war entweder die Strafe der Ehrlosigkeit auf dergleichen Handlungen gesetzt; oder die Vollführung derselben brandmarkt an sich den Ausüßer und stellt ihn als einen bösen und ehrvergessenen Menschen dar (*infamia facti*). Dieses bewirkt, daß man einem solchen kein öffentliches Amt anvertraut, ob es gleich oft nicht hinreicht, ihm das übertragene zu nehmen.

Ist die Ehrlosigkeit durch die Gesetze bestimmte (*infamia juris*), so folgt solche theils aus dieser Bestimmung selbst (*immediate*), theils wird sie erst vom Richter begangener Verbrechen wegen erkannt

kantte (mediate). Im erstern Falle traf dieselbe, bey den Römern, schlechte, läderliche herumziehende Gaukler und Schauspieler, welches aber auf unsere jetzige Schauspielergesellschaften nicht anwendbar ist; ferner Hurenwirthe, und Vormünder, die vor abgelegter Rechnung ihre Pupillen heirathen würden; bey jetziger jährlicher Rechnungsabnahme kann jedoch dieser Fall nicht leicht eintreten. Eine Infamie hört auf, wenn sie der Regent wieder aufhebt; wenn die durch Gesetze bestimmte Dauer derselben geendigt ist, und wenn die berüchtigt gewordenen Personen durch Besserung ihres Lebenswandels den Fleck wieder auslöschen, der sie entehrt hatte.

Dieses mag genug seyn von den Personen bürgerlichen Standes, jetzt komme ich zu denen, welche sich hauptsächlich mit dem Landbau beschäftigen, und daher auch Bauern heißen.

E) Die Bauern (Rustici) wohnen theils in Flecken mit Bürgern vermischt; theils in Dörfern oder Kirchspielen, und sind jetzt in Deutschland größtentheils freye Leute, die jedoch von den Landgütern, die sie besitzen, gewisse Dienste leisten und Abgaben entrichten müssen. Dieses gründet sich hauptsächlich in ihrer ehemaligen Leibeigenschaft, aus welcher die meisten von ihnen nach und nach entlassen sind, und bey ihrer Entlassung zu dergleichen Dienstleistungen und Abgaben verpflichtet blieben. Indes giebt es auch an einigen Orten ganz freye Bauern, die bloß einige Abgaben wie Bürger entrichten, aber gar keine

keine Herrendienste zu leisten brauchen, und diese sind Ueberbleibsel der ursprünglich freyen Leute, die sich nie in Knechtschaft befanden.

Die jetzigen freyen Bauern sind entweder unmittelbare Reichsbauern, deren Dörfer unter Kaiser und Reich stehen, wie es dergleichen noch in Schwaben giebt; oder mittelbare, einem Reichsstande unterworfenen Bauern. Die von ihnen bewohnten Orte, sind theils Amts- theils Gerichtsörter. Hiernach werden die Bauern eingetheilt: in Amts- oder Kammerbauern, welche die Kammergüter der Fürsten bebauen (Dominici s. fiscalini); in Gutsteute, Junkermeyer, adeliche Hinterlassen, die zum Gute eines Edelmannes gehören (Patrimoniales) und sogenannte Pfarrbauern, Wiedemutsbauern, Gotteshausleute, welche auf den Klosterdörfern wohnen (Dotales).

In Rücksicht ihrer Besizungen haben sie nach Verschiedenheit der Deutschen Provinzen auch verschiedene Benennungen, als Meyer, Halbmeyer, oder Ackerleute, Halbspanner, ferner Vollköther, Köther, Wanikfiser und Hauslinge.

Die verschiedenen Rechte und Pflichten der Landleute werden unten weiter auseinander gesetzt werden. — Zu den freyen Personen gehören ferner noch:

F) Die Freygelassenen (Libertini), welche aus dem unsreyen Stande entlassen waren.

Bei den Römern geschah die Freylassung (Manumissio) theils auf eine feyerliche, theils nicht feyerliche

feyerliche Art. Jenes geschah in den öffentlichen Volksversammlungen (per censum lustralem); nach Einführung des Christenthums, am Oftertage in den Kirchen (in sacrosanctis ecclesiis); durch letzte Willensverordnungen (per testamenta) und endlich durch den Prätor, zuweilen auf öffentlicher Straße. Vermöge dieser feyerlichen Entlassung erhielten die gewesenen Sklaven zugleich das römische Bürgerrecht, welches bey der minder feyerlichen Entlassung nicht der Fall war. Diese nicht feyerliche Freylassung geschah 1) durch einen von fünf Zeugen unterschriebenen Freyheitsbrief (per epistolam) 2) durch die solches beabsichtigende Erklärung des Herren, im Beyseyn einiger Freunde, (inter amicos). 3) Durch die Einladung desselben mit ihm an Einem Tische zu essen (per convivium) 4) durch den Zuruf „mein Sohn“ (per nominationem filii).

Dergleichen Freygelassene blieben jedoch mit ihrem Herren noch in einiger Verbindung, und mußten ihnen, als ihren Patronen, die größte Ehrfurcht und Untergebenheit bezeugen.

Hey den Deutschen kamen die nicht freyen Leute, oder Leibeigenen, aus der Dienstbarkeit, ebenfalls durch verschiedene von den Römern angenommene Feyerlichkeiten, vorzüglich aber durch Freyheits- oder Laßbriefe, in welchen oft ganzen Dörfern auf einmal die Freyheit geschenkt wurde; außerdem aber auch, wenn sie Kriegesdienste nahmen, besonders in Zeiten, da es an Soldaten fehlte; wenn sie in
Städte

Städte zogen, daselbst Handwerker lernten und gewisse Bedienungen erhielten; oder wenn sich ihr Herr eines Verbrechens gegen sie schuldig gemacht hatte, wodurch er seiner längern Herrschaft verlustig wurde; oder wenn sie sich gewisse Jahre an einem fremden Orte aufgehalten, ohne von ihren Herren zurückgerufen zu seyn: und endlich, wenn der Herr eine Selbigne heyrathete.

In neuern Zeiten sind die deutschen Selbigen größtentheils durch die menschenfreundlichen Gesinnungen der Landesregenten in Freyheit gesetzt, indem es diesen mit der reinen Moral des Christenthums nicht vereinbar schien, Herrn von Sklaverey zu seyn, die auch, wie sie selbst, Christen und Menschen waren.

Je mehr die Fürsten empfinden, daß sie nicht Geld und Gut, sondern Menschen sind, und je mehr das Gefühl eigener Würde, auch die im Staube kriechende Armuth zu beleben anfängt, je weniger kann sich der Abstand zwischen Despotismus und Sklaverey erhalten. So sehr wir es daher einer vernünftigen Aufklärung danken müssen, daß sie auch die niedrigste Klasse unsrer Nebenmenschen, von manchen, die Menschenwürde erniedrigenden, Begriffen und Empfindungen zu befreyen angefangen, und die wahren Rechte der Menschheit wieder aus ihrer Dunkelheit hervorgezogen, um eben dadurch den Menschen, die doch im Grabe gleich sind, auch im Leben mehr Gleichheit zu schenken, so sehr müssen wir

wie doch eben aus Liebe zu diesen unseren Brüdern wünschen, daß nicht falsche Begriffe von Aufklärung, Freyheit und Gleichheit, die Köpfe aller unserer Zeitgenossen bethören, und sie zu Nachahmern des entsetzlichen Beyspiels Frankreichs machen mögen, wo die ehemaligen unglücklichen Sklaven eines Despoten und seiner Diener, noch unglücklichere Sklaven der Kabale, des Privatintresses und der Faktionen geworden sind, welche ihnen nicht nur die wenigen Broden des ehemaligen Wohlstandes nach und nach ganz entreißen, sondern sie endlich bey Tausenden auf dem von Blute triefenden Altar der alles zerstörenden Anarchie, durch Hunger, Krieg und Morden, hinopfern.

Nun noch einiges von den unfreyen Menschen. Bey den Römern wurden die Sklaven (Servi) dem Viehe gleich geachtet, und nicht als Personen oder Mitglieder des Staats angesehen. Ein Beweis, daß die Moral und Philosophie dieses Volks im Ganzen nicht viel feiner war, als die der Türken und anderer Morgenländer noch jetzt ist. Dergleichen Menschen wurden entweder von einer Sklavin, als Sklaven geboren, oder aus freyen Menschen zu Sklaven gemacht. Letzteres geschah, wenn sie im Kriege gefangen, und also statt des Lebens der Freyheit beraubt wurden; wenn sie nach erreichten zwanzigsten Jahre sich selbst verkauften, da sie als freye Bürger von ander nicht verkauft werden durften; und wenn sie als Freygelassene sich

un.

undankbar gegen ihre vorigen Herren betrogen, und zur Strafe in die vorige Sklaverey zurückkehren mußten.

In den Zeiten der Republik behandelte man die Sklaven sehr grausam; jeder Herr konnte frey über das Leben derselben disponiren, und sie auch geringer Vergehen wegen umbringen. Erst August nahm den Römern diese so oft gemißbrauchte Gewalt, und befahl, daß die Verbrechen der Sklaven allemal vor ihrer Bestrafung gerichtlich untersucht werden sollten. Unter der Menge von Sklaven, die aus den eroberten Provinzen des römischen Reichs zusammengeschleppt wurden, befanden sich viele Künstler und Gelehrte, welche man für große Summen erkaufte, und ihnen sehr wichtige Hausdienste übertrug; viele von ihnen wurden aber auch auf die Landgüter geschickt um daselbst Ackerbau zu treiben; und diese hatten viel Aehnlichkeit mit den deutschen Leibeigenen. Indes unterscheiden sich die Leibeigenen doch sehr von den Sklaven. Denn sie werden nicht nur als Personen betrachtet, denen gewisse Rechte zustehen, sondern die Gewalt ihrer Herren ist auch auf verschiedene Weise größtentheils durch das Herkommen und alte Verträge eingeschränkt. Von den freyen Bauern unterscheiden sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie nicht wie diese bloß von ihren Gütern, sondern vielmehr von ihrer Person, Dienste leisten müssen, welche ihren Herren eigenthümlich zugehört. Eben d aher dürfen sie sich auch nicht ohne deren

deren Einwilligung von dem Orte ihres Aufenthalts wegbegeben. Die übrigen Verhältnisse und Pflichten der Leibeignen sind in den deutschen Ländern, wo solche noch angetroffen werden, sehr ungleich. Die persönlichen Dienste, welche sie zu leisten haben, wurden gewöhnlich festgesetzt, zuweilen aber auch der Willkür ihrer Herren überlassen. Zuweilen gehören diesen, sämmtliche in Besitz und Cultur der Leibeignen sich befindende Häuser und Ländereyen, denen selbige alles, was sie von der Erndte nicht zum eigenen Unterhalte gebrauchen, abliefern müssen; zuweilen besitzen aber die Leibeignen die Grundstücke auch als Eigenthum, und müssen davon nur gewisse Abgaben entrichten; dürfen solche aber ohne Einwilligung der Herren nicht veräußern. Stirbt ein Leibeigner, so bekommt der Herr, wenn er will, gewöhnlich das beste Stück aus dessen Nachlasse, als das beste Pferd, die beste Kuh, ein Stück Leinwand u. d. gl. welches Haupt oder Gewandfall heißt.

Die Leibeignen sind entweder als solche geboren oder durch andere Umstände in die Dienstbarkeit gekommen. Viele wurden freywillig, die meisten aber gezwungner Weise leibeigen; jenes oft aus Noth z. B. bey einer entstandenen Hungersnoth; oft aus Aberglauben, indem sie sich dem Schutz der Klöster unterwarfen und ihnen dafür dienten; zuweilen auch durch Verheirathung mit einer Leibeignen; da die unfreye Hand, die freye nach sich zieht. Gezwungen zur Leibeigenschaft wurden die Kriegsgefangnen,

die man zur Bebauung wüster Ländereyen ansetzte, und die sogenannten Wildfänger; welche sich eine gewisse Zeit hindurch als Fremde an einem Orte aufgehalten hatten, wo die Lust eigen macht; wie dieses noch in einigen Gegenden der Pfalz üblich ist. — Auf welche Weise die Leibeigenschaft aufhört, ist schon vorhin angeführt worden.

Zellmann.

10.

Wider die Spielsucht auf Akademien:

Eine Warnung des seligen Professor Ferber zu
Helmstädt.

Das Spiel ist jetzt der gewöhnliche Zeitvertreib der ganzen feinen Welt. Es ist die bekannteste Art von Erholung, sowohl unter Vornehmen als Niedrigen, bey dem reifen Alter und bey der Jugend, bey den Gelehrten und Ungelehrten; selbst Könige und Fürsten sitzen am Spieltische, und Staatsmänner, von denen die Wohlfahrt ganzer Nationen abhängt, holen für die, im Kabinette erschlaffte Nerven — Ruhe vom Spieltische. Die Gewalt der Spielgöttin ist unumschränkt. Und woher kommt dieser allgemeine Hang zum Spiel? Vielleicht reizet das Beyspiel, welches wir von unserer Kindheit an vor Augen haben zur Nachfolge; wir werden zum Spiel nicht so, wie zu andern Sachen durch Zwang angehalten; Gewohnheiten, die einmal angenommen sind, herrschen zu mächtig, als daß man sich leicht davon losmachen könnte; der Ekel einer lästigen Gesellschaft kann durch nichts so gut vermindert werden, als durch das Spiel. Diese Gründe haben freylich ihren Werth, aber sie bleiben doch nur bey der Oberflache.

Vielleicht dringt man tiefer in die Natur der Sache ein, wenn man sagt: das Spiel schmeichelt zugleich der Trägheit des Körpers, und der Wirksamkeit der Seele; die Ideen, womit wir uns im Spiel beschäftigen, kommen unter dem Scheine der Neuheit immer wieder, und bieten sich von selbst an, ohne gesucht zu werden; die lebhaftesten Fähigkeiten der Seele, der Witz, die Einbildungskraft, der Scharfsinn, werden im Spiel am meisten und leichtesten unterhalten, und endlich die mächtigsten Leidenschaften des menschlichen Herzens, Hoffnung und Furcht finden in jedem Augenblicke des Spiels neue Nahrung.

Sind dies nicht starke Lockungen, womit das Spiel seine Günstlinge zu reizen pflegt? Aber man führt noch mehr Gründe an, die es empfehlen sollen. Man sagt, das Spiel ist die beste Schule Menschencharaktere zu studiren. Sollte dieß wohl wahr seyn? Der Zuschauer mag es vielleicht thun, wenn er keine nützlichere Belohnung dazu weiß, aber schwerlich der Spielende selbst, der über dem Spiel gewiß das Studium der Menschheit vergißt. Es soll ferner eine Schule der Selbstbeherrschung seyn. Der Mensch müßte erst gebohren werden, dem das Spiel von dieser Seite nützlich werden könnte. Die Erfahrung spricht sehr laut für das Gegentheil. Auf diesem Wege geht fast immer die Selbstbeherrschung verloren. Man zieht sich, sagt man endlich, wenn man das Spiel nicht versteht, den Namen eines Spielignoranten, eines Sonderlings zu, und ver-

sperrt

sperrt sich den Zugang zu Bekanntschaften, die unser Glück machen könnten. Dieß sind Gründe, die auch alle Ausschweifungen empfehlen könnten. Ein junger Mensch, der edel denkt, wird sein Glück nicht bey Menschen suchen, welchen er sich erst durch das Spiel empfehlen soll. Und ist es nicht weit edler, auch durch ein standhaftes Beyspiel herrschende Gewohnheiten, die unleugbar mehr Schaden als Nutzen stiften, in Abnahme, als durch seine Theilnehmung, wenn sie nicht, wie in gewissen Fällen, Pflicht wird, in Ausnahme bringen zu helfen.

Ich kann es nicht leugnen, daß ich nur unter gewisser Einschränkung wünsche, daß sich der akademische Jüngling die Stunden der Erholung bey dem Spieltische wähle. Keine Klippe unter allen ist gefährlicher als diese, und an keiner scheitert auch selbst der beste Jüngling leichter, als an eben dieser.

Soll also das Spiel eine Art der Erholung seyn, so muß es doch kein Hazardspiel seyn. Kann man sich denn wohl für einen, mit Menschenverstand begabten Sterblichen etwas entehrenders denken, als gewisse Summen, sie mögen beträchtlich, oder unbeträchtlich seyn, dem blindesten Zufall anzuvertrauen? Und wie viel entehrender ist es für Söhne der Weisheit, an etwas Unterhaltung und Vergnügen zu finden, das mit der Weisheit im vollkommensten Widerspuche steht, und wobey sich nicht die geringste

Kunstfertigkeit lernen und anwenden läßt? Bey andern Spielen können doch gewisse Kräfte der Seele, Besinnung, Nachdenken, Scharfsinn geübet werden; man hat es mehr in seiner Gewalt das Spiel nach seinem Gefallen zu lenken; ja man kann sich sogar durch eine gewisse Geschicklichkeit vor andern auszeichnen. Aber bey dem Hazardspielen kann der ärgste Dummkopf glücklicher seyn, als der klügste und weiseste Mann; das Glück entscheidet hier ganz allein. Die Poltzei dürfte dergleichen Wagspiele um einen hohen Preis durchaus nicht verstaten; sie bringen oft den Reichsten in die gefährlichste Armuth. Es ist zwar auf allen Universitäten das Glückspiel scharf verboten, unsern akademischen Bürgern wird bey ihrer Immatrikulation ein ausdrücklich höchstes Verbot diese Spiele betreffend, mitgetheilt, aber es sind Werke, die im Finstern getrieben werden.

Gesetzt aber, Sie wählen erlaubte Spiele zu Ihrem Zeitvertreib. Nun so müssen doch jene allgemeine Regeln dabey zuerst beobachtet werden, die man als das Maß und die Richtschnur der Ergötlichkeit ansehen muß.

1) Wir müssen dabey keine einzige unserer höheren Pflichten übertreten. Es sollen ja nur Ruhepunkte seyn, Erholungen nach vollendeten gewöhnlichen Geschäften, Ausruhung. Wie könnten sie denn in den Stunden selbst gebraucht werden, wo man wichtigeren Pflichten Gemüthe thun muß.

2) Sie

2) Sie müssen mit weiser Vorsicht und Mäßigung genossen werden. Sie sollen uns wie Reisende in kurzen Augenblicken der Ruhe erquickten, nicht aber aufhalten, ermüden und entkräften.

3) Man muß sich an keine Art der Ergözung so stark gewöhnen, daß man nicht dieselbe bisweilen, ohne sie im geringsten zu vermissen, ganz und gar entbehren und mit andern Arten eines unschuldigen Vergnügens leicht vertauschen könnte. Sie dürfen nicht Bedürfnisse werden.

Daher sind Ergözungen, die schnell vorübergehen, und uns die Mittel und Quellen vieler andern künftigen Vergnügungen entziehen, die unserer Gesundheit schaden, die Munterkeit des Geistes und des Körpers wenigstens auf einige Zeit schwächen; die uns zur Abwartung unserer Geschäfte, in deren glücklichem Fortgange eine Hauptquelle des Vergnügens liegt, untüchtig machen, deren öfterer Genuß leicht Bedürfnisse und fast Nothwendigkeiten der Natur erzeugen, solche, die ihren Werth sehr bald verlieren, und mit der größten Vorsicht zu gebrauchen sind.

Wenden Sie nur diese allgemeine Regeln auf das Spiel an! Vorausgesetzt, daß es erlaubte, anmüthende, mit Nachdenken und Uebeklegung verknüpfte Spiele sind; daß Sie sich dadurch eine Art der Erholung verschaffen, und von ihren gewöhnlichen

Arbeiten ausruhen wollen; so müssen sie doch alle zu einer Zeit gewählt werden, wo wichtigere Geschäfte Ihnen zur Pflicht werden. Man muß sie nicht in Stunden suchen, die zur Aufklärung unsers Verstandes, und zum Wachsthum in nützlichen Kenntnissen bestimmet sind. Denken Sie oft an die Worte: ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Ohne weise Eintheilung der Zeit sind die Fortschritte in den Wissenschaften unmöglich. Machen Sie sich einen vernünftigen Plan zur Beobachtung Ihrer Pflicht, und diesen befolgen Sie auf das pünktlichste, auch als denn, wenn Ihre Neigung eine Stunde des Vergnügens vertauschen müßte. In den Geschäften des Lebens werden Sie öfters zu Arbeiten eingeladen, wenn Sie sich gern dem Vergnügen überlassen möchten. Und wollten Sie Ihre Neigung auf Akademien verzärteln, so würden Sie einst als Männer Ihrem Beruf mit weniger Nutzen für die Welt und mit weniger Heiterkeit und Zufriedenheit Ihrer Seele ein Genüge thun, als es an und für sich geschehen könnte.

Soll das Spiel Erholung werden, so muß es nicht so lange fortgesetzt werden, bis es selbst zur Last wird. Nicht in den Stunden, die dem Schlafe bestimmt sind; nicht bis in die späte Nacht hinein; oder wohl gar bis die dämmernde Morgenröthe die Ankunft des Tages ankündigt. Dadurch geht der größte

größte Theil des folgenden Tages mehrentheils verloren. Man wird entweder in der Stunde noch schlafen, die wir schon den Wissenschaften widmen sollten, oder man wird schläfrig in die Vorlesung gehen, und nicht die Munterkeit des Geistes mitbringen, die doch zum Studieren so nöthig ist. Man wird diese und jene Stunde versäumen, dadurch eine Lücke in dem Zusammenhang der Wissenschaften machen, und endlich das ganze Collegium aufgeben, zwar noch mit dem Vorsatz es künftlaes halbes Jahr zu hören, aber darüber versäumt man einen so wichtigen Theil des akademischen Lebens, dessen Schade unerseßlich ist.

Und nun hüten Sie sich, daß Ihre Neigung zum Spiel nicht unordentlich und ausschweifend, daß sie nicht Spielsucht, das erniedrigendste und ehrloseste in der menschlichen Gesellschaft wird. Dann ist es sicher nicht mehr Erholung, nicht Ergözung, es ist Rauf und Wein angreifende, bestürmende, verzehrende, und zu allen Niederträchtigkeiten herabwürdigende Leidenschaft. Sie ist strafbar, weil sie das Spiel zum Hauptzweck des Lebens macht, und alle andere Pflichten vernachlässiget.

Lichtwer hat die Spieler in einer Fabel sehr gut geschildert. Ein Mensch, welcher lange Zeit in der Welt herumgezogen war, kam in sein Vaterland zurück. Seine Freunde ließen haufenweise zu, und

riefen: Es ist uns lieb, euch gesund wieder zu sehen, geschwind, erzählt uns doch etwas von euren Begebenheiten. Meine Herren, sagte er unter andern, ihr wißt, wie weit es von hier ist bis nach dem Lande der Huronen. Zwölfhundert Meilen noch weiter habe ich eine Art von Menschen gesehen, die mir sehr sonderbar erschienen hat. Sie blieben öfters bis tief in die Nacht um einen Tisch herum bey einander sitzen; sie haben aber weder den Tisch bedeckt, noch sonst etwas, womit sie ihre Kinnbacken beschäftigen. Der Donner könnte über ihren Häuptern brüllen, zwei Armeen könnten sich ihren zur Seite schlagen, der Himmel selbst könnte einzufallen drohen, ohne daß sie von ihren Plätzen aufstehen, und auseinander gehen würden, denn sie sind taub und stumm. Man hört zwar zuweilen einige unvernehmliche Töne von ihnen, diese Töne aber haben keine Verbindung unter sich, und können also auch nichts zu sagen haben. Und doch machen sie, daß einige von diesen Leuten die Augen auf eine seltsame Art im Kopfe verdrehen. Ich habe ihnen öfters mit Verwunderung zugehört, denn es mangelt ihnen nie an Zuschauern, welche vermuthlich alle aus Neugier um sie herumtreten, und glaubt mir meine Freunde, ich werde nie die schrecklichen Gesichter vergessen, die ich an ihnen selbst zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. Verzweiflung, Wuth, bisweilen eine böshafte und mit Unruhe vermischte Freude kamen auf denselben zum Vorschein. Bald sahe ich sie

sie wüthend wie die Furchen, bald finster und stille
 wie die höllischen Richter, bald in Angst, wie die
 Missethäter, die man zum Tode führt. „Aber“
 fragten die Freunde des angekommenen Reisenden,
 „was haben denn diese unglücklichen Leute vor? arbei-
 ten sie vielleicht für das allgemeine Beste“? O nein!
 „Nun so suchen sie vielleicht den Stein der Weisen“?
 Auch das nicht! „Aber vielleicht die Quadratur des
 Kreises“? Noch weniger. „Nun so thun sie gewiß
 Buße für ihre Mißhandlungen“? Ihr irret euch aber-
 mals! „Aber ihr redet uns da von wahren Beses-
 senen! Sie hören nicht, reden nicht, fühlen nicht,
 und was thun sie denn“: Sie spielen!

So bald das Spiel zu einer Sucht wird, dann
 ist nichts, was es vertheidigen könnte. Es ist nicht
 bloß eine Unterlassung des Guten und ein Zeitverderb,
 sondern es reizt auch die Begierden zu heftig und
 regellos, wird favorit Neigung, und bemisst sich
 der Seele und des Körpers des Spielsüchtigen.

Es übt seine Herrschaft über die Seele aus.
 Die Spielsucht vertilgt alle andere nützliche
 und ernsthaftige Gedanken, und erfüllt sie bloß
 mit Vorstellungen des Gewinnstes oder des Ver-
 lustes. Und wie erniedrigend ist es für die Mensch-
 heit, wenn man die Talente, die man von der Na-
 tur bekommen hat, unausgebildet läßt, und die See-
 lenkräfte, die durch weise Anwendung immer glänzen-

der gemacht werden könnten, und wodurch man Hell und Freude um sich her verbreiten könnte, ganz un- bearbeitet bleiben. Und ist es nicht Pflicht für die Cultur seiner Seelenkräfte zu sorgen? Die bloße Na- tur macht den Menschen nicht zu dem, was er seyn kann und soll. Die Talente, wie sie die Natur schenkt, sind Schätze, kostbare Mitgaben, aber sie gleichen rohen Diamanten, deren Glanz erst durch die Politur kommt. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freylich nicht den Maler, aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

Heißt also bleib den großen Bestimmungen des akademischen Lebens gemäß handeln, den Erwartungen des Vaterlandes und den Hoffnungen eines besorgten Vaters Genüge thun, wenn man die Uebung der Seelenkräfte verabsäumet? Für einen solchen Spieler sind die Freuden der Natur nichts, die von allen Seiten her ihm entgegen strömen. Alle die großen, den Geist veredelnden und das Herz erheben- den Gegenstände der Natur vertauscht er mit einer Hand voll Karten, und schränkt seinen Umgang nur auf Menschen ein, die statt ihn zu belehren, zu berathen und zu erfreuen, stumm neben ihm sitzen, und keinen andern Laut von sich hören lassen, als den, welchen der Gang des Spiels erfordert.

Noch

Noch mehr: nehmen Sie nun das Letztere noch dazu! Sie spielen unglücklich und verlieren das Geld, welches zu so guten und edlen Absichten bestimmt war; das Geld, welches als ein Capital gut angelegt werden, und einst die herrlichste Ausbeute geben sollte; das Geld, welches nicht selten der saure Schweiß von dem erworbenen Gute des rechtschaffenen Vaters war, der sich und den Seinigen deswegen alle Bequemlichkeiten, ja oft die Bedürfnisse des Lebens entzogen, um nur seinem Sohne, der Hoffnung seines Alters, die nöthige Unterstützung auf Akademien verschaffen zu können. Dieses Geld verlieren Sie sorglos in einer Stunde, und stürzen sich dadurch in die äußerste Gefahr, Ihr künftiges Glück, Ihre Ehre, Ihr Gewissen zu verletzen, und die heiligsten Pflichten mit Füßen zu treten; zerrütten dadurch Ihre ganze Oekonomie, häufen nun Schulden auf Schulden, werden durch den östern Zuspruch der Gläubiger mißmüthig, gerathen auf Abwege, versäumen Collegia, denken an nichts als wie Sie Ihre Schulden tilgen, und neue Summen zum Spiel aufleihen wollen; und nun kommt die Zeit, wo Sie die Akademie verlassen sollen, und Sie müssen entweder heimlich entweichen, Ihren guten Namen beschimpfen, und sich von Ihren Gläubigern nachsuchen lassen, oder Sie müssen das Herz Ihres Vaters zerreißen, und ihm die Schuldenlasten melden, damit er noch sein letztes mit Thränen hergeben und Sie retten mag. Jetzt kommt aber erst die

zu späte Reue, da der entscheidende Zeitpunkt da ist, wo Sie vor den Augen der Welt. Rechenschaft von Ihrer angewandten Zeit ablegen sollen; und nun martert die traurige Erinnerung, daß diese Zeit zum unerseßlichen Verlust verschwendet, daß die Kräfte der Seele nicht geübt und gebraucht worden, daß man keinen Anspruch auf Versorgung machen kann, daß man dadurch die Seinigen kränke, sich selbst zum Spott und der Verachtung aller Vernünftigen darstellt. Wenn dieses Gemälde nicht rührt, nicht auffordert, wenn er bisher seine Pflichten vernachlässiget hat, mit gedoppeltem Eifer sie nun zu erfüllen; wenn dieser Gedanke des ihm drohenden Unglücks nicht centnerschwer wird, das Herz nicht mit Scorpionenfischen verwundet; nun der ist auch nicht von dem Abgrunde des Verderbens zu retten!

Aber auch der Körper leidet unter der Herrschaft der Spielsucht. Wie kann er stark und zu seinen gewöhnlichen Verrichtungen bey dem entsetzlichsten Aufruhr und Gewühle der Leidenschaft geschickt bleiben? Stellen Sie sich doch das Bild eines Spielers recht lebhaft vor. Zorn und Freude drücken sich wechselseitig auf seinem Gesichte aus. Die wilden Gebärden, die funkelnden Augen, der Fluch, den er ausstößt, verkündigen sein Unglück. Seine Augen sind starr auf den Tisch geheftet. Fällt die Karte unglücklich; wer kann alsdann den Zustand seiner Seele ausdrücken! Kaltes Entsetzen fährt wie ein

ein Wetterstrahl durch seine Glieder; sein Herz pocht mit gedoppelten Schlägen, sein Blut starrt in den Adern, es vergeht ihm die Sprache und Alles schwundet vor seinen Augen. Hundert verschiedene Neigungen, die bisher geschlummert hatten, Schrecken, Gewissensbisse, Reue, Schaam, Beängstigung, Abscheu vor sich selbst, brennendes Mitleiden mit dem armen Vater, Furcht vor Schimpf und Armut tobten auf einmal in seinem Herzen. Nun hat er den äussersten Gipfel der Verzweiflung erstiegen, nun folgt er allen seinen Begierden ohne Zwang wie ein wildes Roß, das ohne Reiter zügellos die Gefilde durchstreicht. Ruhe, erquickender Schlaf sind von ihm gewichen, und bey diesen beständig erhigten Leidenschaften, bey diesem unruhig brausenden Blute wird die ganze Maschine seines Körpers nach und nach zerrüttet. Seine jugendlichen Wangen welken dahin, wie eine Blume, die vom Wurm gestochen, oder vom Sturm zu Boden geworfen ist.

Welche Republik würde solche Gesetze dulden, die die Wohlfahrt einer Welt stürzen könnten! Ist es wohl vernünftig, anstatt des anständigen Weges zum Vorthell, wobey mir Niemand fluchen kann, das Glück des Spiels zu wählen? Ein Glück, wo ich entweder des Gebrauchs meines Verstandes mich begeben, um zu erwarten, welcher von zween, oder mehr möglichen Fällen zutreffen wird, oder wenn ich meinen Verstand gebrauchen will, meinen Nebenmenschen

menschen oft niederträchtig betrüge. Und welsch ein Anblick ist eine Spielgesellschaft, die den entscheidenden Augenblick des großen Gewinnstes oder Verlustes erwartet! O wie viele schöne Bildungen, in welchen sonst Aufrichtigkeit und Ruhe lachten, werden hier durch Züge der wechselnden Furcht und Hoffnung, des Neides, der äußersten Begierde, und des Niederschlagenden in den unglücklichen Augenblicken des Verlustes verstellt! Sterbliche! warum martert ihr euch um einer kleinen Geldsumme willen mit den aller entsetzlichsten Empfindungen, die schon so manchen zur Verzweiflung gebracht haben? O wie beklagenswürdig ist der Zustand eines Menschen, der die Herrschaft über seine Leidenschaften verloren hat! wie gräßlich sind alsdenn die Verzerrungen in der menschlichen Natur! Verhärtung gegen alles seine Gefühl, Verleugnung der Ehre, der Rechtschaffenheit, der Menschenliebe, Verkennung auch der heiligsten Pflichten, Tödrung des Gewissens, und die letzten Ausbrüche des Lasters, sind oft die Folgen einer übermächtig gewordenen Leidenschaft und besonders der Spielsucht! Sollte nun wohl noch einer unter Ihnen seyn, den dies Gemählde des in allem Betracht unglücklichen spielsüchtigen Jünglings nicht rühren? der es sich nicht von nun an zur heiligsten Pflicht machen sollte, alle Kräfte anzuwenden, einer Leidenschaft zu widerstehen, die mit so vielen Vergehungen wider göttliche und menschliche Gesetze, mit so vielen Gefahren, und äußerst traurigen Folgen ver-

vergesellschaftet ist? Lassen sie sich nicht von der thörichten Einbildungskraft einwiegen, und glauben Sie nicht, daß Ihre Neigung zum Spiel nie Spiellucht werden würde. Sie sehen es jetzt freylich als einen unschuldigen Zeitvertreib an, aber unvermerkt wird es durch öftere Wiederholung eine Leidenschaft, und die Leidenschaft bringt bald die Vernunft unter ihre Herrschaft. Gesezt aber, es hätte schon zu starke unbegranzte Neigung zum Spiel tiefe Wurzeln geschlagen. Nun so unterdrücken Sie mit männlichem Ernst jede dieser aufwallenden Neigungen und empfinden Sie das göttlich Schöne in dem Siege über Ihre Leidenschaft. Wonnegefühl durchströmt die Brust, und jeder Athemzug wird so leicht, wie die Luft im May nach einem fruchtbaaren Gewitter.

Kann die Bitte eines aufrechten, Ihnen ganz ergebenen Freundes, etwas vermögen? Ist Ihnen die Ruhe ihres Geistes, Gesundheit und Leben; ist Ihnen das frohe Bewußtseyn von der treuesten Erfüllung Ihrer Pflichten, sind Ihnen diejenigen theuer, mit denen Sie durch enge Bande der Natur verbunden sind, ist Vaterlandes Liebe noch nicht ganz in Ihrem Busen verloschen, o so bitte ich Sie, ja ich beschwöre Sie, wachen Sie über sich, daß sich nicht eine Neigung unvermerkt entspinnt, die nach und nach unseelige Leidenschaft wird. Vergessen sie nie die Hauptabsicht Ihres akademischen Lebens, bes
denken

denken Sie, daß die akademischen Jahre nicht Jahre des Wohllebens und der Sinnenlust, sondern Jahre der Vorbereitung, des Einsammelns, des Fleißes, des Aufstrebens nach Geistesvollkommenheit sind.

Denken Sie oft an die traurigen Beyspiele derer, die auf diesem Wege unglücklich geworden sind, und sehen Sie, daß ihr Freund strauchelt, und eine eben so unglückliche Neigung zum Spiele fähle, So helfen Sie, eher ganz darnieder sinkt, reinigen und heilen Sie die Wunden, bevor das Gift ihres Eifers in die innersten Gefäße des Lebens schleicher. Was sind Freuden, die mit so langen Tagen des Schmerzens verbunden sind? und die Bilder derselben scheinen bey der Erinnerung so sparsam und träge, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel.

ganz unglücklich geworden sind, und die Bilder derselben scheinen bey der Erinnerung so sparsam und träge, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel.

W 6598 (2)

AB: W 6598 (2)

Vd 18

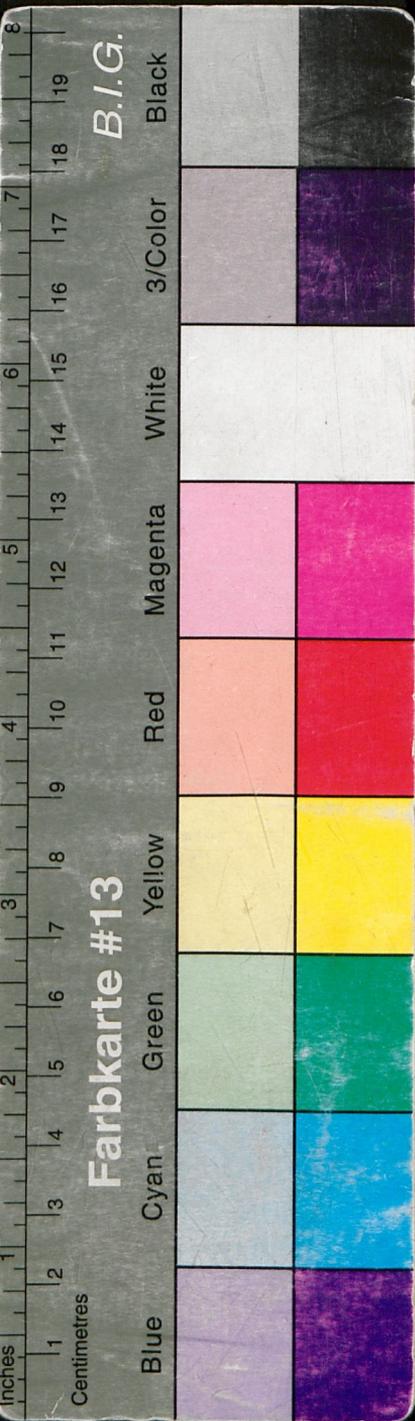
ULB Halle

002 675 730

3







Farbkarte #13

B.I.G.

Vorübungen

zur
Akademie für Jünglinge.

Herausgegeben

von

G. F. Palm und G. W. F. Beneken.

Zweiter Band.

Leipzig,
in der Weidmannschen Buchhandlung,
1793.

